



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# **Geschichte der Holzbaukunst in Deutschland**

**Lachner, Karl**

**Leipzig, 1887**



[urn:nbn:de:hbz:466:1-94714](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-94714)



















GESCHICHTE

DER

# HOLZBAUKUNST IN DEUTSCHLAND.

EIN VERSUCH

VON

CARL LACHNER

DIREKTOR DER STÄDT. HANDWERKER- UND HANDELSSCHULE IN HILDESHEIM.



MIT 4 FARBIGEN TAFELN, EINER RADIERUNG UND 343 TEXTILLUSTRATIONEN.

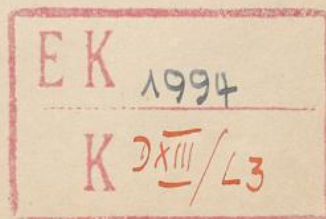


03  
MQ  
14267

LEIPZIG

VERLAG VON E. A. SEEMANN

1887.





GESCHICHTE

HOLZBAUKUNST IN DEUTSCHLAND

VON

DR. CARL FRIEDRICH

VERMISCHTE

VERLAG

DRUCK



ERSTER THEIL.

---

DER

NORDDEUTSCHE STÄNDERBAU.

---







## VORWORT

**D**ie Geschichte der deutschen Holzarchitektur hat bislang nicht die ihr gebührende Beachtung gefunden; in den Handbüchern der Kunstgeschichte ist dieselbe früher kaum mit einem gelegentlichen Hinweis bedacht; erst seit Lübke in seiner deutschen Renaissance ihr eine eingehendere Aufmerksamkeit zugewandt und Gladbach sein treffliches Spezialwerk über die Holzarchitektur der Schweiz herausgab, hat man ihr eine grössere Beachtung geschenkt.

Die Bedeutung der deutschen Holzarchitektur wird schon durch den Umstand bestimmt, daß ihre hervorragendsten Schöpfungen dem 16. Jahrhundert angehören, also in eine Zeit fallen, deren Kunstleistungen wir noch heute bewundern und zur Nachahmung eifrig empfehlen.

In den Tagen nationaler Begeisterung und gestärkten Selbstbewußtseins mußte auch der Trieb, sich im eigenen Hause besser umzusehen und dessen Wert würdigen zu lernen, wieder in uns erwachen. Um so höher wird die Freude, wenn wir in den vergessenen Ecken Perlen und Edelsteine vorfinden, die nur einer geringen Pflege bedürfen, um aufs neue zu erglänzen.

Möge daher dieser erste Versuch einer zusammenhängenden Darstellung der geschichtlichen Entwicklung der deutschen Holzarchitektur liebevolle Aufnahme finden und die Erkenntnis fördern helfen, daß es hohe Zeit sei, die noch vorhandenen Trümmer und Reste der Werke unserer Väter vor dem Untergange zu bewahren.



Der Mangel eingehender Vorarbeiten wird die Lücken, welche dieser Versuch aufweist, erklären und einigermaßen entschuldigen. Die litterarischen Erscheinungen, welche sich bislang mit diesem Stoff beschäftigten und teilweise für die Abfassung beziehungsweise für die Illustration benutzt werden konnten, sind die nachfolgenden:

Böttcher, Die Holzarchitektur des Mittelalters. Berlin, Ernst & Korn.  
Buhlers, Die Entwicklung des Hildesheimer Profanbaues. 1882.  
Hildesheim, Lax.

Cuno und Schäfer, Holzarchitektur vom 14. — 18. Jahrh. Berlin,  
Wasmuth.

Gladbach, Holzarchitektur der Schweiz. 1885. Zürich, Orell, Füßli  
& Co.

Lachner, Holzarchitektur Hildesheims. 1882. Hildesheim, Borgmeyer.  
Lehfeldt, Die Holzbaukunst. 1880. Berlin, Springer.

Liebold, Die mittelalterliche Holzarchitektur in Niedersachsen. 1874.  
Halle, G. Knapp.

Lübke, Geschichte der deutschen Renaissance. 2. Aufl. 1882. Stuttgart,  
P. Neff.

Ortwein, Deutsche Renaissance. Leipzig, E. A. Seemann.

Bei der Herstellung des Illustrationsmaterials hat mir Herr Zeichenlehrer Ph. Schmidt fördernd zur Seite gestanden, was hiermit dankend anerkannt sei. Ebenso habe ich dankend die freundliche Mühewaltung anzuerkennen, mit welcher mein Herr Verleger mir bei meiner Arbeit sowohl in litterarischer wie in illustrativer Hinsicht behilflich gewesen ist.

Hildesheim, Juli 1885.

Carl Lachner.



## I N H A L T.

	Seite
Einleitung . . . . .	1
I. Abschnitt. Die Konstruktion . . . . .	9
1. Die ältere Gestalt des Ständerhauses . . . . .	11
2. Die Weiterentwicklung des Ständerhauses . . . . .	24
II. Abschnitt. Die Ornamentik . . . . .	35
1. Die gotische Periode . . . . .	36
2. Die Periode des Mischstils . . . . .	55
3. Die Renaissanceperiode . . . . .	89
4. Die Verfallperiode . . . . .	126

## Verzeichnis der Abbildungen.

Fig.	Fig.
1. Gerüst eines Ständerhauses aus dem 15. Jahrh.	37. Halberstadt, Breiterweg Nr. 30.
2. Grundriß der Kirche zu Braunau.	38. Halberstadt, Ratskeller.
3. Kirche zu Braunau.	39. Kopfbandschema in Hildesheim.
4 u. 5. Teile von der Kirche zu Braunau.	40. Braunschweig, Kuhstraße Nr. 32.
6 u. 7. Verbindung der Zwischengefloßbalken mit den Ständern.	41. Halberstadt, Westendorffstraße Nr. 25.
8. Kopfbandkonstruktion.	42. Münden a. d. W., Marktplatz.
9 u. 10. Versteifung der Ständer.	43. Hildesheim, Braunschweigerstraße Nr. 611.
11. Schema des vorgekragten Ständerhauses.	44. Hildesheim, Schuhstraße Nr. 462.
12. Auskragende Balkentumpfe.	45. Halberstadt, Ratskeller.
13. Deckenbildung.	46. Halberstadt, Fischmarkt Nr. 1.
14. Schutzblechkonstruktion.	47. Hildesheim, Eckemeckerstraße Nr. 1254.
15. Dachstuhlkonstruktion.	48. Hildesheim, Trinitatis-Hospital.
16 u. 17. Eckbildung.	49. Halberstadt, Fischmarkt Nr. 12.
18. Eckbildung in Braunschweig.	50. Braunschweig, Wendenstraße Nr. 12.
19. Fensterkonstruktion.	51. Hildesheim, Kramergildehaus.
20. Thürkonstruktion.	52. Halberstadt, Holzmarkt Nr. 24.
21. Thorfahrtkonstruktion.	53. Halberstadt, Breiterweg Nr. 8.
22. Grundrißschema.	54. Halberstadt, Fischmarkt Nr. 11.
23. Treppenanlage.	55. Halberstadt, Fischmarkt Nr. 1.
24. Füllholzkonstruktion.	56. Braunschweig, Grödelingerstraße Nr. 38.
25 u. 26. Fensterbrüstungsgefache.	57. Braunschweig, Auguststraße Nr. 32.
27. Schema des westfälischen Ständerhauses nebst Auslucht mit Giebelabluß.	58. Braunschweig, Reichenstraße Nr. 7.
28. Auslucht mit Giebelverdachung aus dem Ende des 16. Jahrh., einem älteren Ständerhause in Hildesheim, Marktstraße Nr. 316, angeheftet.	59. Braunschweig, Schützenstraße Nr. 32.
29. Schema des niederländischen Ständerhauses nebst Auslucht mit Pultdachabluß.	60. Hildesheim, Osterstraße Nr. 280.
30. Auslucht ohne Verdachung, einem älteren Ständerhause in Hildesheim, Jakobstraße Nr. 124, angefügt.	61. Braunschweig, Hinter der Petrikirche.
31. Hildesheim, Osterstraße Nr. 132.	62. Hildesheim, Langerhagen Nr. 1666.
32. Thorfahrt mit überhängender Auslucht, Halberstadt, Harsleberstraße Nr. 6.	63. Hildesheim, Braunschweigerstraße Nr. 540.
33. Schema eines Vorhangbogenfensters.	64. Cassel, Fischerstraße Nr. 10.
34. Flur- und Treppenanlage in Hildesheim, Lambertplatz Nr. 649.	65. Hildesheim, Burgstraße Nr. 1453.
35. Kellervorbau.	66. Braunschweig, Südklink Nr. 8.
36. Gitterfachwerk in Halberstadt.	67. Braunschweig, Hinter der alten Wage Nr. 20.
	68. Halberstadt, Ratskeller.
	69. Herford, Brüderstraße Nr. 356.
	70. Halberstadt, Franziskanerstraße Nr. 12.
	71. Hildesheim, Eckemeckerstraße Nr. 1731.
	72. Halberstadt, Düsterngraben Nr. 12.
	73. Hildesheim, Ratsapotheke.
	74, 75 u. 76. Hildesheim, Ratsapotheke.
	77. Hildesheim, Osterstraße Nr. 280.
	78. Halberstadt, Holzmarkt Nr. 23.



- |   |   |
|---|---|
| <p>Fig.</p> <p>79. Halberstadt, Hinter der Münze Nr. 19.</p> <p>80. Hildesheim, Neuer Schaden.</p> <p>81. Braunschweig, Langenstraße Nr. 9.</p> <p>82. Braunschweig, Breitenstraße Nr. 14.</p> <p>83. Hildesheim, Knochenhaueramtshaus.</p> <p>84. Hildesheim, Knochenhaueramtshaus.</p> <p>85. Hildesheim, Ratsbauhof.</p> <p>86. Braunschweig, Stecherstraße Nr. 10.</p> <p>87. Hildesheim, Hoherweg Nr. 366.</p> <p>88. Herford, Neustadt Nr. 251.</p> <p>89. Hildesheim, Almsstraße Nr. 27.</p> <p>90. Hildesheim, Altpetrifstraße Nr. 492.</p> <p>91. Braunschweig, Prinzenwinkel Nr. 4, Beguinenhaus.</p> <p>92. Braunschweig, Reichenstraße Nr. 31.</p> <p>93. Hildesheim, Domhof Nr. 1211.</p> <p>94. Hannover, Burgstraße Nr. 28.</p> <p>95. Minden a. d. W., Ziegelfstraße Nr. 543.</p> <p>96. Hildesheim, Neuer Schaden.</p> <p>97. Riegelbandschema in Stadthagen.</p> <p>98. Quedlinburg, Marktstraße Nr. 5.</p> <p>99. Hameln, Bäckerstraße Nr. 58.</p> <p>100. Hildesheim, Wollenweberstraße Nr. 920.</p> <p>101. Hildesheim, Goldener Engel.</p> <p>102. Hildesheim, Goldener Engel.</p> <p>103. Hildesheim, Goldener Engel.</p> <p>104. Halberstadt, Harsleberstraße.</p> <p>105. Halberstadt, Lichtengraben Nr. 15.</p> <p>106. Höxter, Hüttches Haus.</p> <p>107. Braunschweig, Rathaus.</p> <p>108. Hildesheim, Gelber Stern Nr. 1048.</p> <p>109. Hildesheim, Goldener Engel.</p> <p>110. Höxter, Hüttches Haus.</p> <p>111. Halberstadt, Harsleberstraße Nr. 8.</p> <p>112. Hildesheim, Ratsbauhof.</p> <p>113. Goslar, Mönchstraße Nr. 3.</p> <p>114. Hildesheim, Altermarkt Nr. 1525.</p> <p>115. Hildesheim, Altermarkt Nr. 1535.</p> <p>116. Hildesheim, Ratsapotheke.</p> <p>117. Halberstadt, Breiterweg Nr. 20.</p> <p>118. Hildesheim, Museum.</p> <p>119. Halberstadt, Backenstraße Nr. 43.</p> <p>120. Halberstadt, Schuhhof.</p> <p>121. Minden a. d. W., Siebenturmstraße Nr. 348.</p> <p>122. Braunschweig, Schützenstraße Nr. 34.</p> <p>123. Hildesheim, Osterstraße Nr. 273.</p> <p>124. Hildesheim, Lambertiplatz Nr. 671.</p> <p>125. Hildesheim, Lambertiplatz Nr. 671.</p> <p>126. Hildesheim, Jakobifstraße Nr. 124.</p> <p>127. Hildesheim, Godehardsplatz Nr. 1099.</p> <p>128. Hildesheim, Annenstraße Nr. 721.</p> <p>129. Horn, Hauptstraße Nr. 48.</p> | <p>Fig.</p> <p>130. Blomberg, Rathaus.</p> <p>131. Braunschweig, Südstraße Nr. 4.</p> <p>132, 133 u. 134. Hildesheim, Godehardsplatz Nr. 1167.</p> <p>135. Hildesheim, Jakobifstraße Nr. 124.</p> <p>136. Hildesheim, Rathausstraße Nr. 385.</p> <p>137. Hildesheim, Marktstraße Nr. 78b.</p> <p>138, 139 u. 140. Hildesheim, Hoherweg Nr. 391.</p> <p>141. Hildesheim, Neustädter Schenke.</p> <p>142. Hildesheim, Hoherweg Nr. 1804.</p> <p>143. Hildesheim, Vorderer Brühl Nr. 1036.</p> <p>144. Hildesheim, Dammstraße Nr. 1436.</p> <p>145. Lemgo, Papenstraße Nr. 70.</p> <p>146. Bevern, Wohnhaus.</p> <p>147. Höxter, Tillyhaus.</p> <p>148. Braunschweig, Bohlweg Nr. 47.</p> <p>149. Halberstadt, Harsleberstraße Nr. 9.</p> <p>150. Lemgo, Breitenstraße Nr. 3.</p> <p>151. Salzuflen, Langestraße Nr. 33.</p> <p>152. Stadthagen, Marktplatz.</p> <p>153. Hildesheim, Neustädter Schenke.</p> <p>154. Hildesheim, Dritte Querstraße Nr. 181 u. 152a.</p> <p>155. Hildesheim, Ratsapotheke.</p> <p>156. Hildesheim, Annenstraße Nr. 721.</p> <p>157. Hildesheim, Jakobifstraße Nr. 124.</p> <p>158. Hildesheim, Neustädter Schenke.</p> <p>159. Hildesheim, Godehardsplatz Nr. 1167.</p> <p>160. Halberstadt, Schmiedestraße Nr. 17.</p> <p>161. Braunschweig, Bäckerkint Nr. 4.</p> <p>162. Hildesheim, Querstraße Nr. 182.</p> <p>163. Hildesheim, Neustädter Schenke.</p> <p>164. Hildesheim, Ratsapotheke.</p> <p>165. Hildesheim, Rathaus.</p> <p>166. Braunschweig, Neustädter Rathaus.</p> <p>167. Höxter, Tillyhaus.</p> <p>168. Braunschweig, Bäckerkint Nr. 4.</p> <p>169. Halberstadt, Holzmarkt Nr. 8.</p> <p>170. Eimbeck, Northeimches Haus.</p> <p>171. Quedlinburg, Pölkensstraße Nr. 19.</p> <p>172. Halberstadt, Holzmarkt Nr. 21.</p> <p>173. Halberstadt, Westendorf Nr. 23.</p> <p>174. Minden a. d. W., Tanzwerderstraße.</p> <p>175. Quedlinburg, Steinweg.</p> <p>176. Quedlinburg, Steinweg Nr. 33.</p> <p>177. Salzuflen, Langestraße Nr. 47.</p> <p>178. Hameln, Ritterstraße Nr. 4.</p> <p>179. Halberstadt, Backenstraße Nr. 43.</p> <p>180. Halberstadt, Breiterweg Nr. 64.</p> <p>181. Quedlinburg, Steinweg Nr. 23.</p> <p>182. Hildesheim, Mühlenstraße Nr. 1390.</p> |
|---|---|

### Farbige Tafeln.

- I. Von dem Hause Nr. 11 der alten Knochenhauerstraße in Braunschweig.
- II. Das Haus Am Sack Nr. 5 zu Braunschweig.
- III. Einzelheiten von Hildesheimer Häusern.
- IV. Fassadenteile von der Altstädter und der Neustädter Schenke in Hildesheim.



## EINLEITUNG.



ie die Geschichte der Baukunst im allgemeinen, so bildet auch insbesondere die Geschichte der Holzbaukunst eine gewichtige Seite der Kulturgeschichte. Zwar weist sie uns nichts zu sagen von großen Monumentalbauten, in denen die kirchlichen oder weltlichen Mächte ihrer Würde Ausdruck und sichtbare Gestalt gaben. Aber sie hat gleichwohl ihr besonderes die Seite des Gemütes berührendes Interesse, insofern sie für einen großen Teil des germanischen Nordens zusammenfällt mit der Geschichte des städtischen Wohnhauses. Freilich nur innerhalb eines ziemlich beschränkten Zeitraums. Denn die Geschichte des Bürgerhauses läßt sich an der Hand der noch vorhandenen Denkmäler nicht weit über die Mitte des 15. Jahrhunderts zurückverfolgen. Für die weiter zurückliegende Zeit sind wir auf Mutmaßungen angewiesen, die sich auf schriftliche Überlieferungen ziemlich dürftiger Art und auf einzelne sich gelegentlich in Miniaturen mittelalterlicher Handschriften findende, wenig verlässliche Darstellungen gründen lassen. Soviel steht unbedingt fest, daß der Typus des spätmittelalterlichen Wohnhauses, wie er uns in Deutschland gegenübertritt, eine sehr lange Entwicklungsgeschichte hinter sich hat, die zurückreicht bis in die Zeit, wo die sächsischen Kaiser den Grund zur Festigung der städtischen Gemeinwesen legten. Die ursprüngliche Form des freigelegenen Bauernhauses mußte sich, als sich in den Städten Haus an Haus reihte, manche Umgestaltungen gefallen lassen, um den veränderten Lebensverhältnissen, der ökonomischeren Ausnutzung des Raumes für Wohnzwecke sowohl wie für die Bedürfnisse des Handels und Gewerbes gerecht zu werden.

Die kirchliche Baukunst kommt für die Aufgabe, die wir uns gestellt haben, naturgemäß so gut wie gar nicht in Betracht. Indes haben die wenigen für gottesdienstliche Zwecke errichteten Holzbauten, die sich bis auf unsere Zeit an einigen entlegenen Orten erhalten haben, schon um deswillen ein besonderes Interesse für uns, weil sie hinter der Zeitgrenze liegen, mit welcher unsere Darstellung zu beginnen hat. Zwischen der Erbauungszeit der ältesten noch erhaltenen Kirche und den ältesten noch vorhandenen Bürgerhäusern liegen mehr als zwei Jahrhunderte. Das wichtigste Denkmal jener Art ist die auf dem Gottesacker zu Braunau im Riesengebirge belegene, aus dem Jahre 1171 stammende Kirche, weshalb wir ihr eine nähere Beschreibung gönnen müssen.

Lachner, Holzarchitektur.



Bevor wir jedoch dazu übergehen, ist es erforderlich, einige allgemeine Bemerkungen über die verschiedenen Arten des Holzbaues voranzuschicken. Wir unterscheiden nämlich zwei im wesentlichen von einander abweichende Bauweisen, den Blockbau und den Ständer-, bez. Fachwerksbau\*).

Der Blockbau, welcher in roher Weise die Balkenhölzer über einander schichtet, also keine eigentlich stützenden Glieder kennt, ist zweifelsohne die älteste Form des Holzbaues. Sie ist in einzelnen holzreichen Gebirgsgegenden, z. B. im bayerischen Hochlande, noch jetzt in Übung. Wir kommen auf die Eigentümlichkeiten dieser Bauart und ihre freilich nur geringe ornamentale Entwicklung später in einem Anhang zu dieser Darstellung zurück, die sich der Hauptsache nach auf das Gebiet des Ständerbaues zu beschränken hat.

Die Ständerbauten lassen sich in zwei Gruppen einteilen, von denen die eine die Ständerriegel- (oder Fachwerks-) Bauten, die andere die Ständerblockbauten umfaßt. Beiden Gruppen gemeinsam ist das Konstruktionsprinzip, demgemäß sich das Gerüst oder Gerippe, welches den Bau zusammenhält, auf vier mit einander zu einem Rahmen verzapften Balkenschwellen aufbaut. Die in diese Balkenschwellen eingestämmten Ständer sind beim Riegelbau in angemessener Höhe durch Querhölzer (Riegel), mitunter auch noch zur Erhöhung der Festigkeit mittels Strebehölzer verbunden und tragen die Balkenlage, auf welcher ein oberes Geschoss oder das Dach auf sitzt. Zur besseren Verdeutlichung geben wir in Fig. 1 das Gerüst eines einzeln stehenden Wohnhauses aus dem 15. Jahrhundert.

Die Ausfüllung der durch das Holzgerüst gebildeten Fächer (daher der Name Fachwerksbau) kann nun entweder durch bloße Verschalung oder durch Ziegel und ähnliches der Erde entnommenes Füllmaterial erfolgen.

Bei den namentlich in der Schweiz üblichen Holzbauten fällt die Verriegelung der Ständer fort, da die zwischen ihnen eingeschobenen über einander geschichteten Balken sowohl den Zweck der Wandbildung erfüllen, als auch für die Festigkeit des Baues sorgen. Derartige Bauten bezeichnen wir demgemäß als Ständerblockbauten.

Die frühesten Ständerbauten bestanden unzweifelhaft nur aus einem Geschoss; erst als die Grundfläche in den von Mauern umschlossenen Städten kostbarer wurde, begann man ein zweites und noch weitere Geschosse aufzusetzen. Vor dem 12. Jahrhundert wird es kaum mehrgeschossige Wohnhäuser gegeben haben. Die Wandbildung wird bis dahin auch nur mittels Bretterverschalung bewirkt worden sein, wie wir mit einiger Sicherheit aus dem Umstande schließen dürfen, daß die oben erwähnte Braunauer Kirche in dieser Weise hergestellt war.

Zu diesem Bauwerk zurückkehrend, geben wir über dasselbe die nachfolgenden Daten. Das Gebäude ist 20 m lang, 8,7 m breit und hat einen rechteckigen, am Chor dreiseitig endenden Grundriß, dem ein kleiner Sakristeiraum hinzugefügt ist (Fig. 2). Den Kirchenraum umgiebt eine 2,20 m breite, nach außen offene, aber gedeckte Halle, deren Pultdachflächen sich dem Hauptgebäude anschließen und nur an den Eingängen durch kleine Giebel dreiecke unterbrochen werden. In ihrem Äußern besitzt die Kirche eine auffallende Ähnlichkeit mit den romanischen Basiliken; das eigentliche Gebäude erscheint als Mittelschiff, die Hallen vertreten die

\*) Auch wohl Riegelbau genannt. Wir vermeiden jedoch diese Bezeichnung, weil sie das charakteristische Merkmal der betreffenden Bauweise nicht scharf genug hervorhebt.



Seitenschiffe, mit denen sie noch mehr Analogien bieten würden, wenn ihre seitliche Verschalung auf der Außen- und nicht auf der Innenseite sich befände. Das Gerippe der eigentlichen Kirchenwand bilden lotrechte kräftige Pfoften, in etwa 3 m weiten Abständen; unten ist ihnen eine Schwelle als Stütze gegeben, oben, in der Firflinienhöhe des Pultdaches, tragen sie ein Rahmholz; gegen seitliche Verschiebung und zur besseren Versteifung dienen schräg gestellte Schubriegel. Der Verband der einzelnen Holzteile unter sich wird bewirkt mittels Überplattung und Verbolzung, ohne daß die vorderen Sichtflächen in eine Ebene gelegt wären; die gleiche Anordnung wiederholt sich in der oberen Wandhälfte.

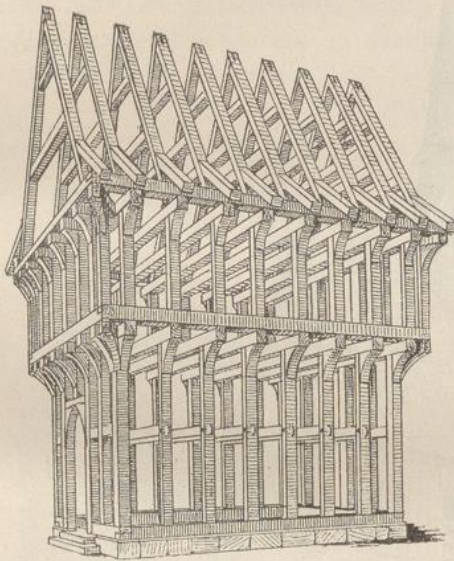


Fig. 1. Gerüst eines Fachwerkshaufes aus dem 15. Jahrh.

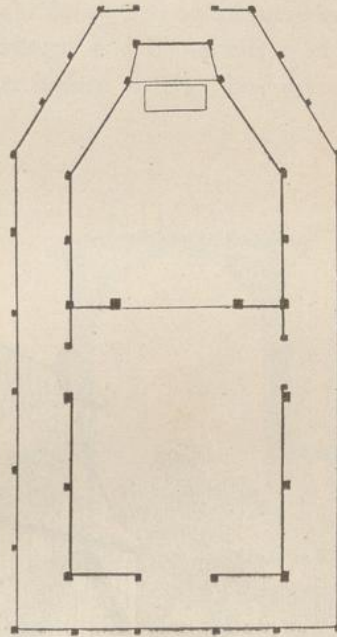


Fig. 2. Grundriss der Kirche zu Braunau.

Es muß hier besonders hervorgehoben werden, daß die großen Zwischenräume zwischen den Ständern eine Ausfüllung durch Mauer- oder Flechtwerk unmöglich machten und keinesfalls dafür bestimmt waren. Zu dem konstruktiven Aufbau paßte nur eine Bretterverkleidung, wie sie das Bauwerk heute noch trägt. Der untere durch die Vorhalle geschützte Teil der Hauptwand ist auf der Innenseite, der obere dem Wetter preisgegebene, auf beiden Seiten durch vertikal herabhängende Bretterlagen eingeschalt (Fig. 3 u. 4).

Bemerkenswerte Konstruktionen bieten ferner die Eingänge zur Vorhalle (f. Fig. 5); ihr rundbogiger Abschluß wird durch zwei geschweifte Büge in Verbindung mit dem Sturzriegel hergestellt und die sich hierbei ergebenden dreieckigen Zwischenräume mit kleinen Brettstückchen verdeckt. Gleich den andern Holzverbänden des Bauwerks sind die einzelnen Teile sichtbar mit Verzahnung überplattet und verbolzt, ein zimmertechnischer Gebrauch, der sich in der Gegend des Riesengebirges als besondere Eigentümlichkeit der dortigen Fachwerksbauten bis in die Neuzeit erhalten hat.



Sämtliche Dachflächen sind mit Holzschindeln bedeckt; dem steilen abwärts etwas geschweiften Dache des Hauptgebäudes ist ein achteckiger, keck aufsteigender Dachreiter aufgesetzt, dessen spitz zulaufende Flächen in der Mitte ein kleines Flugdach unterbricht; unten stellt ein schräges Brett die Verbindung der Trauflinie mit der Wand her. Fensteröffnungen sind nur wenige vorhanden und bieten in ihrer rechteckigen Gestalt keinerlei äußeren Schmuck.

Im Innern ist die Kirche vollständig verschalt und die Fugen der Bretterverkleidung durch gekahlte Leisten bedeckt; so wird der Wand eine lotrechte, der



Fig. 3. Kirche zu Braunau.

Decke eine wagerechte Felderteilung verliehen. Besonderes Interesse dürften die Schablonenmalereien der Chordecke beanspruchen; ihre gotischen Flachmuster gehören dem 14. Jahrhundert an und sind in weißer und hellgelber Farbe auf rotbraunem Grunde aufgesetzt, ohne weitere Konturenränderung erfahren zu haben. Ihre Zeichnung besteht aus Tierfriesen und Pflanzenmotiven, selbst eine gotische Majuskelinschrift hat auf ihnen Platz gefunden.

Wir schließen dieser Schilderung der Braunauer Kirche noch einige Notizen über andere, später errichtete Gotteshäuser mit Ständerkonstruktion an. Besondere Beachtung verdient zunächst die 1846 abgebrochene, aber aus Abbildungen noch



zu beurteilende Jodocus-Kapelle, welche auf dem Petri-Kirchhofe bei Mühlhausen in Th. 1251 erbaut wurde und bei 6,30 m Länge, 3,80 m Breite maß. Sie stimmt darin mit der Braunauer Kirche überein, daß ihr konstruktiver Aufbau aus einem Gerippe von Ständern und Rahmhölzern besteht, denen eine lotrechte Bretterlage zur Wandbildung angeheftet ist, daß also wie an jener ausgemauertes Riegelfachwerk noch keine Anwendung findet. Im übrigen ahmt ihre Deckenkonstruktion ein Spitzbogen-Tonnengewölbe nach, das aus Krummsparren mit aufgenagelten Brettern gebildet wird; ob erstere aus einem Stück bestanden haben und welche weitere konstruktive Bedeutung ihnen beigelegt werden darf, ist nicht mehr nachzuweisen.

Ihre Decke und Giebelwände waren mit Schablonen und figürlichen Malereien belebt; als Ornamentenmotive dienten Zickzacklinien und Blätterranken in roten, gelben und grünen Farben; zu den historischen Bildern lieferte die Legende des heiligen Jodocus die Motive.

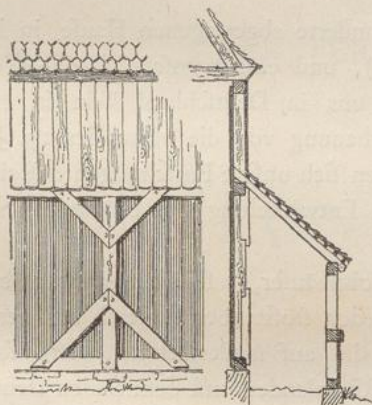


Fig. 4. Von der Kirche zu Braunau.

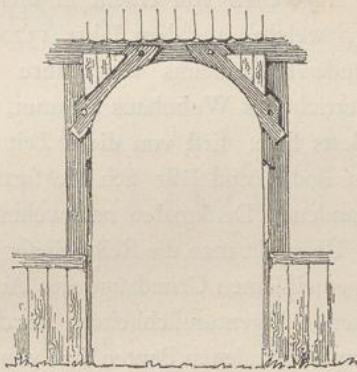


Fig. 5. Thür von der Kirche zu Braunau.

Einige andere Ständerkirchen aus dem 16. und 17. Jahrhundert befinden sich in Oberschlesien in der Nähe von Breslau und Brieg. Im nordwestlichen Deutschland steht noch eine größere Kapelle auf dem Kirchhofe von Stadthagen. Letztere ist im Jahre 1625 errichtet und verdient insofern einige Beachtung, als ihr Aufbau aus Riegelfachwerk besteht. In gleichmäßigen Abständen erheben sich die Ständer bis zu der Dachfläche und werden ohne jede weitere Ausschmückung durch vier Reihen horizontaler Riegelhölzer gegenseitig abgesteift; unten stehen sie auf einer Schwelle, oben tragen sie zur Stütze des Dachgebälks ein Rahmholz. Die Umfangswände bilden zwei parallele Längsseiten, welche Halbkreisbögen in Form von Apfiden mit einander verbinden, so daß also der Kapellengrundriß eiförmig erscheint. Mit dem oberen Wandabschluß beginnt auch die Dachfläche; statt der sonst an dieser Stelle üblichen Vorkragung der Dachbalken nach außen und ihrer Unterstützung durch Kopfbänder finden sich solche den Ständern im Innern ange setzt; eine Verstärkung erfährt diese Konstruktion durch einen von 3 Pfosten getragenen Unterzug, der dem Gebälk in der Mitte als Stütze dient. Das Dach ist schlicht, ohne Glockentürmchen, fettelförmig schließt es auf beiden Seiten mit abgerundeten Walmen ab. Dieser dürftigen architektonischen Ausstattung tritt im Innern eine



originelle Schablonenmalerei der Decke von unschönen Metall- und Rankenornamenten gegenüber, originell deshalb, weil, obschon von allen Seiten Licht einfällt, sie doch mit weissen Lichtkanten und schwarzen Schattenfurchen versehen ist und einzelne ihrer Felder sogar als hervortretende Balkenköpfe herausstapft wurden, um sie als mit aufgemalten Holznägeln der Decke angeheftet erscheinen zu lassen.

Aufser den hier angeführten Holzkirchen und Kapellen mag noch manches Gotteshaus derselben Bauart verborgen liegen; ist doch erst in den allerletzten Jahren von westfälischer Erde eine mit Runenschrift gezierte Holzkapelle in der Nähe Bielefelds verschwunden. Wir könnten an dieser Stelle auch noch eine lange Reihe von ehemaligen grösseren Holzkirchen aufzählen, über deren frühere Existenz historische Nachrichten vorliegen; da uns aber die Kenntnis über ihre Ausführung mangelt, so würde die Aufzählung nur ermüden. Wir verweisen den sich dafür interessirenden Leser auf die diesbezüglichen Nachrichten im »Rübezahl« (1871 Hef 3) und auf die Schrift von P. Lehfeldt über die Geschichte der Holzbaukunst.

Abgesehen von einem in diesem Jahrhunderte abgetragenen Hause in Marburg, welches aus dem Jahre 1320 stammte\*), und einem unscheinbaren Wohngebäude Hildesheims vom Jahre 1418, ist uns in Deutschland kein in Holzbau errichtetes Wohnhaus bekannt, dessen Erbauung vor die Mitte des 15. Jahrhunderts fiel. Erst von dieser Zeit an bewegen sich unsere Forschungen auf einem festen Boden und läst sich die fortschreitende Entwicklung des Ständerbaues an vorhandenen Denkmalen nachweisen.

Überieht man die Reihe dieser ältesten Wohnhäuser, so findet man zwar überall die gemeinfamen Grundzüge des Aufbaues wieder, stösst aber zugleich auf hervorstechende Eigentümlichkeiten, durch welche die auf niederländisch-westfälischem Boden entstandenen Bauten sich von den den Rheinlanden und dem Süden Deutschlands angehörigen auffällig unterscheiden, während diejenigen Teile Deutschlands, insbesondere die fränkischen Lande, wo der Holzbau schon frühzeitig von dem Steinbau verdrängt wurde, für unsere Betrachtung ausser Frage bleiben.

Wir unterscheiden also, ohne dass sich eine bestimmte Abgrenzung der Gebiete treffen liesse, in topographischer Beziehung eine norddeutsche und eine süddeutsche Gruppe des Ständerbaues und gliedern demgemäss unseren Stoff in zwei Hauptabschnitte.

\*) Wir kommen später bei der Behandlung der süddeutschen Holzarchitektur auf diesen Bau zurück.



ERSTER ABSCHNITT

---

DIE KONSTRUKTION

---









### Vorbemerkung.

**D**en höchsten Grad der Ausbildung erreichte der Fachwerksbau unbestritten in Niedersachsen, wo er weit länger gegen das Eindringen des Steinbaues standhielt als in anderen Gegenden Deutschlands und noch im 17. Jahrhundert allgemein in Übung war. Auf niedersächsischem Sprachgebiete läßt sich denn auch eine ganze Reihe größerer und kleinerer Städte aufzählen, in welchen der Steinbau erst mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts die altheimische Bauweise verdrängt hat. Kein Wunder also, daß die der Holztechnik eigentümlichen Schmuckformen sich hier zu wesentlich reicheren Leben entwickelten als in den süd- und mitteldeutschen Landstrichen, wo der Steinbau sich bald als die vornehmere Bauart geltend machte und die Patrizierhäuser aus der Menge der gewöhnlichen Bürgerhäuser aussonderte. Auf die Gestaltung dieses Verhältnisses hat, abgesehen von der konservativen Sinnesart des Volksstammes, ohne Zweifel der Umstand einigen Einfluß gehabt, daß die Eiche, als das beste und haltbarste Baumaterial, zwischen Weser und Elbe einen mächtigen Bestand aufzuweisen hatte. Im Schatten der Eiche gedieh gewissermaßen das Kunstleben des Volkes, soweit es mit dem Bau und der Einrichtung des Wohnhauses verknüpft war.

Die charakteristische Eigentümlichkeit des norddeutschen Fachwerkshauses ist die starke Vorkragung der einzelnen Geschosse über einander. Dieser Grundzug wird mit einer bewundernswerten Zähigkeit bis tief in das 17. Jahrhundert festgehalten. Er ist der Angelpunkt des baulichen Lebens, der allen Wandlungen des Zeitgeschmacks trotzt und das Stilgefühl der Handwerksmeister vor jener Verflachung und Verwirrung schützt, die das Eindringen fremder Formenelemente nur zu leicht mit sich bringt. Mit der Preisgabe der Vorkragung verliert der Fachwerksbau seine malerischen Reize und zugleich sein Schmuckbedürfnis. Er erscheint dann als ein faß- und kraftloses Mischwerk von Holz- und Steinbau, dem kein wie immer gearteter Dekorationsversuch zu lebendiger Wirkung verhelfen kann.



## I. KAPITEL.

### Die ältere Gestalt des Ständerhauses.

#### 1. Das untere und das Zwischengeschoss.

**A**uf niedrigem Steinfockel, der kaum die Fußbodenhöhe des Erdgeschosses überragt, liegt eine mächtige Schwelle; rechteckig behauen, mißt ihre Höhe mehr als ihre Dicke; auf sie stützen sich geradlinige Ständer mit kräftigen, tief in die Schwelle eingreifenden Brustzapfen. Zum Zweck der Wandbildung mußten Schwelle und Ständer gleiche Tiefe haben; sollte ihre Tragfähigkeit erhöht werden, so liefs sich dies nur durch eine seitliche Querschnittsvergrößerung erzielen. In der Regel ist daher die sichtbare Breite der Ständer gröfser als ihre der Mauerstärke entsprechende Dicke. Ihre Länge kommt durchgängig zwei Stockhöhen gleich.

Die Balken des über dem Erdgeschosse befindlichen Stockwerks sind mittels starker Brustzapfen in die äußeren Ständer eingelassen, ohne dafs Streben ihnen einen weiteren Halt verleihen; nur bei gröfseren Raumverhältnissen findet die Balkenlage in ihrer Mitte durch einen auf Pfosten ruhenden Unterzug eine Stützung.

An einigen älteren Bauten (Fig. 6) ragen die Brustzapfen der Balkenenden aus den sichtbaren Ständerflächen heraus, um dort mittels Bolzen befestigt zu werden.



Fig. 6.

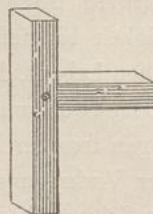


Fig. 7.

Diese zweckdienliche Holzverbindung war sowohl in Niedersachsen als auch in Hessen allgemein üblich und wurde erst in der Mitte des 15. Jahrhunderts aus Schönheitsrückichten aufgegeben.

Nach ihrer Beseitigung liefs man die Balkenbrustzapfen auf etwa  $\frac{4}{5}$  Wanddicke die Ständer durchschneiden (Fig. 7) und stellte den Verband mittels seitlich eingetriebener

Zapfen her. Durch diese Anordnung gelang es nicht allein die Balkenlage zu befestigen, sondern auch den Ständern einen kräftigen Halt zu schaffen. Bei ihrer beträchtlichen Länge war immerhin ein Ausbiegen möglich, was ohne Zweifel in der Richtung der schwächeren Dicke erfolgt wäre, hätte nicht die eingezapfte Balkenlage die Funktion einer Verstrebung gegen Einbiegung, einer Verankerung gegen Ausbiegung übernommen, so dafs die Einführung eines über dem Erdgeschosse liegenden Stockwerks mit nur geringer Höhe, des dieserhalb benannten Zwischengeschosses, eine konstruktive Bedeutung erhält. Die Anlage des



Zwischengefloßes, für welche man die verschiedensten Erklärungsversuche gemacht hat, begründet sich ganz naturgemäß auf dem Streben der alten Zimmermeister, ihren Werken möglichst große Widerstandskraft und Festigkeit zu verleihen.

Einteilung der Ständer in zwei den Geschosshöhen entsprechende Hälften mit dazwischengefloßener Schwelle oder Rahmholz fand nirgends statt; wohl aber finden sich an manchen Hoffseiten Ständer, welche ohne Unterbrechung alle Stockwerke durchschneiden, um gleichzeitig mehreren Balkenlagen als Stütze zu dienen. Wahrscheinlich war diese Bauart überhaupt den vorgekragten Ständerbauten vorgegangen und erst durch das Bedürfnis nach mehrgeschossigen Häusern verdrängt, oder richtiger, auf die beiden unteren Geschosse beschränkt worden, um hier dem darüberliegenden Aufbau als eine gegen jeden Seitenschub unempfindliche Unterlage zu dienen.

Das Zwischengefloß selbst wurde ziemlich niedrig gehalten, oft kaum nur 2 m hoch, einestheils weil es nur Schlafräume und Kammern enthielt, andernteils um nicht allzu hohe Ständer zu benötigen. Von einer seitlichen Verstrebung der unteren Ständerreihe durch schräge Schubriegel wurde Abstand genommen, weil die kleinen horizontalen Riegelhölzer, welche die Balkenlage nach außen abschlossen, sie entbehrlich machten.

## 2. Obere Geschosse.

Oben enden die Ständer in Brustzapfen und sind durch diese entweder direkt mit dem Balken des höher gelegenen Geschosses verbunden, oder aber, wie es später allgemein üblich wurde, mittelbar durch eine so niedrige Rahmholzschwelle, daß die Zapfen mitunter noch in die Balkenlage eingreifen konnten (Fig. 14).

Diese Balkenlage schließt nicht mit der unteren Wandfläche ab, sondern ragt über sie hinaus oder, wie man sich technisch auszudrücken pflegt, sie überkragt den unteren Gebäudeteil. Diese eigentümliche Konstruktionsweise findet sich schon an den ältesten bekannten Profanholzbauten völlig ausgebildet; sie ist es, welche dem Holzbau ein streng gesetzmäßiges Schema vorschreibt und ihn von dem Steinbau augenfällig unterscheidet.

Vor allem bedingt das Prinzip der Überkragung, daß Ständer und Balken in gleicher Zahl vorhanden sein müssen und, da ungleiche Abstände der scharf hervorgehobenen Stützen wie auch der vortretenden Balkenenden unschön wären, daß ihre Entfernungen unter sich regelmäßig sind; es bedingt aber auch ferner, daß die vorkragenden Balkenteile eine weitere Unterstützung durch schräg gestellte Holzstreben, Kopfbänder genannt, erhalten, sowie daß jene, um sie wirklich tragfähig zu machen, mit den Ständern regelrecht verbunden werden. Diefür wurden den Kopfbändern zwei lange Zapfen angearbeitet, welche tief in die Balken und Ständer einsetzten und mit ihnen verbolzt waren. Um die Festigkeit der Verbindung zu erhöhen, war es aber außerdem noch vielfach gebräuchlich, die Ständer mit besonderem stützenden Ansatz als scheinbarer Fortsetzung der betreffenden Kopfbänder auszuschneiden (Fig. 8), so daß der Ansicht, jene wären nur als Zierrat den Stän-

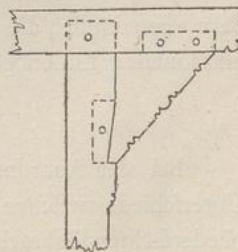


Fig. 8.

2\*



dem vorgefetzt, entschieden widerprochen werden muß. Die Kopfbänder waren wirkliche Konstruktionsteile, welche ebenso wie das Zwischengeschoss einzig und allein konstruktiven Gründen ihr Dasein verdanken.

Die vorgekrigten Balkenenden, Balkenköpfe genannt, tragen die Schwelle des höheren Stockwerks. Die Außenfläche derselben liegt mit der Hirnholzseite der Balkenköpfe bündig; meist besteht sie aus einem Stück und ist ungleich höher als dick.

Von der Schwelle erhebt sich die obere Ständerreihe in gerader Fortsetzung der unteren; gegen seitliche Verschiebung dienen ihr kleinere schräg gestellte Schub-

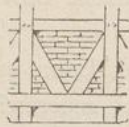


Fig. 9.

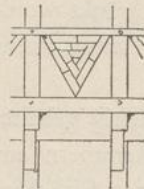


Fig. 10.

riegel (Fig. 9), welche mancherorts auf dreieckig zugeschnittene Holzteile, Winkelbänder (Fig. 10), zusammenschrumpfen und in dieser Gestalt die Ecken der Ständer und Schwelle ganz ausfüllen, während sie an anderen Orten, wie z. B. in Braunschweig, wo sehr hohe Schwellen vorkommen, wohl auch ganz fortfallen.

Den Raum zwischen den Ständern füllt in der unteren Hälfte gemauertes Ziegelmauerwerk aus, in der oberen Hälfte dient er zu Fensteröffnungen; selten daſs an Stelle der Fenster volle Wandflächen treten.

Nach demselben Schema wiederholt sich der Aufbau mit jedem neuen Stockwerke; eins ist dem andern vorgekrigt, bis schließlich das gleichfalls vorgekrigte Dachgebälk den oberen Abschluß bewirkt. Daſs die beiden oberen Geschosse gleich den unteren mit durchgehenden Ständern verbunden wären, kommt sehr selten vor; in folchem Falle unterbleibt natürlich die Auskragung des vierten Geschosses, während seine Balkenlage in der schon früher beschriebenen Weise in die Ständer eingreift.

Mehr als vier Geschosse bis zu der Dachtrauflinie kommen an den Langseiten der älteren Holzbauten nicht vor; an der Giebelseite hingegen steigt ihre Zahl bis auf acht, die alle mit Ausnahme der beiden untersten und obersten Stockwerke einander überkragen.

Eingebaute Giebelhäuser zählen in dem eigentlichen Niedersachsen zu den Seltenheiten, sie waren mehr an der Weser und in Westfalen zu Hause; in Niedersachsen sind die Straßenzüge fast ausnahmslos von steilen, ununterbrochenen Dachflächen eingefasst, die höchstens durch kleinere Luken eine kaum nennenswerte Belebung erfahren; nur an Eckhäusern waren Giebelflächen nicht zu umgehen. Den malerischen Reiz der älteren norddeutschen Fachwerkhäuser bewirkte also nicht die seitliche Nebeneinandergruppierung vor- oder zurücktretender Gebäudeteile, sondern vornehmlich die Auskragung ganzer Stockwerke, die das Gebäude in markigen, horizontalen Linien gliedern.

### 3. Die Balkenlage.

Bei der Anordnung der Balkenlage begegnen wir dem ersten wesentlichen Unterschiede zwischen niedersächsischer und westfälischer Bauweise. Während sie in Niedersachsen senkrecht zur Straßensflucht angeordnet ist, liegt sie in den westfälischen Gebäuden ihr parallel. Beiden Anlagen ist indessen die Regel gemeinschaftlich, daß jeder Balken von einem besonderen Ständer getragen wird, und zwar wurzelte



diese Gewohnheit im norddeutschen Holzbau so fest, daß sie auch dann noch dauernd befolgt wurde, als man bereits begann, den Balken ein horizontales Auflager durch zwischengefchobene Wandrahmenhölzer zu geben. Das Einzapfen der Balken in die Ständer finden wir — außer an Zwischengefchoffen — nur da, wo solche bis zur Dachbalkenlage durch das Gebäude gehen; doch beschränkt sich ihre Anwendung auf die der StraÙe abgewendeten Hausseiten und Giebelflächen, ohne selbst hier die Vorkragungen auszuschließen. Diese Fälle können daher auch nur als Ausnahmen der Grundregel gelten, welche der norddeutsche Ständerbau sonst durchgängig in seinem Auskragungsgefetz befolgt.

Hiernach bildet also jeder Balken mit seinen Ständerstützen ein selbständiges Glied der Gefchofsanlage, wie auch jedes Gefchoß einen Bau für sich vorstellen kann. Trotzdem waltet in dem Gesamtaufbau eine strenge Regelmäßigkeit, der sich die einzelnen Konftruktionsteile und Gefchoße unbedingt fügen.

#### 4. Das Auskragen der Balken.

Dem ganzen deutschen Norden — soweit ihn nicht slavische Volksstämme bewohnen — als grundlegendes Gefetz seiner Bauweise eigentümlich ist, wie gefagt, das Überkragen der Balkenenden über die sie tragenden Ständer hinaus, welches selbst das Auftreten der Kopfbänder überdauerte. Während aber infolge der verschiedenen Lage der Balken in Niedersächfen die überkragenden Balkenenden nach der StraÙen- und Rückseite aus der Gebäudefläche hervortreten, geschieht dies in Westfalen — sei es auch nur durch die Dachbalkenlage — an den Nebenseiten der Häuser, welche dort gewöhnlich durch einen schmalen Gang (den fog. Tropfenfall) von dem Nachbarhause getrennt find. Dergleichen enge, die

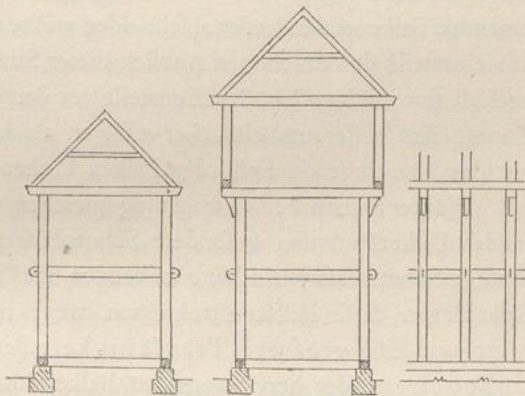


Fig. 11.

einzelnen Häuser trennende Gäßchen findet man noch heutzutage an vielen Orten Westfalens; ihre Anlage war eine naturgemäÙe Folge der Stellung der Häuser und ihrer Dachflächen, die zur Bildung des Tropfenfalls eines Zwischenraumes bedurften.

Diefer hier wie dort an verschiedenen Hausseiten ausgeführten Konftruktion kann sicher kein Spiel des Zufalls zu Grunde liegen; triftige Gründe werden fowohl in Niedersächfen als auch in Westfalen dazu geführt haben, die Balkenenden über die sie tragenden Ständer hervorragen zu lassen.

Ohne Zweifel gingen der Errichtung höherer Wohngebäude zweigefchoffige voraus, zu deren Wandbildung nur eine Ständerreihe dienen mochte (eine Annahme, die in der Beibehaltung der Zwischengefchofsanlage an späteren Bauten ihre Begründung erfährt), wobei den Dachbalken die Aufgabe zufiel, ihre Träger, die Ständer, durch einen haltbaren Querverband mit einander zu vereinigen. Beachtet man ferner, daß zwischen den Ständern und den vorfpringenden Balken an älteren



Häufeln kein Rahmholz liegt und die Ständerzapfen direkt in jene eingreifen (Fig. 11), so wird es erklärlich, wenn das Balkenende über den Ständer hinausragt; denn nur so war eine wirklich dauerhafte Verbindung möglich und ein Ausreißen des Balkenkopfes nicht zu befürchten. Bei dem Mangel von Rahmhölzern wird in der That die Vorkragung eine konstruktive Notwendigkeit. Diese zweckdienliche, ursprünglich nur für zwei Geschosse berechnete Konstruktionsweise wurde aber bei der Aufführung eines dritten Geschosses ohne Abänderung beibehalten, indem man der vorkragenden früheren Dachbalkenlage ohne weiteres das höhere Geschoss aufsetzte; so daß also die spätere Bauweise ganz naturgemäß aus der älteren Konstruktionsart hervorwuchs.

### 5. Das Auskragen der Geschosse.

Die Auskragung der Geschosse wird auf den Enden der überkragenden Balken durch Auflegen einer Kopfschwelle bündig mit deren Stirnseiten bewirkt (Fig. 1 u. 14) und jener dann die Ständer des höheren Geschosses aufgesetzt (Fig. 1). Diese Überkragung ist eine ganz naturgemäße Folge der Auskragung der Balkenenden und hat ficher Zweckmäßigkeitsgründen ihre Entstehung zu verdanken. Nachdem erstere gegeben war und man aus konstruktiven Gründen die überkragenden Balkenenden weder abschneiden wollte noch konnte, mußte etwas geschehen, um einesteils den unschönen Anblick dieser Stumpfen zu verhüllen, andernteils aber auch diese wichtigen Konstruktionsteile vor den Einflüssen der Witterung zu schützen. Konnte dies besser und einfacher erfolgen als dadurch, daß man das obere Geschoss um das überkragende Ende der Balken breiter machte?

Während man bei durchgängig gleichen Geschosstiefen sämtlichen hervortretenden Balkenstumpfen besondere Schutzdächer, bez. schiefe Überdeckungen und sonstige Schutzmaßregeln hätte anwenden müssen, fielen beim Überbauen der ganzen Balkenlagen diese Hilfskonstruktionen weg; man erreichte nicht nur Raumgewinn und eine größere Tragfähigkeit der Balken, auch das Unschöne und Unbeholfene der hervortretenden Balkenstümpfe verschwand.

Auskragungen der Balkenenden mit besonderen Schutzvorrichtungen, wie einzelne oder zusammenhängende schiefe Bretter, ohne Vorkragung der Geschosse (Fig. 12), finden sich noch an vielen untergeordneten Hoffseiten (wir erwähnen hier nur das

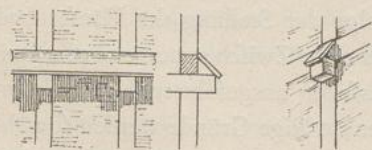


Fig. 12.

älteste Wohngebäude Hildesheims, Altemarkt Nr. 1516 vom Jahre 1418, dessen Nachbarhäuser aus dem 15. Jahrh. und das Haus der Dammstraße Nr. 1349 vom Jahre 1621) und bekräftigen die Annahme, daß diese Bauweise derjenigen

mit auskragenden Geschossen voranging. (An den oberen Geschossen des oben S. 6 erwähnten, 1320 errichteten Marburger Hauses begegnen wir derselben Konstruktionsweise. Die unteren Stockwerke dieses höchst merkwürdigen Gebäudes sind anderen Aufbaugesetzen unterworfen, welche bereits den Keim der späteren süddeutschen Bauweise in sich tragen und deshalb in deren Rahmen eingefügt werden müssen.)



So logisch und konstruktiv tadellos die Auskragung der Geschosse über den Balkenenden erscheint, so wenig kann sie an den anderen Seiten konstruktiven Gründen zugeschrieben werden. Die Anordnung von Stichbalken (Fig. 16 u. Fig. 17), welche entweder den letzten oder vorletzten Hauptbalken der Reihe eingezapft sind und die ganze Last der oberen Stockwerke, sowie des Daches aufzunehmen haben, ist weit eher ein Konstruktionsmangel. Hier walten andere Gründe: die Vorteile, welche man auf den Langseiten durch das konstruktiv Naturgemäße erreicht hatte, suchte man auch an den Giebelseiten herbeizuführen, und zwar schon um deswillen, weil es unschön gewesen wäre, wenn man bei Eckgebäuden die eine Straßenseite reich gegliedert, die anderen flach behandelt hätte. Schließlich mag der Umstand auch fördernd mitgewirkt haben, daß infolge der in Niedersachsen beliebten Stellung der Häuser nur die Eckgebäude, die den einen Giebel der Straße zuwenden, mit der mangelhafteren, schwächeren Konstruktion hätten versehen werden müssen. Als wahrscheinlich will es uns daher auch dünken, daß Niedersachsen die eigentliche Heimat dieser Bauweise ist, während sie Westfalen mit feinen der Straße zugewendeten Giebelseiten erst später von dorthier übernahm.

Um es also nochmals kurz zusammenzufassen: die Auskragung der Balken verdankt konstruktiven, die der Geschosse Zweckmäßigskeitsgründen und Schönheitsrückfichten ihr Entstehen.

Wir können indessen diesen Abschnitt nicht verlassen, ohne die verschiedenen Deutungen zu erwähnen, welche in dieser Beziehung von anderer Seite versucht worden sind. Einmal sollte ausschließlich der Gewinn an Raum, dann wieder der den unteren Konstruktionsteilen gewährte Schutz gegen Schlagregen Ursache zu ihrer Ausbildung gewesen sein. Essenwein und Semper finden die Begründung in statischen Motiven: die Absicht, das Durchbiegen der Balken im Innern durch ein Gegengewicht zu verhüten, sollte die Vorkragung veranlaßt haben. Lehfeldt meint den »Hauptgrund« in dem Bestreben der alten Zimmerleute, »dem ungleichen Setzen ihrer Bauten durch den Dreiecksverband entgegenzuwirken«, gefunden zu haben. Wieder andere glauben, daß die Überkragungen aus reiner Menschenliebe angeordnet seien, um die Straßenpassanten vor Regen zu schützen, oder daß sie nur dekorative Zwecke zu erfüllen hätten. Allen diesen Zwecken wäre man, wenn sie überhaupt in Frage gekommen wären, gewiß in wirksamerer Weise gerecht geworden, als es durch Vorkragung der Geschosse geschehen konnte.

## 6. Die Deckenbildung.

Den Auskragungen der Geschosse entspringt die Notwendigkeit, der aus der Wandfläche hervortretenden Balkendecke einen wettersicheren Abschluß zu verleihen. Die Balkendecke blieb im Innern der Gebäude durchgängig ohne Verschalung (Fig. 13), eine Berohrung von unten kannte man damals noch nicht; die Balken waren unten bis zur Hälfte sichtbar, die Zwischenräume ihrer oberen Hälfte mit Wellerhölzern ausgefüllt; über jene kam in den Wohnräumen Bretterbelag, in den Vorratsräumen Gipsestrich zu liegen. Anfangs scheint die Deckenwellerung zwischen den Balken ohne weiteren Schutz bis unter die Schwelle durchgeführt worden zu sein, später wurde sie von

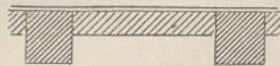


Fig. 13.



unten durch ein horizontal liegendes Brett abgeschlossen, das allmählich eine schiefe Lage annahm, um schließlich mit den Kopfbändern gleiche Neigung zu erhalten (Fig. 14). Durch diese Anordnung wurde nicht nur der Raum zwischen der vorspringenden Schwelle und dem darunter befindlichen Fenstersturziiegel oder Rahmholz ausgefüllt, sondern auch ein passender tektonischer Übergang der einzelnen Geschosse erzielt.

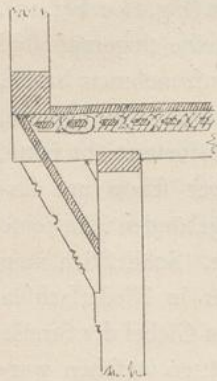


Fig. 14.

Waren ursprünglich die schiegen Bretter, Schutzbretter genannt, nur aus Zweckmäßigkeitsgründen angebracht, so gewannen sie im Laufe der Zeit eine dekorative Bedeutung, insofern sie nicht nur durch aufgemalte Flächenmuster belebt wurden, sondern auch zur Aufnahme eigentlicher Gemälde dienten oder auch mit ornamentalen Flachreliefs verziert wurden.

### 7. Das Dach.

Über dem Fachwerksbau erhebt sich das steile Satteldach, dessen Firmlinie, wie schon erwähnt, in Niederfachsen parallel der Straßsenflucht läuft, in Westfalen, Hessen und in der Wefergegend dagegen seine Giebelseite in der Regel der Straße zuwendet. Gleich den andern Geschossen krägt auch das Dachgebälk vor und birgt hinter der Trauflinie eine weit vorgeschobene Schwelle. So zweckentsprechend die aneinandergefügte Dachreihe für ihre größere Festigkeit auch sein mochte, so entbehrt sie, da ihre lang gezogenen, mit eintönigen Ziegeln bedeckten Flächen, kaum durch untergeordnete Dachluken unterbrochen wurden, des malerischen Reizes, welcher die westfälischen Straßenprospekte mit den der Straße zugewandten Giebeln darbieten. Ihr Hauptbau ist selten mehr als zweigeschossig; mit dem ersten vorgekrägen Stockwerk beginnt auch ihre Dachfläche. Die geringere Vorkragung der

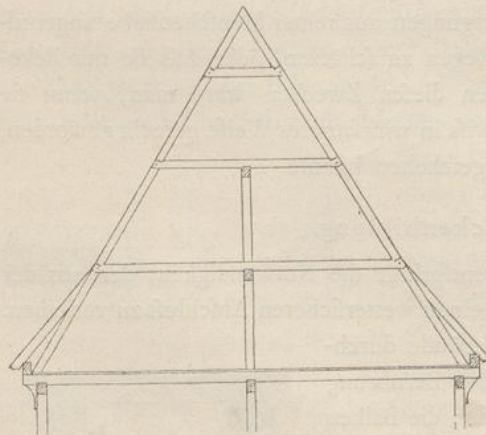


Fig. 15.

Geschosse findet ihre Erklärung in der Stellung der Balkenlagen. Der Richtung des Daches entsprechend liefen jene parallel zur Straßsenflucht, und so war es eigentlich selbstverständlich, daß man die Festigkeit der vorkragenden Stichbalken nicht unnötigerweise durch weite Ausladungen in Frage stellte.

Größere Übereinstimmung zeigt die Konstruktion des Dachstuhls in den verschiedenen in Frage kommenden Länderteilen. Seiner beträchtlichen Höhe entsprechend, sind ihm verschiedene Geschosse eingebaut. Die Sparren, häufig baumkantig belassen, werden von Kehlbalken zusammengehalten, von denen die tiefer liegenden, da diese von beträchtlicher Länge sind, durch Unterzüge in der Mitte unterstützt werden. So bildet



also streng genommen ein mehrgeschossiger Dreiecksverband den Kern der eigentlichen Dachkonstruktion (Fig. 15). Den Längsverband stellen die Unterzüge, sowie mehrfach gekreuzte Windlatten unter den Sparren her.

Dachkonstruktionen mit Anwendung eines Kniestockes kommen überhaupt nicht vor, sie waren dem Prinzip der Auskragung zuwider. Dagegen verlangt die vorgeschobene Dachschwelle, daß jeder seitliche Druck von ihr fern gehalten werde. Mit Rücksicht hierauf setzen sich die Sparren schon vor der Schwelle in das Dachgebälk ein, und um ferner die Schwelle gegen Regen zu schützen, sowie der Dachfläche einen geeigneten Abfluß zu verleihen, ordnete man vor den Sparren Vorschieblinge an, die über die Schwelle hinweg gehen. Fiel die Schwelle ganz weg, was auch mitunter vorkam, so unterblieben auch die Vorschieblinge.

Die Verbindung der einzelnen schräg aneinanderstoßenden Holzteile erfolgte mittels Verkämmung.

### 8. Die Eckbildung.

Wie schon erwähnt, beschränkt sich die Auskragung der Geschosse an Eckbauten nicht allein auf die Seite, an welcher das Gebälk hervortritt, sie erstreckt sich auch auf die benachbarte Sichtfläche, so daß es den Anschein gewinnt, als seien hier gekreuzte Balkenlagen angeordnet. Die Auskragung an der schmälern Seite wird indessen nur von Stichbalken hergestellt (Fig. 16), die entweder dem letzten Längsbalken eingezapft oder, jenen überplattend, mit dem vorletzten Balken verbunden sind. In beiden Fällen ist den Kopfbändern eine schwere Last zu tragen aufgegeben.

Durch die Vorkragung zweier benachbarter Seiten entstanden weitere Schwierigkeiten in der Anordnung der Ständer und Eckkopfbänder, die besonders in Niedersachfen auf das glücklichste gelöst wurden. Wie schon bemerkt, bedingte das ganze Aufbaufystem eine gleichmäßige Verteilung der Ständer, welche an der Ecke nur dann ermöglicht werden konnte, wenn das Maß der Auskragung der Entfernung zweier Ständer gleich kam. Dieser günstige Fall zählt aber zu den Seltenheiten. In allen anderen Fällen halten die Ständer zwar an den unteren

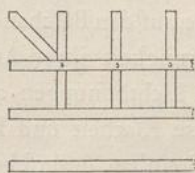


Fig. 16.

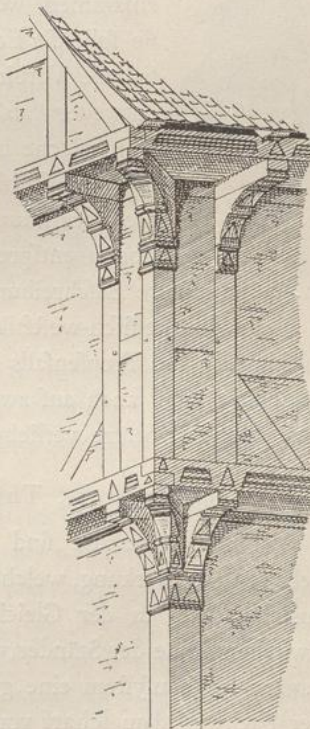


Fig. 17.

Geschossen gleiche Entfernungen ein, nicht aber an den oberen, weshalb dort eine selbständige Behandlung der Ecke Platz greifen muß, damit die übrigen Ständer dort ihre vorgeschriebenen Abstände beibehalten können. In der Regel stützen sich auf den unteren besonders starken Eckpfosten drei Kopfbänder (Fig. 17), die zwei äußeren in der richtigen Entfernung von den benachbarten, das mittlere diagonal zur Ecke; darüber



überplatten sich die zwei gleich hoch liegenden Schwellen der Lang- und Giebelseite, und hierauf folgen, den Kopfbändern entsprechend, drei Ständer, die je nach der Gröfse der Auskragung, bald näher bald weiter von einander stehen. An dem höher gelegenen Stockwerk oder, wenn ein solches nicht vorhanden, an dem vorgekragten Dachgeschofse pflegte man hingegen dieselbe Anordnung nicht zu wiederholen; hier beschränkte man sich auf ein einzelnes zur Ecke diagonal gerichtetes Kopfband, so dafs die Entfernungen der Eckständer mit jedem neuen vorgekragten Geschofse wuchsen.

Nur in wenigen Ausnahmefällen, wie an einigen Häusern in Braunschweig, wird von dieser sonst allgemein üblichen Ecklösung abgewichen und die obere Ecke gleich der unteren behandelt (Fig. 18); die Folge davon ist, dafs sich eine zu grofse Zahl von Kopfbändern und Ständern auf einander häuft und der ganze Aufbau zu massig erscheint. Hingegen entspricht die erst geschilderte Ecklösung in jeder Beziehung den zu stellenden Anforderungen; die untere Ecke wird nicht unnötigerweise überlastet und gewährt dem Beschauer den Eindruck der Sicherheit; der gröfseren Last entsprechend drängen sich die Konstruktionsteile unten zusammen, während sie oben weiter auseinanderliegen, so dafs, was sie soll, die Ecke unten stärker als oben erscheint. Sehr verschieden fiel die Verbindung des Diagonalkopfbandes mit den Ständern aus; entweder dafs man an letzteren die Kante abfaste und so eine Anschlufsfläche herstellte, oder dafs man das Kopfband rückwärts dreieckig auschnitt oder endlich, dafs besonderen Holzkeilen (s. Fig. 45) die Vermittlung übertragen wurde. Diesen verschiedenen Konstruktionen entsprechend nahm das Kopfband auch verschiedene Formen an, deren nähere Beschreibung später folgen wird.

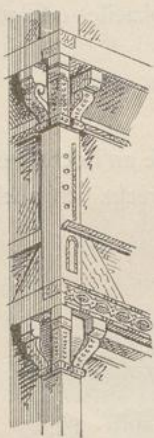


Fig. 18.

An den heftisch-westfälischen Giebelbauten unterbleibt entweder die seitliche Auskragung des Tropfenfalls halber, oder wenn sie stattfindet, so beschränkt sich die Ecklösung wohl auch auf zwei Kopfbänder, ohne dafs der auskragenden Ecke noch eine besondere Stütze verliehen wird.

#### 9. Fenster-, Thür- und Lichtöffnungen, Thorfahrten.

Ohne Ausnahme sind an den älteren Bauten die Fensteröffnungen schlicht gehalten; die Wirkung, welche sie auf den Beschauer auszuüben nicht verfehlen, beruht ausschliesslich in der Gleichförmigkeit ihrer Anlage. Meistens werden sämtliche Zwischenräume der Ständer von Lichtöffnungen ausgefüllt, und diese verleihen dem ganzen Aufbausystem eine grofse Klarheit und Regelmäfsigkeit, durch welche sich der Fachwerksbau scharf vom Steinbau unterscheidet, da die durch Mauerwerk gefüllten Flächen nur eine Nebenrolle spielen. Nicht unwahrscheinlich dürfte es selbst sein, dafs die in Fensterhöhe ausgemauerten Flächen an den noch erhaltenen Bauten ursprünglich gleichfalls Fensteröffnungen waren und erst in jüngerer Zeit in der Absicht ausgefüllt wurden, entweder gröfsere Wandflächen herzustellen oder Änderungen im Innenbau zu verdecken.

Die Fenster waren, den Geschoffen entsprechend, für heutige Verhältnisse sehr niedrig; ihre rechteckige Form erscheint häufig breiter als hoch und dabei ohne jede



architektonische Gliederung. Unten schloß sie ein von einer profilierten Latte verdecktes Riegelholz ab; ohne Unterbrechung ging diese über sämtliche Ständer hinweg, denen sie vorge nagelt wurde (Fig. 19). Oben begrenzt entweder ein schmaler, den vorspringenden Balkenköpfen eingefügter Sturzriegel die Öffnung, oder ein Wandrahmenholz, sofern dies vorhanden war, hatte gleichzeitig als Fenstersturzbalken zu dienen, wie auch seitwärts die Ständer die Gewände zu ersetzen hatten.

Die wenigen heute noch erhaltenen Fensterscheiben sind teils rund, teils vier- oder sechseckig in Blei gefaßt und zur Verstärkung der Haltbarkeit durch Wind-eisenstäbe mit einander verbunden. Zu den Fensterrahmen diente Fichtenholz, das zierlich geschmiedete Winkeleisen befestigten.

Allgemein gebräuchlich war es, die Boden- und Lagerräume mit rechteckig geschnittenem hölzernen Stab- oder Gitterwerk abzuschließen, das mancherorts bis heutigen Tages seine Stelle behauptet hat.

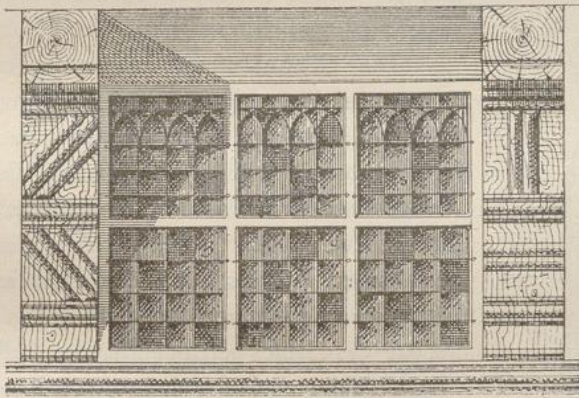


Fig. 19.

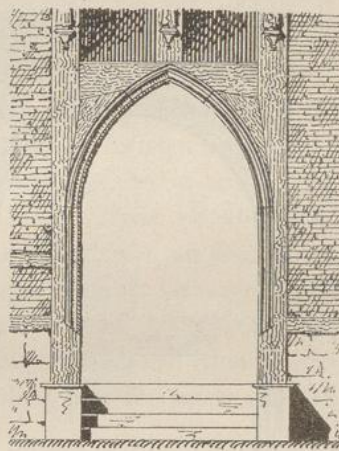


Fig. 20.

Größeres Gewicht wurde auf die architektonische Behandlung von Thüröffnungen gelegt; außer einem Spitzbogen, der sie oben abschloß, wurde ihnen auch ein umrahmendes Profil beigegeben, sowie ihr Sturzriegel durch eine vorge nagelte Profillatte gefäumt (Fig. 20).

Die Verwendung des Spitzbogens, eines dem Holzbau fremden Elements, zeigt uns zum erstenmal einen Zwiespalt zwischen Konstruktion und äußerer Form. Um möglichst viel Raum zu gewinnen, war es geboten, die Spitze des Bogens dem Sturzriegel einzuschneiden, während die Vermittlung der Ständer mit letzterem zwei geschweiften Holzteilen zufiel. An sich würde eine solche Konstruktion durchaus nicht fehlerhaft sein, wenn ihr die ornamentale Ausbildung entsprochen hätte; so aber geht das einrahmende Profil ohne Rücksicht auf die durch die Fugen bewirkte Trennung der Teile über jene hinweg, und hierin liegt ein schwacher Punkt, der sich sonst im alten Holzbau nirgend bemerklich macht. In derselben Gestalt bleibt die Spitzbogenthüre nicht nur in der gotischen Periode allgemein gebräuchlich, auch das 16. Jahrhundert stand lange unter ihrem Bann, und erst in der zweiten Hälfte desselben gelang es, dieses Konstruktionschema umzubilden und mehr mit der Dekoration in Einklang zu bringen. Die Form und Pfeilhöhe des Spitzbogens



war verschieden und von den gegebenen Geschosshöhen abhängig. Durch die Thüre, über welcher das Zwischengeschoss fehlte, gelangte man auf einen geräumigen Flur von der Höhe der beiden unteren Geschosse, zu dessen Erhellung über der Thüre Lichtöffnungen angebracht waren.

Die Thürflügel bestanden aus kreuzweise gelegten doppelten Bretterlagen, welche reiches und kunstvolles Schmiedewerk zusammenhielt.

Ähnliche Konstruktionen weisen die Thorfahrten auf, nur daß der Spitzbogen ihrer größeren Breite halber keine rechte Entwicklung finden konnte; vereinzelt kommt er an ihnen in stark gedrückten Verhältnissen vor. Defto häufiger werden die Thorfahrten durch vollständige Rundbogen abgeschlossen, deren Kämpfer oft tief unten liegen (Fig. 21). Konnten bei den schmälern Hausthüren die Ständer gleichzeitig als Gewände dienen, denen die Sturzriegel nur eingezapft wurden, so mußte den breiteren Thorfahrten ein festerer Halt verliehen werden; man errichtete dann besondere Thorständer, welche ausschließlich die Sturzriegel zu tragen hatten.

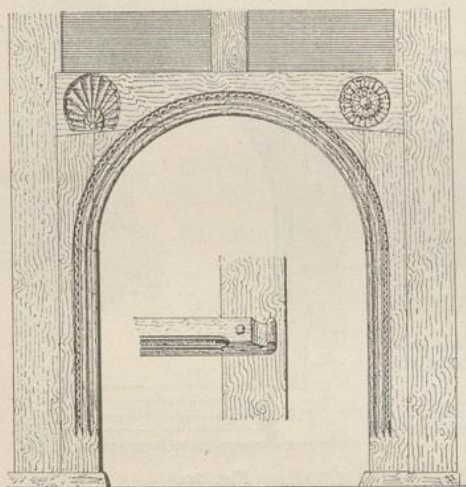


Fig. 21.

Die Giebelluken zeigen nichts Bemerkenswertes; sie sind von geringerer Breite als Höhe und dabei so dürftig wie irgend möglich gebildet. Reicher ist die Anlage von Windenluken ausgebildet; ihr Gebrauch scheint damals allgemeiner gewesen zu sein als heute und wird in bestimmten Beziehungen zu dem Gesamtaufbau des Hauses gestanden haben. Fast alle vorgekragten Geschosse größerer Bauten lassen noch die Spuren von solchen früheren Öffnungen erkennen, an deren Stelle gegenwärtig vielfach Fenster getreten sind.

Ohne Zweifel entsprachen die umfänglichen Bodenräume dem Bedürfnisse einer Zeit, die bei den mangelhaften Verkehrsmitteln darauf angewiesen war, größere Vorräte, namentlich an Brotfrüchten, aufzuspeichern. Da die Lagerung dieser Vorräte mittels der Aufzüge erfolgte, konnte man sich in den oberen Stockwerken mit schmalen Treppen behelfen, während in den unteren Geschossen die Treppenanlagen an Bequemlichkeit nichts zu wünschen ließen.

In ihren äußeren Formen und ihrer Konstruktion gleichen die Giebelluken den Thüröffnungen, nur daß darüber der die Windenrolle tragende Balken mit einer schützenden Verdachung weit vorgeschoben war. Außer spitzbogigen und rundbogigen Abschlüssen kommen namentlich in Westfalen noch geradlinige und vorhängsbogenförmige Sturzbalken vor, auf deren Einzelformen wir später zurückkommen.

#### 10. Innenbau, Grundrissanlage und Gesamtcharakter.

Die Grundrissanlage der Fachwerksbauten stand in gewisser Beziehung unter dem Einfluß des konstruktiven Gerüsts. Die Bedingung, daß die Ständer in



gleichen Entfernungen von einander stehen und ihre Zwischenräume Fenster ausfüllen mußten, wies den Grundriß auf ein gegebenes Schema an; die Zwischenwände hatten sich den Ständern anzuschließen und die GröÙe der Innenräume hing so mittelbar von den Fachweiten oder den Balkenentfernungen ab.

Form und GröÙe der Grundanlage richtete sich nach der Bedeutung des Hauses und den ihm verliehenen Rechten. Mietswohnungen im heutigen Sinne gab es derzeit noch nicht; jedes Haus hatte nur die Familie des Eigentümers und dessen Gefinde zu beherbergen. Das Wohnhaus war im wahrsten Sinne des Wortes Familieneigentum und Heiligtum, dessen Besitz sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbte und in welchem von Generation zu Generation ein und dasselbe Gewerbe betrieben wurde, da zur Zeit des entwickelten Zunftwesens der Sohn dem Vater in seinem Berufe zu folgen pflegte.

Zwar weichen die Grundrißanlagen oft beträchtlich in den verschiedenen Städten von einander ab; trotzdem giebt es bestimmte Typen, die allen nordwestdeutschen Fachwerksbauten mehr oder weniger eigen waren. Abgesehen von dem Stande des Eigentümers oder der Art des von ihm betriebenen Gewerbes hatten sich mit der Zeit verschiedene Gerechtsame ausgebildet. Ursprünglich werden sie der Person des Hauseigentümers verliehen worden sein, später hafteten sie auf dem Hause selbst und bildeten so ein dingliches Recht. Hierher gehört in erster Linie das Vorrecht, im eigenen Hause brauen zu dürfen, daher der Name »Brauhaus«; ein anderes Recht bestand in der Backgerechtigkeit, und die Häuser, an denen diese haftete, wurden als »Backhäuser« bezeichnet; alle anderen kleineren Gebäude, deren Gerechtsame meistens nur in dem Weiderecht bestand, führten schlechtweg den Namen »Buden«. Das Maß der Gerechtsame war nach Städten und Landschaften sehr verschieden. Näher auf diese Verhältnisse einzugehen, liegt für unsere Zwecke keine Veranlassung vor.

In der Grundrißeinteilung ist diesen drei Hauptgattungen von Wohnhäusern die Anordnung eines möglichst großen geräumigen Flurs, von der Höhe der beiden unteren Geschosse, gemeinsam. Im Aufbau haben die ersten beiden Gattungen eine größere Zahl von Geschossen aufzuweisen, wie sie die Aufbewahrung umfangreicher Vorräte erheischte; die Buden dagegen waren meistens nur zweigeschossig, so daß ihnen mitunter jedes ausgekragte Stockwerk fehlt.

Auf dem Flure (Fig. 22) stand die einzige Feuerstelle im Hause, die ihn naturgemäß zu dem Mittelpunkt des häuslichen Lebens erhob; hier hatte die Hausfrau ihren Sitz, von hier aus konnte sie das Treiben ihres Gefindes überwachen. Die Feuerstätte bestand aus einem mächtigen offenen Herde mit breitem steigbaren Kamin, der sich stets an eine der beiden Grenzmauern lehnte und unten in einen Rauchfang endete; manchmal findet sie sich so eingebaut, daß das Tageslicht nur durch den Schornstein seinen Weg findet, was schwerlich bei der ersten Anlage beabsichtigt war.

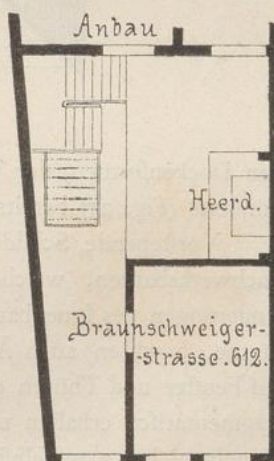


Fig. 22.



Eine breite mit gedrehten Docken geschmückte Treppe führte von dem Flur nach dem Zwischengeschofs, von wo aus man jenen mittels einer Galerie entweder ganz oder teilweise umgehen konnte. Ein Treppenhaus nach heutigen Begriffen befaß das mittelalterliche Fachwerkshaus nicht; die stattlichen Treppenanlagen, welche nicht wenig zu der malerischen Ausstattung des Flures beitrugen, schlossen mit dem Zwischengeschofs ab und standen nur mittelbar durch einen Gang mit den schmalen, steilen Treppen nach den höher gelegenen Lagerräumen in Verbindung. In der Regel wurden sie in geradlinigen Armen angelegt, doch waren stellenweise auch Wendeltreppen im Gebrauch, was auf süddeutschen Einfluss schliessen läßt. Im übrigen sind von den älteren Anlagen nur noch wenige in ihrem ursprünglichen Zustande; doch wird man im allgemeinen annehmen können, dafs, abgesehen von

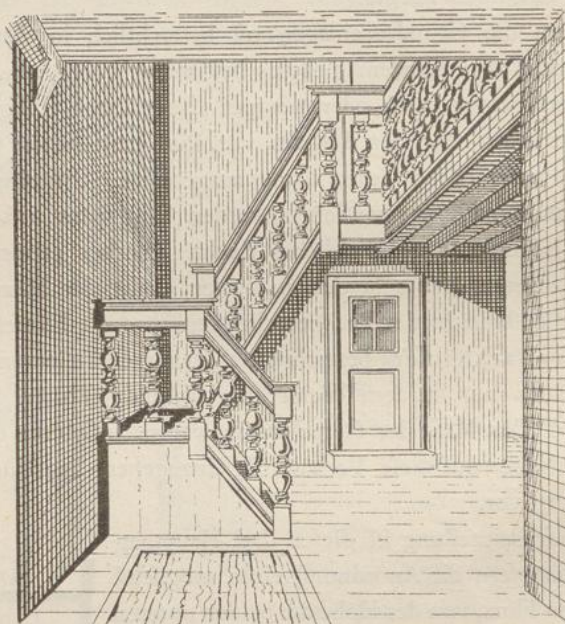


Fig. 23.

den Dockenformen, der Typus der später zu besprechenden Treppen des 16. Jahrhunderts (Fig. 23) bereits im 15. Jahrhundert feststand.

Vorstehende Schilderung ist natürlich nur zutreffend für diejenigen älteren Fachwerksbauten, welche sich in den ursprünglichen Formen erhalten haben; Änderungen des Innenbaues, wie z. B. die Umwandlung der Lagerräume in Wohnräume, brachten auch Änderungen des Außenbaues mit sich, die sich namentlich auf Fenster und Thüren erstreckten. Die spitzbogigen Thüren sind oftmals nur noch fragmentarisch erhalten und häufig genug durch barockes Bretterwerk verblendet. Manchmal hat man selbst die Zwischengeschosse beseitigt, um den unteren Räumen und den Fenstern grössere Höhe geben zu können; auch in den oberen Stockwerken wurden die kleineren Fenster und Lichtöffnungen, soweit es irgend ging, vergrößert und infolge dessen die Profillatten entfernt. Die eingreifendsten Veränderungen erlitten indessen die nach heutigen Anschauungen übergroßen Fluren; man entfernte Herd und Kamin und verwandelte den Raum entweder in einen Kaufladen oder be-



nutzte ihn zu Wohnzwecken, indem man ihn durch eingezogene Wände teilte. Trotz derartiger Um- und Ausbauten und obwohl die bunten Malereien der Schutzbretter, wie auch die der Schnitzwerke vollständig verschwunden oder verblasst sind, heimelt uns das mittelalterliche Holzhaus noch jetzt durch seinen kräftigen, klaren Aufbau und durch seine vielgestaltigen Schnitzereien auf das freundlichste an und läßt uns ahnen, welch herrlichen Anblick diese Bauart in ihrer Jugendfrische geboten haben mag.

War schon im bürgerlichen Wohngebäude ein ausgedehnter Flur oder eine »Deele« (Diele) die wichtigste Forderung für einen brauchbaren Grundriss, so noch mehr in den Gilde- und Amtshäusern; denn diese mußten für die zum Verkauf ausgestellten Waren genügenden Raum bieten. Die Grundanlage solcher Genossenschaftsbauten weicht daher auch insofern von den bislang beschriebenen ab, als in ihr das ganze untere Geschloß zu einem großen Deelenraume wurde und die Herdanlage wegfiel. Auf der Deele waren die Laden der Innungsmeister untergebracht, mit denen unsere heutigen Verkaufsladen, obwohl sie von jenen den Namen führen, wenig mehr gemein haben. Damals waren es noch wirkliche Laden, die, an Bretterverschlagen befestigt, in die Höhe gezogen wurden, um den Warenraum abzuschließen; heruntergeklappt bildete der Laden die Tischfläche, welche zum Auslegen der Verkaufsgegenstände diente. Die oberen Stockwerke der Gildehäuser bargen außer Vorratsräumen und Kammern auch die Sitzungszimmer der Innungsbeamten und Ältesten.

An dieser Stelle dürfte auch die Mitteilung von Interesse sein, daß die alten westfälischen Bauernhäuser allesamt »auf 11 Uhr gestellt« wurden; d. h. man gab ihnen eine solche Lage, daß ihre Langseite genau um 11 Uhr von der Sonne gestreift wurde und von da ab, also zur Zeit der größten Hitze, die Wohnräume im Schatten lagen. So mag noch manche andere ähnliche Eigentümlichkeit früher bestanden haben, deren Kenntnis heute verloren gegangen ist.



## II. KAPITEL.

### Die Weiterentwicklung des Ständerhauses.

**M**it dem Eindringen der Renaissance erleiden die ornamentalen Formen eine vollständige Umwandlung und die gotischen Gliederungen der Fläche verschwinden mehr und mehr. Dagegen bleibt das Gerippe, der konstruktive Aufbau des germanischen Ständerbaues bestehen; an ihm rüttelt die neue Stilrichtung vergebens, wenn sie auch, wie wir weiter unten sehen werden, einzelne Bauteile anders gestaltet. Die aus älterer Zeit stammenden Aufbauregeln bleiben in Westfalen und Hessen bis ungefähr 1600, in Niedersachsen bis etwa 1630 maßgebend und erfahren bis dahin keine durchgreifende Umbildung. Trotzdem läßt sich nicht verkennen, daß die Einführung der Renaissance den allmählichen Verfall der Holzbaukunst vorbereitete. Mit Beginn des dreißigjährigen Krieges macht die Entartung des Stils rasche Fortschritte. Es war indes weniger der beginnende Barockgeschmack als vielmehr die sich im 17. Jahrhundert vollziehende gänzliche Umgestaltung der Konstruktion, welche die Verflachung des ehemaligen Stilgefühls herbeiführte. Mit dem Preisgeben der alten Aufbaugesetze erstickt die Lebenskraft des Holzbauwerks, die mark- und kraftlosen Nachwüchse bilden nur den kläglichen Ausgang einer einst so herrlichen Blütezeit.

Eine für das ganze System nur unwesentliche, aber doch auffällige Neuerung in der Konstruktion macht sich im dritten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts am unteren Abschluß der vorgekragten Decken bemerkbar, indem statt der schräggestellten Schutzbretter kantige Füllhölzer in Aufnahme kommen. Am frühesten, etwa 1530, treten die Füllhölzer an einigen Bauten in Halberstadt und ziemlich gleichzeitig in Braunschweig auf. In konstruktiver Beziehung bieten sie einen besseren Schutz als die Füllbretter, insofern letztere den Schwellen und Fensterriegeln nur angenagelt werden konnten und zu den benachbarten Kopfbändern nur in loser Beziehung standen, wohingegen die Füllhölzer den vorspringenden Balken eingezapft und die Fugen besser als bislang gegen das Eindringen der Luft verwahrt wurden (Fig. 24). Dessenungeachtet vollzog sich die allgemeine Einführung der Füllhölzer nur sehr langsam, und über 60 Jahre verstrichen, ehe sie allerwärts die Schutzbretter verdrängt hatten. In Hildesheim z. B. kommen sie erst 1578 vereinzelt vor, während anderorts, wie z. B. in Halberstadt, um diese Zeit die Füllbretter schon ganz aus dem Gebrauch gekommen waren.



Eine weitere Konstruktionsänderung, die sich am frühesten in Hildesheim (1540) nachweisen läßt, bestand in der Umbildung der Fensterbrüstungen, indem zu deren Abschluß statt der Riegelbänder (Fig. 10) besondere Holzplatten (Fig. 25) Verwendung fanden. Hierbei waren die Platten, bei einer Stärke von 8—12 cm, nicht etwa nur dem Mauerwerk vorgesetzt, sondern den sie begrenzenden Ständern und Schwellen bis zu 10 cm eingezapft, so daß sie sowohl die konstruktive Wirkung der durch sie verdrängten Riegelbänder vollständig ersetzten, als auch selbst jedes Mauerwerk überflüssig machten. An seiner Stelle findet sich denn auch häufig hinter den Platten Flechtwerk angeordnet, das durch Lehm Schlag fest verbunden einen trefflichen Schutz gegen Wetterstürme bot.

Durch Einführung der Brüstungsplatten konnte das Äußere des Ständerbaues nur gewinnen, mit ihnen stand das Holzhaus fertig da; mit Ausnahme des Sockels erblickte das Auge keine Mauerfläche, keinen Stein; die mangelhafte Verbindung von Holz mit Stein war zu Gunsten einer dauerhafteren von Holz mit Holz beseitigt, und insofern verliehen jene Platten dem Ständerhause seine konstruktiv richtigste Ausbildung.

Wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß die Verwendung von Fensterbrüstungsplatten in erster Linie aus dem gesteigerten Dekorationsbedürfnis hervorging, so handelte es sich doch weniger um ein Blendwerk, um eine Scheinkonstruktion, als vielmehr um eine wirklich feste Holzverbindung, von deren Haltbarkeit noch manche alte Bauten beredtes Zeugnis ablegen, wenn sie zum Abbruch verurteilt worden sind.

Von 1560 ab verbreitet sich die Anwendung von Fensterbrüstungsplatten so ziemlich über das ganze nordwestdeutsche Holzbaugbiet, ohne jedoch allgemeine Regel zu werden. In manchen Städten, wie vorzugsweise in Braunschweig, blieb die ältere Konstruktionsweise bestehen, rechteckige Platten kommen hier überhaupt nicht vor; der einzige Versuch, Fensterbrüstungsplatten anzubringen, bestand darin, daß man die dreieckigen Mauerflächen zwischen den Riegelbändern und den Fensterriegeln durch entsprechende Plattendreiecke zu verdecken suchte. Aber auch diese Lösung läßt sich nur vereinzelt nachweisen und war nicht im Stande, die Riegelbänder und den Ziegelsteinriegelbau zu verdrängen.

Eine andere Weise, Fensterbrüstungen auszustatten, bürgerte sich in einigen Weserstädten, vornehmlich in Münden, ein, wo man ihnen kreuzweise sich überschneidendes Riegelwerk einfügte (Fig. 26), um gleichzeitig die Konstruktion zur Dekoration zu verwenden; hier galt es augenscheinlich, die Fläche durch den Wechsel von braunen Holzflächen und roten, gemusterten Ziegelsteinfüllungen zu beleben und zu gliedern.

Auch in mancher anderen Beziehung lassen sich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts an dem Aufbau verschiedene Strömungen des Geschmacks wahrnehmen. Während man in den meisten Städten auch für die unteren Geschosse

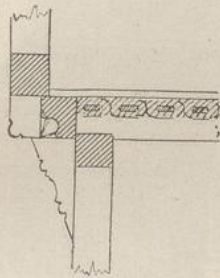


Fig. 24.



Fig. 25.

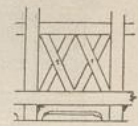


Fig. 26.



den Ständerbau beibehielt, war man in anderen augenscheinlich bestrebt, ihn einzuschränken und nur an den vorgekragten oberen Geschossen zu belassen. So wurde in Braunschweig von der Mitte des 16. Jahrhunderts ab der Unterbau mit den Wohnräumen massiv aufgeführt; der Oberbau mit den Lagerräumen bestand in der Regel aus einem vorgekragten Stockwerk von bedeutend geringerer Höhe, so daß er ein mehr untergeordnetes Verhältnis annimmt. Ohne Zweifel hat das Bestreben, höhere und feuerichere Wohnräume herzustellen, zu dieser Änderung Veranlassung gegeben. Dasselbe macht sich immer mehr geltend und bewirkt auch die Umwandlung des Zwischengeschosses, welches sowohl im Holz- als auch im Steinbau entweder alten Traditionen gemäß zwar beibehalten, aber nicht mehr vorgekragt, oder auch ganz entfernt wird.

Diese Wandlungen standen im Zusammenhang mit den inzwischen veränderten Lebensbedürfnissen, deren Einfluss sich auch bei der Innenbauanlage bemerk-

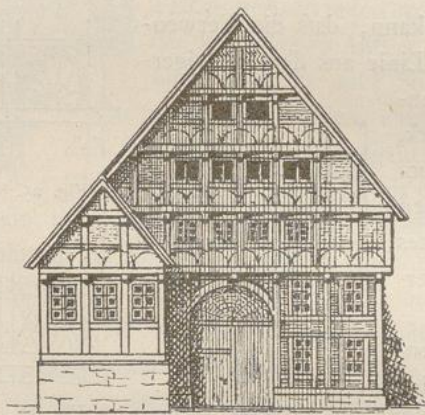


Fig. 27.

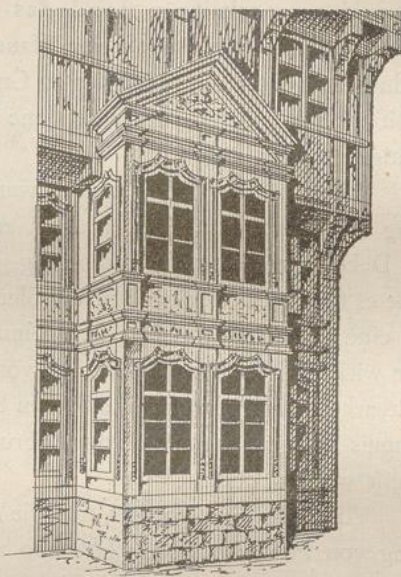


Fig. 28.

bar macht. Das häusliche Leben konzentrierte sich nicht mehr auf dem Flure, sondern suchte geschlossene Räume auf. Man suchte sich wohnlicher einzurichten; die Zimmer erhalten Kaminanlagen, die Räume werden höher angelegt und zum Auslugen auf die Straße werden rechteckige Vorbauten geschaffen. Damit war der Anstoß zu einer weiteren Umgestaltung der Außenseite gegeben.

In dem vorgeschritteneren Süden, mit Nürnberg an der Spitze, war es längst ein Bedürfnis geworden, an der Straßenseite des Gebäudes Ausbauten («Erker» oder «Lugaus») anzubringen. Der Norden folgt diesem Beispiel erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Da indessen der vorgekragte Ständerbau zu Erkerbauten an den höheren Geschossen schlecht geeignet war, so wichen man von den süddeutschen Vorbildern ab und half sich durch rechteckige von der Straßenseite aus errichtete breite Anbauten, sogenannte «Ausluchten», die in dieser Gestalt wesentlich von den süddeutschen Chörlein und Erkern abweichen. Gleich jenen erreichten sie anfänglich nicht die Dachhöhe, sondern schlossen an dem zweiten oder dritten Geschoss mit einem selbständigen Sattel- oder Pultdache ab; Zeltdächer, wie an den Chörlein, kommen nirgends vor.



Bemerkenswert ist der Unterschied zwischen den westfälischen und den niedersächsischen Ausluchten. Derselbe erklärt sich aus der Verschiedenheit der Grundform des Hauses. Die westfälischen Ausluchten schliessen alleamt mit Giebelflächen und Satteldächern ab (Fig. 27), die in Form und Neigung genau dem Hauptbau entsprechen; in Niedersachsen hingegen werden die Ausluchten zum grössten Teil von Pultdächern abgeschlossen (Fig. 29), seltener und zwar dann nur an Giebelseiten kommen Satteldächer vor (Fig. 28). Man sieht, dass die Form des Hauptdaches auch die Form des Daches der Ausluchten bestimmte; die westfälischen Giebeldächer bedingten Giebelausluchten, die niedersächsischen Satteldächer Pultdachausluchten.

Ursprünglich erhielten die Ausluchten nur einen oberflächlichen Zusammenhang mit dem eigentlichen Hause; ohne besondere Auskragung ihrer Geschoffe, ohne Rücksicht auf eine organische Verbindung wurden

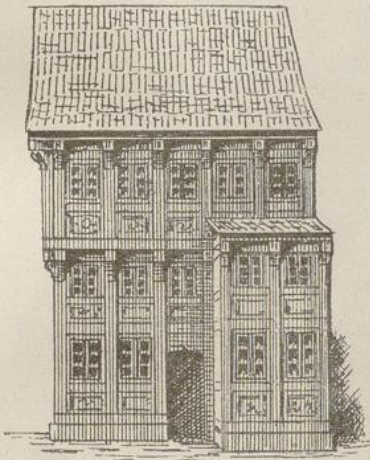


Fig. 29.

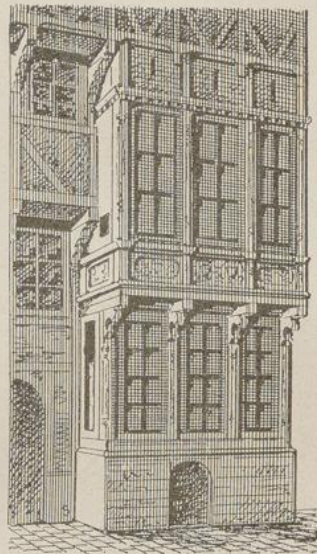


Fig. 30.

sie älteren schon bestehenden Ständerbauten einfach angeflückt (Fig. 30). Später, von 1590 ab, schliessen sie sich dem Hauptbau inniger an, werden gleich jenen ausgekragt und bis zur Dachlinie hochgeführt, um dort entweder mit dem Hauptdach direkt in Verbindung zu treten oder mit einer Giebelfläche abzuschliessen. Diese Neuerung hatte eine weitere Umgestaltung der Aussenseite zur Folge. Man beschränkt sich nämlich nicht mehr auf eine Auslucht, sondern legt deren mehrere an. Gleichzeitig werden die einförmigen hohen Satteldächer der gotischen Periode beschränkt und machen vom Beginn des 17. Jahrh. selbst in Niedersachsen vielfach Giebeldächern Platz, wodurch, je nach der Zahl der Ausluchten, oft mehrere Giebelflächen neben einander zu liegen kamen (Fig. 31). Unbestreitbar gewann hierdurch das ganze Gebäude ein überaus malerisches Gepräge, wie es die gotische Periode ihren Schöpfungen nicht zu verleihen vermochte. Allen norddeutschen Städten steht in dieser Beziehung Hildesheim voran; hier hat die Auflösung der Aussenseite in Gruppen ihre weiteste Ausbildung erfahren und den Strassenfronten einen unvergleichlich schönen malerischen Reiz verliehen.

Diese am weitesten fortgeschrittene Entwicklung des Ständerbaues bildet indes keine durchgehende Regel. Die kleineren «Buden» behalten in Niedersachsen ihre



Satteldächer bei und bleiben hier wie in Westfalen ohne Ausluchten; an manchen Häusern finden sich nur kleinere Ausluchten, welche nicht bis zur Straßenseite



Fig. 31. Hildesheim. Osterstraße Nr. 132.

reichen (Fig. 32), an andern wiederum unterbrechen Dachkerker, die in keinem Zusammenhang mit einem Vorbau stehen, einen Teil des Satteldaches, und in einzelnen Städten, wie in Braunschweig, kommen Holzausluchten überhaupt nicht vor.





Verlag v. E. A. Seemann in Leipzig.

Lith. Anst. v. J. G. Fritzsche in Leipzig.

BRAUNSCHWEIG, alte Knochenhauerstrasse N<sup>o</sup> 11.







Inzwischen war auch eine Wandlung bei den Fenster- und Thüröffnungen eingetreten. Schon von 1530 ab beginnt in vielen Städten die schlichte, rechteckige Fensterumrahmung einer spätgotischen Form, dem sogenannten Vorhangsbogen, zu weichen (Fig. 33), was insofern eine Veränderung der früheren Konstruktion veranlasste, als die Benutzung der Rahmholzschwelle für den oberen Fensterabschluss unmöglich wurde; ein besonderer Fenstersturzriegel, dem man den Vorhangsbogen einschneidete, trat an seine Stelle und bedingte eine grössere als die bisher übliche Entfernung der oberen Fensterkante von der Balkendecke. Indessen bleibt diese Form nicht allzu lange in ihrem Rechte; etwa 1580 hört ihr Gebrauch wieder auf, und rechteckige Öffnungen nehmen aufs neue ihren Platz ein.

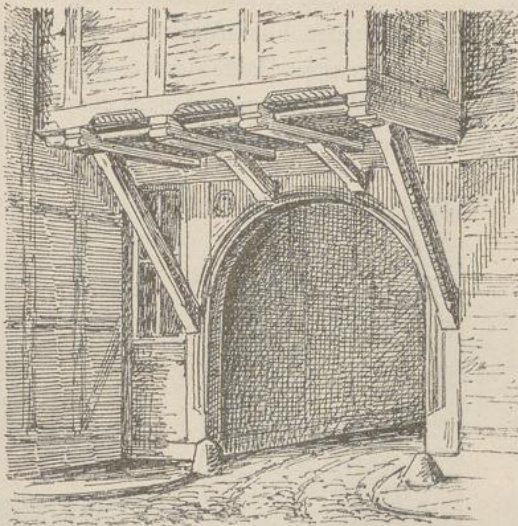


Fig. 32.

In Westfalen macht sich eine andere eigenartige Konstruktion bemerkbar, deren Verwendung aber ausschließlich auf Vorratsräume beschränkt blieb. Hier wurden nämlich die Öffnungen durch horizontale Spannriegel in zwei Teile zerlegt: die obere Hälfte mit Holzgitter versehen und die untere mit kleineren Flügelthüren verschlossen. Während also für gewöhnlich das Licht seinen Weg oben durch die Vergitterung nahm, wurden die unteren Flügel nur zeitweise geöffnet, wie es die besondere Benutzung des Raumes erheischte.

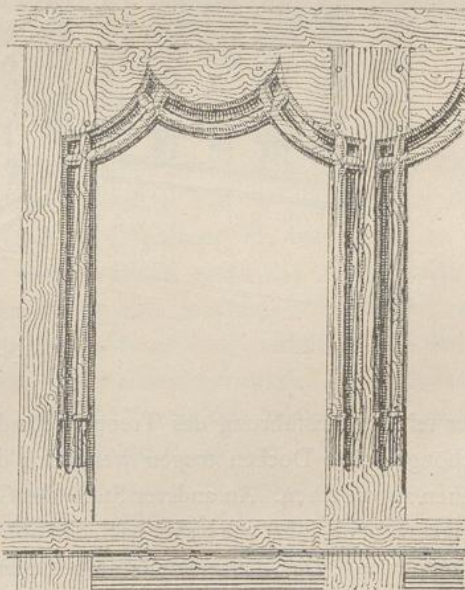


Fig. 33.

Einen ähnlichen Umwandlungsprozess hatten die Thüren zu bestehen; ausser Spitzbogen wurden ihren Sturzriegeln auch Vorhangsbogen eingeschneideten, bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts der Brauch, einen Stichbogen zum Abschluss zu wählen, allgemein wird.

Die Innenanlage hat während des 16. Jahrhunderts wenig Veränderungen erlitten; nach wie vor nimmt der geräumige Flur oder die Deele mit dem offenen Herde den bevorzugten Platz ein. Erst in späterer Zeit, als das Mietsystem auf-



kam, wurde der Küchenraum mit Wänden umzogen und dem unberufenen Befucher unzugänglich gemacht. So kommt es, daß mancher Küche die Licht- und Luftöffnungen benommen wurden, ein Mangel, welcher oft irrtümlicherweise den alten Werkmeistern zugeschrieben wird, während diese doch im Gegenteil auf Licht, Luft und freien Raum das größte Gewicht legten.

Von erhaltenen Fluranlagen bringen wir in Fig. 34 ein Beispiel aus Hildesheim, das der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts angehört. Man ersieht hieraus, daß von den Wohnräumen auch nach dem Flure Fenster gingen, um es der Hausfrau zu ermöglichen, die Vorgänge auf jenem zu überwachen. Besondere Sorgfalt wurde

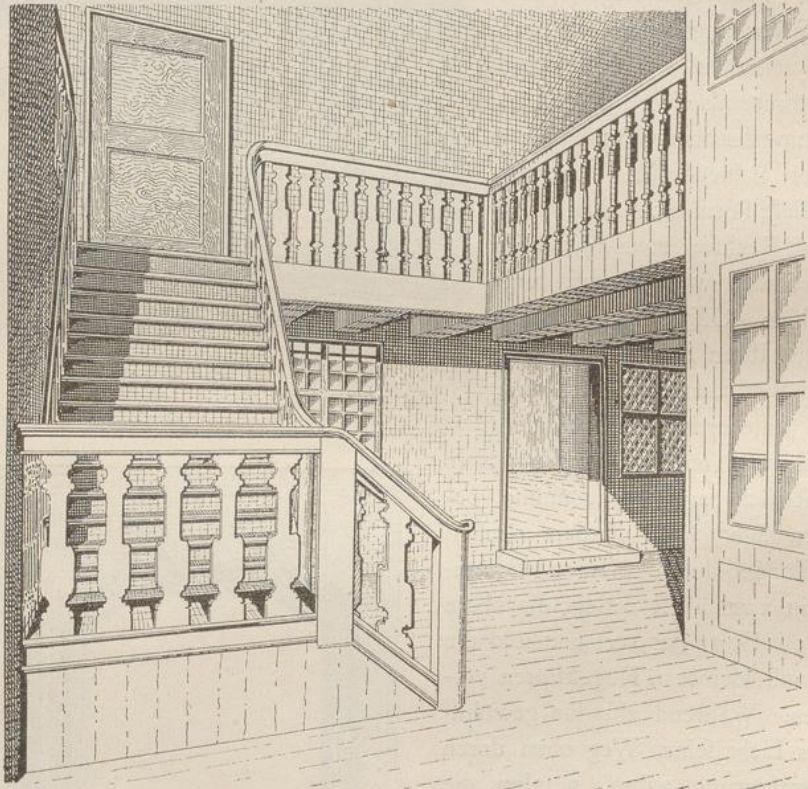


Fig. 34.

der reichen Ausführung des Treppengeländers zugewandt; kräftige Handleisten und schöngeformte Docken trugen wesentlich dazu bei, der Deele ein malerisches Aussehen zu verleihen. An anderer Stelle des Grundrisses, als wo die untere Haupttreppe angebracht ist, führt wie bisher nach den höher gelegenen Stockwerken ein schlichterer Treppenlauf. Die über einander aufgebauten Treppenarme unserer Zeit kamen in den norddeutschen Holzhäusern erst im 18. Jahrhundert in Aufnahme.

Unter der größeren Mehrzahl der Wohngebäude befanden sich gewölbte Kellerräume, welche der niedrigen Lage der Deele entsprechend die Straßenhöhe nicht erreichten. Gewöhnlich führen zwei Treppen zu ihnen hinab, eine von der Deele, eine von der StraÙe; erstere mit Fallthüren, letztere durch eigenartige, oft weit in die StraÙe vorgefchobene Vorbauten abgeschlossen, wie sie die geringe Sockelhöhe



des Gebäudes bedingte. Diese Zugänge hatten oft ganz eigentümliche Ausbildungen und verstärkten so den malerischen Anblick der Straßenzüge; bald erscheinen sie in Gestalt rechteckiger Kästen (Fig. 35), bald als schräge Flächen und enthalten in der Regel an ihrer Thüre die einzige Lichtöffnung des Kellers; nur selten findet man besondere Vorbauten für Lichtschächte.

Vom Jahre 1600 an macht sich in Westfalen und etwa 40 Jahre später in Niedersachsen, das Bestreben bemerkbar, die Vorkragungen der Stockwerke einzuschränken. Gleichzeitig beginnen die Kopfbänder zu verschwinden. Die Holzstärken nehmen ab und die Fensterbrüstungsplatten werden beseitigt. Zwar kommen diese stellenweise, wie in Halberstadt und vornehmlich in Westfalen, noch bis 1660 vor, sonst aber treten geradlinige und geschweifte Riegelhölzer an ihre Stelle und füllen nicht nur den Raum unter den Fenstern, sondern auch manche größeren Felder zwischen den Ständern aus. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts be-

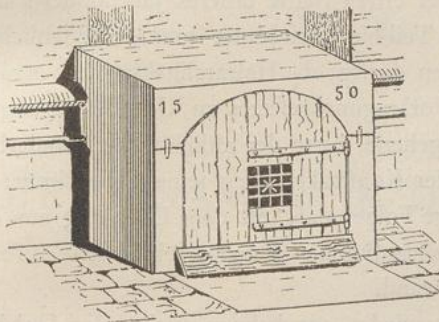


Fig. 35.

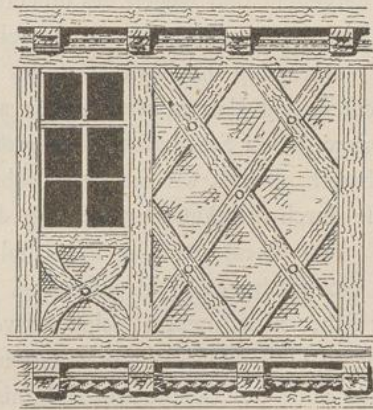


Fig. 36.

ginnt man sodann von dem althergekommenen Gebrauch, die Ständerlinien an dem Gebäude von unten bis oben durchgehen zu lassen, willkürlich abzuweichen. Die Entfernungen der Ständer werden unregelmäßig, und die gleichförmige Einteilung der Geschosse hört auf. Ebenso wird die Gliederung der Ständer durch ununterbrochene Fensterriegelreihen nicht mehr beachtet, ganze von der Schwelle bis zum Rahmholz reichende Felder werden häufig mit gekreuztem Riegelwerk ausgefüllt (Fig. 36). Die alte Gefetzmäßigkeit des Aufbaues wird erschüttert und der Ständerriegelbau tritt an die Stelle der bisherigen Konstruktionsweise. Trotz dieses Bruches mit den bisherigen Traditionen des Holzstils kann den Schöpfungen des 17. Jahrhunderts ein gewisser Reiz nicht abgesprochen werden. In manchen Städten der Weser und in Westfalen, wie Horn, Lemgo u. a., findet sich kaum ein Giebelhaus ohne Auslucht, und in Quedlinburg erhielten sich die Ausluchten nicht nur, sondern führten sogar zur Anwendung polygonaler Eckausbauten. Man kam im Laufe dieses Jahrhunderts wieder auf den reinen Riegelbau zurück, der in der Farbenbehandlung das Holz von dem gemusterten Backsteinmauerwerk streng unterschied. In Niedersachsen übernahm die Quedlinburger Gruppe bis etwa 1720 die Führerschaft; während die Holzarchitektur dort in diesem Zeitraum eine nicht unbedeutende Nachblüte zur Reife brachte, war die Verflachung in den andern niedersächsischen Städten schon vollständig eingetreten. Ähnlich liegen die Verhältnisse



in den Lippe'schen Städten Lemgo und Salzuflen, welche gleichfalls im 17. Jahrhundert noch sehr beachtenswerte Leistungen aufzuweisen haben.

Mit dem 18. Jahrhundert hört indeß auch dort die Fruchtbarkeit der Holzarchitektur auf, und die Verflachung des Geschmacks beginnt allgemein einzureißen. Die Vorkragungen werden auf das bescheidenste Maß zurückgeführt, kaum daß man ihnen einige Centimeter Vorsprung gönnt, Füllhölzer verschwinden ganz, und jeglicher Zierat durch Schnitzornamentik unterbleibt. Diese Erscheinung ist möglicherweise eine Folge des Bestrebens, die Geschosse selbständig zu behandeln; sie verursachte, daß jede Wechselwirkung aufhörte. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts fällt auch die letzte Spur von Vorkragung fort, die Konstruktion nimmt die denkbar dürftigste Gestalt an; eine glatte Fläche von Mauerwerk, Ständern, Schwellen, Riegelhölzern, Balkenköpfen und Rahmholzschnellen wird gänzlich schmucklos hergestellt und wegen des unschönen Anblicks sieht man sich veranlaßt, zu einer Verputzung der Außenseite zu schreiten. Ohne Bedenken darf man dem Aufgeben der Vorkragung die Entstehung des Putzbaues zuschreiben; die vielen weiß angeputzten und glatt rasirten Bauten aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts sind keineswegs nur Steinhäuser, zum größten Teil birgt sich hinter ihrer Maske schlichtes Fachwerk, so daß wir mit Recht behaupten dürfen, die Holzarchitektur sei vorzugsweise durch die Aufserkrafsetzung des Vorkragungsgefetzes zu Grunde gegangen.

Von einem richtigen Stilgefühl ausgehend, hatte der altheimische Ständerbau sich ein prächtiges Kleid geschaffen, in der Konstruktion lag seine Lebenskraft; es war daher nicht mehr als eine notwendige Folge, daß mit dem Übergang aus der strengen Gesetzmäßigkeit in eine freiere Behandlung, mit den vereinfachten Aufbauregeln auch das Dekorationsbedürfnis schwand.

Soll, was die preussische Regierung wieder anzubahnen sucht, der Holzbau aufs neue in Aufnahme kommen, sollen die unschätzbaren Eigenschaften unserer heimischen Eichen, deren Verwendung als Baustoff wieder herbeiführen, so wird man nur dann auf glücklichen Erfolg rechnen dürfen, wenn auf das alte Konstruktionsprinzip zurückgegriffen wird und die Bauordnungen wieder vorgekragte Ständerbauten zulassen; nur damit allein kann der Holzbaukunst wieder aufgeholfen werden.



ZWEITER ABSCHNITT

---

DIE ORNAMENTIK DES FACHWERKSBAUES

---



ZWEITER ABSCHNITT  
DIE ÖKONOMIK DES FACHWERKSTATTES



### Vorbemerkung.

**B**ildet der konstruktive Aufbau das Gerippe, ohne welches ein haltbarer Körper nicht denkbar ist, so ist die Ornamentik das Fleisch, dessen Formvollendung der ganzen Gestalt erst Leben und Schönheit verleiht. Erst die Technik des Schnitzmessers erhebt das rohe Gebilde von der Stufe des Zweckmäßigen herauf zur Sphäre der schaffenden Phantasie. Wenn auch gebunden an die durch die Konstruktion gegebenen Bedingungen, hat die Phantasie, die für den Schmuck forgt, ein ungleich freieres Feld für ihre Bethätigung als der auf die Beobachtung der statischen Gesetze angewiesene Verstand. Deshalb ist denn auch das Gebiet, welches wir mit diesem Abschnitte betreten, ungleich vielgestaltiger und weniger leicht zu übersehen. Einzelne klar ausgesprochene Motive herrschen in dieser, andere in jener Gegend vor. Wir werden also einerseits die gemeinsamen Grundzüge der ornamentalen Formbildung nach chronologischen Gesichtspunkten festzustellen, andererseits aber auch den Besonderheiten des Formenwesens je nach ihrem lokalen Auftreten nachzugehen haben.

Dabei sei bemerkt, daß unsere Schilderung der lokalen Eigentümlichkeiten auf absolute Vollständigkeit bezüglich aller Einzelheiten keinen Anspruch erheben kann; wir müssen uns vielmehr darauf beschränken, die bemerkenswerteren Formen zu erläutern und die Orte anzuführen, an welchen sie zur Anwendung kamen.

Mit Rücksicht auf die lokale Zusammengehörigkeit würde unser Stoffgebiet in folgende sieben Gruppen zerfallen:

1. Halberstadt mit dem östlichen Harz, 2. Braunschweig, 3. Hildesheim mit dem westlichen Harz, 4. das Weserthal, 5. die nördlichen Teile vom ehemaligen Kurheßen, 6. Lippe mit dem Teutoburger Wald und 7. Westfalen.

Mit Rücksicht auf die chronologische Entwicklung des Formenwesens dagegen ergibt sich die Einteilung in vier Perioden, nämlich:

1. Gotische Periode (ihr gehören alle älteren Holzwohnhäuser bis etwa 1530 an),
2. Mischstil-Periode (von 1530 bis 1580),
3. Renaissance-Periode (von 1580 bis 1630),
4. Verfall-Periode (von 1630 bis 1750).

Wir halten in der nachfolgenden Darstellung in der Hauptsache den chronologischen Faden fest und werden an der Hand desselben die Wandlungen des Stilgefühls in den lokalen Gruppen nachzuweisen suchen.



## I. KAPITEL.

### Die gotische Periode.

**G**leich der Konstruktion stand auch die Dekoration der gotischen Holzbauten auf eigenen Füßen. Ihre besondere Stärke und ihr wesentlichster Unterschied von den späteren Stilrichtungen bestand darin, daß sie aus der Technik des Holzes herausgewachsen war und jeden Einfluß der Steinarchitektur fern zu halten verstand.

Wenige Ausnahmen abgerechnet, stimmen die nordwestdeutschen Bauten der gotischen Periode darin überein, daß Schnitzwerk nur an Schwellenflächen, Balkenköpfen, Kopfbändern und vereinzelt an Füllbrettern vorkommt, während die Ständer und Riegelhölzer vollständig davon frei bleiben. Für jene war man um passende Motive nicht verlegen, an den Ständern hingegen verhinderte die Zerteilung durch die vorge nagelte Fensterprofilplatte jede organische Lösung. Ihre Aufgabe, das vorkragende Gebälk zu stützen und dessen Last auf die untere Schwelle zu übertragen, ließ sich infolge jenes Hindernisses in der gotischen Formsprache nicht leicht ausdrücken. Man verzichtete daher lieber ganz darauf und unterließ es, in Verbindung damit, auch die Riegelbänder mit Ornamenten zu überziehen.

Desto reicher fiel der Schmuck der anderen Teile aus. Die stützende Tendenz der Kopfbänder wurde nicht minder wie die freie Endigung der Balkenköpfe durch entsprechende Formen klar zum Ausdruck gebracht, und die Schwelle wurde, um ihre Fläche zu beleben, mit Schnitzwerk aller Art überzogen.

#### 1. Die Kopfbänder.

An den Kopfbändern lassen sich zwei verschiedene Grundformen erkennen; entweder sind sie in vertikaler Lage den Ständern vorge setzt, oder sie vermitteln in schräger Richtung deren Verbindung mit den Balkenköpfen. Die erste erwähnte Gattung scheint die ältere zu sein und kommt nur noch vereinzelt an den ältesten Bauten Halberstadts vor; ihre architektonische Gestalt steht im Einklang mit ihrer Stellung und trägt einen ausgesprochen dekorativen Charakter (Fig. 37). Als Querschnittsform ist ein halbes Sechseck gewählt, dessen vordere Flächen von horizontal gezogenen Hohlkehlen und Rundstäben gegliedert werden; die dazwischen liegenden Felder sind durch Spitzbogen und Maßwerksverzierungen belebt. Unten enden die lotrechten Kopfbänder in Knaufkonsolen, wie sie die Gotik ihren stützen-



den Gliedern als Abschluß verlieh. Während die kräftigen Hohlkehlen und Rundstäbe den Druck des Gebälks auf das Kopfband verfinnbildlichen, gelangt dessen lotrechtes Auftreiben durch die Spitzbogenfelder zu lebendigem, durch eine dunklere Färbung des tiefer liegenden Grundes noch erhöhtem Ausdruck. Das schönste Beispiel dieser Art findet sich Breiterweg Nr. 30 (Fig. 37) in Halberstadt, welches dem Anfang des 15. Jahrhunderts angehören dürfte. Andere ähnliche Kopfbänder sind außerdem nur noch an dem 1461 erbauten Ratskeller (Fig. 38) derselben Stadt anzutreffen.

Mannigfaltiger und zahlreicher ist die zweite Gattung Kopfbänder vertreten, deren schräge Neigung mit dem Maß der Auskragung wächst. Sie sind sich meist darin gleich, daß sie sowohl oben als auch unten rechteckig abschließen und nur auf der vorderen Seite Schnitzwerk zulassen. Selbst in ihrer einfachsten Gestalt (Fig. 39) ist ihnen mindestens eine Zahl kräftiger Rundstäbe



Fig. 37.

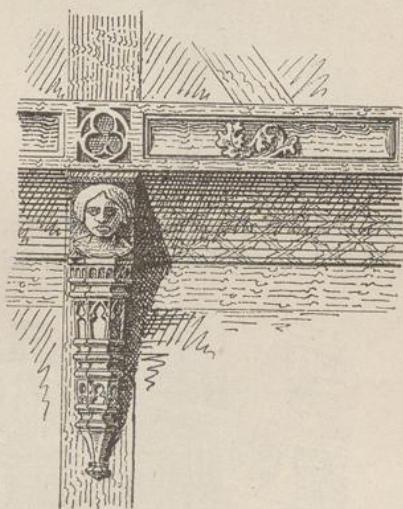


Fig. 38.

eingestochen, doch kommen letztere auch häufig in einem Wechsel von Hohlkehlen oder scharfkantigen Platten vor.

Die Wirkung dieser derben und kraftvoll aussehenden Kopfbänder wird vielfach noch verstärkt durch teilweise Abfasung der beiden Kanten, so daß sehr verschiedenartige Lösungen ermöglicht wurden.

In Braunschweig war besonders eine Form aus scharfkantigen, schräg zu einander gestellten Ebenen beliebt, die nach der Mitte etwas weiter ausladen als an jenen Stellen, wo der viereckige Querschnitt in den abgefasten halben sechseckigen übergeht, wodurch dem Kopfbande eine überaus markige Erscheinung verliehen wird (Fig. 40 u. Tafel I).

Ähnlichen ausgebauchten Kopfbandformen begegnet man auch vereinzelt in Hildesheim, nur mit dem Unterschiede, daß wie an dem Hause erster Rosenhagen Nr. 150 die einzelnen Glieder nicht so scharf ausge schnitten hervortreten.



Aus Halberstadt giebt uns Fig. 41 das Beispiel eines Kopfbandes ohne Ausbauchung, an welchem die Absicht klar zu Tage tritt, mittels Rundstäbe eine bindende Kraft zu verfinnbildlichen; eine Vorstellung, die auch sonst an

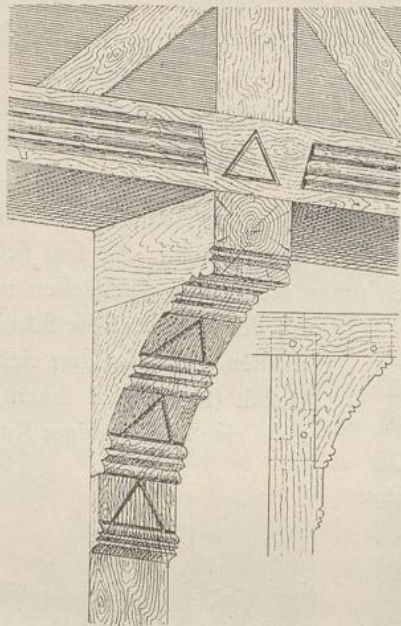


Fig. 39.

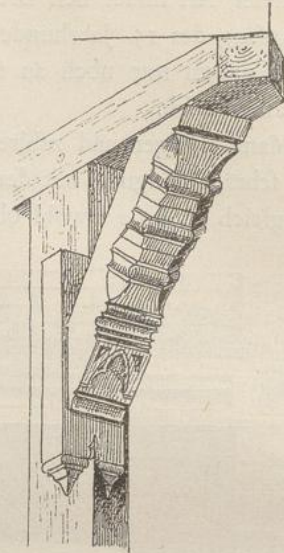


Fig. 40.

vielen andern Kopfbändern erstrebt und in der darauf folgenden Periode durch Nachbildung wirklicher gedrehter Schnüre und Bänder noch besser zum Bewußtsein gebracht wurde.

Zweifellos darf man diese ganze Gattung Kopfbänder zu den



Fig. 41.

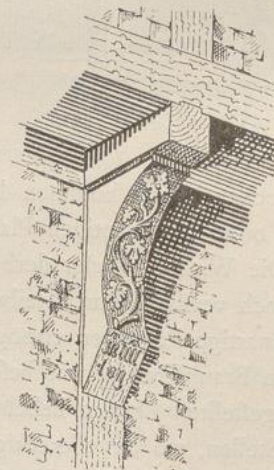


Fig. 42.

gelungensten Schöpfungen der Holzarchitektur zählen; ihr kraftvolles Aussehen, unterstützt durch eine angemessene Farbengebung, verleiht dem gotischen Holzbau einen so würdigen und ernsten Charakter, wie ihn keine andere Periode je wieder erreicht hat.



Eine befondere Abart hat Magdeburg aufzuweisen. Ziemlich steil gehalten und mehr der lotrechten Form sich nähernd schließt das Kopfband vorn mit 3 Seiten ab, die je in 3 Gefache eingeteilt und mit Kleeblattbögen und Rosetten ausgefüllt sind <sup>1)</sup>.

Pflanzenmotive trifft man an Kopfbändern nur selten an. Da, wo sie vorkommen, pflegt die Fläche, die sie verzieren, nach innen geschweift zu sein. Die Figuren 42 und 43 geben zwei verschiedene Lösungen; das erste Beispiel, aus Münden, gehört der Zeit von 1457 an und zeigt deutlich genug, wie die Wahl des Ornamentenmotivs die Kopfbandform beeinflusst. Hier bedingte die Unterbringung eines langgestreckten, frei aufgelegten Pflanzenornaments eine größere Fläche, daher

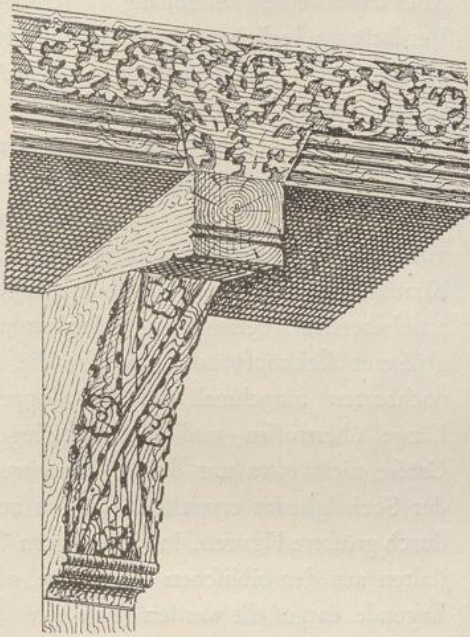


Fig. 43.

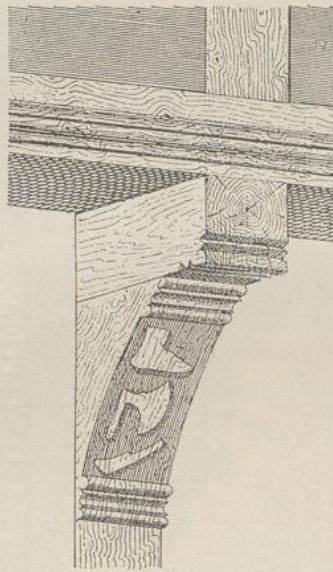


Fig. 44.

die langgezogene und geschweifte Form des Kopfbandes. Dasselbe am Marktplatze gelegene Haus weist überdies noch drei andere von ähnlichen Pflanzenmotiven überzogene Kopfänder auf. Nebenbei sei bemerkt, daß Hessen die eigentliche Heimat dieser Gattung ist. Während in diesem Falle das Pflanzenmotiv der Fläche ohne jedwede organische Verbindung mit dem Kern frei aufgelegt ist, wird bei der zweiten durch Fig. 43 wiedergegebenen Lösung die vordere Fläche durch zwei Diagonalbänder eingeteilt; die so gebildeten Dreiecke sind mit breitem Blattwerk ausgefüllt. In ähnlicher Behandlung kommen einige Kopfänder in Braunschweig, hinter der alten Wage Nr. 20 vor (Fig. 67), an welchen spätgotisches Ast- und Blattwerk zur Verwendung gelangte.

Statt der Pflanzenmotive bedecken mitunter auch Wappen oder Handwerksgeräte die vordere Kopfbandfläche; ein derartiges Beispiel giebt Fig. 44. In diesem Falle deutet das Handwerkszeug das Schuhmacher- und Gerbergewerbe an, das in dem Hause betrieben wurde.

<sup>1)</sup> S. Böttcher, Holzarchitektur, Tafel XIX.



Den bislang aufgezählten Kopfbandarten reiht sich als zahlreichste und vielfältigste Gruppe die der Figurenkopfbänder an, d. h. schräger Holzstützen mit frei herausgeschnitzten ganzen Figuren. An den älteren, noch dem 15. Jahrhundert angehörenden Vertretern dieser Gruppe heben sich jene ausnahmslos weit aus ihrer Rückwand hervor, im 16. Jahrhundert wird eine Verflachung wahrnehmbar und die Figuren nehmen mehr den Charakter von Reliefbildern an. Die Verbreitung dieser Art von Kopfbändern war ganz allgemein und erstreckte sich selbst über Süddeutsch-

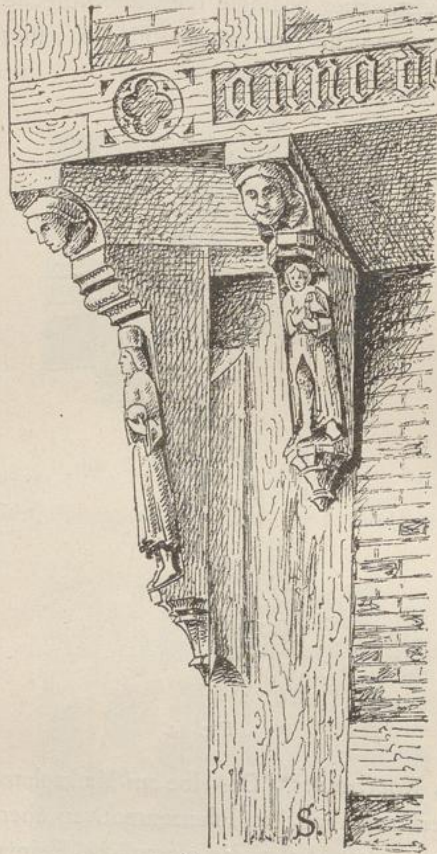


Fig. 45.

land. In der Hauptsache kommen sie alle darauf hinaus, daß die Figuren auf Knaufkonsolen gestellt und ihnen oben auf der Rückwand eine kehlförmig geschweifte Verdachung verliehen ist, die nicht selten in die Gestalt eines Baldachins übergeht. In Halberstadt, Quedlinburg und Braunschweig pflegt diese Kopfbandart eine langgestreckte, steil ansteigende Form zu haben, so daß sich die Figuren nur wenig nach vorn neigen; unten schließt sie mit einer Knaufkonsole ab. Eine besondere Eigenart Halberstadts besteht in der Verwendung größerer Eckkopfbänder, welche die benachbarten manchmal um die doppelte Länge übertreffen und diese überlegene Größe nicht etwa nur durch Vermehrung der Sockelglieder erreichen, sondern auch durch größere Figuren, in denen gern Gestalten aus der biblischen Geschichte oder Legende dargestellt werden (Fig. 45 u. 46). In unserem Beispiel (Fig. 46) stellt die Figur den Simson dar; die Sockelbildung endet in einem umgekehrten Löwenkopf.

In Hildesheim schließt das Kopfband unten immer in seiner vollen Breite ab, die Konsole beginnt erst etwas höher sich

von der Kopfbandfläche abzuheben; zuweilen fällt die Konsole auch ganz fort, um einer aus schrägen Platten, Rundstäben und Hohlkehlen sich zusammensetzenden Gliederung den Platz zu räumen (s. Fig. 47).

Noch dürftiger erscheinen die Kopfbänder an einem Hause in Herford, Brüderstraße Nr. 356, vom Jahre 1521, wo die Figuren ohne weiteren Halt nur den geschweiften Flächen angeklebt zu sein scheinen (s. Fig. 69).

Ihrer größeren Mehrzahl nach stellen die Figuren Apostel oder Heilige dar, jedoch kommen auch, wie vorzugsweise in Halberstadt und Braunschweig, historische Personen vor, daneben auch Figuren aus dem Volksleben, Repräsentationen der Stände etc. Besonders beliebt war das Bild des städtischen Schutzpatrons und die Bilder der Nothelfer gegen Krankheiten; der h. Christophorus (Schutzpatron gegen Feuersgefahr)



und die h. Anna selbdritt als Patronin der Ehe erfreuten sich ebenfalls der Gunst der Bauherren. Für die Apostel pflegte eine bestimmte Reihenfolge eingehalten zu werden, während bürgerliche und humoristische Gestalten in buntem Durcheinander zusammengewürfelt wurden; neben Kaiser und Fürsten nehmen Ritter, Bürger, Musikanten, Sänger und Narren Platz, ja selbst Gruppen, wie sich umarmende Liebespärchen, und Figuren aus der Tierfabel kommen in der Reihe vor. Eine kleine Auswahl bieten die Figuren 47, 48, 51 und 56.

Die Figurenkopfbänder bilden zwar nicht in dem Maße besondere Kennzeichen der gotischen Periode, wie es bei den oben angeführten Grundformen der Fall ist; sie treten vereinzelt selbst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts auf, wenn schon in anderer Gewandung und anderer Technik; allein sie gehören doch vorzugsweise der gotischen Stilrichtung an, zu deren wirkungsvollsten Zierden sie ohne Zweifel zu zählen sind. Durch ihre abwechselnden Gestalten gewähren sie dem Gebäude einen ungleich höheren Reiz als die in einer bestimmten Form sich immer wiederholenden schematischen Kopfbänder.

## 2. Die Balkenköpfe.

Über dem Kopfbande ragt der Balkenkopf hervor, dessen unbedeutende Fläche keine große Abwechslung in der Behandlung zuließe. Ganz schmucklos blieb er nie; in einfacherer Gestalt (Fig. 43) erscheint er mit glatter Stirnfläche, an deren unterer Hälfte einige Profiglieder eingestochen sind; schon reicher wird die Form, wenn die untere Kante verschwindet und an ihre Stelle scharf ausgeprägte Hohlkehlen und Rundstäbe treten (Fig. 41 u. 46); seine reichste Ausbildung zeigt er sodann, wenn die Stirnfläche mit einem frei herausgeschnitzten Kopf verziert ist (Fig. 30 und 45). In diesem Falle bleibt das obere Viertel der Sichtfläche unberührt, während aus dem unteren, als Kehle ausgebildeten Teile der Kopf hervortritt. In den



Fig. 46.



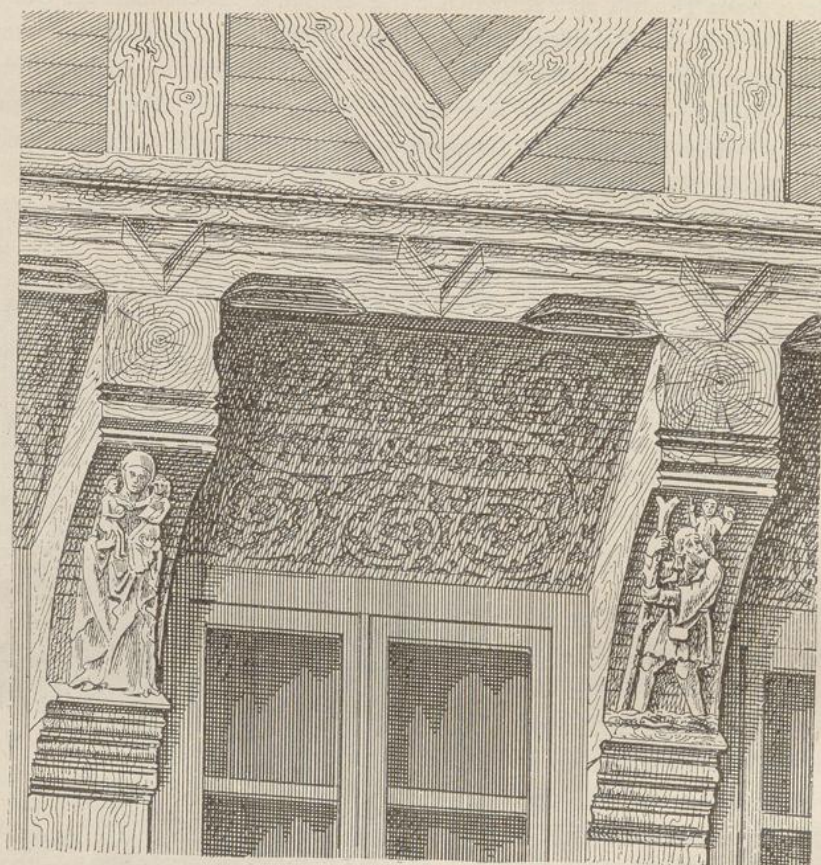


Fig. 47.



Fig. 48.



Fig. 49.



meisten Fällen haben diese Köpfe oder Masken etwas Fratzenhaftes, was noch durch das Motiv des Zungenausstreckens (Fig. 51) gesteigert wird.

Außer dieser allerwärts gleichartig ausgeführten Balkenendigung kommt in Braunschweig vereinzelt eine solche mit Knaufkonsolen vor (Fig. 50), doch nur dann, wenn die Schwelle von einem Treppenfries bekleidet ist und es diesen auf dem Balkenkopfe abzuschließen gilt.

An der Ecke endet der Stichbalken entweder, entsprechend den beiden Nachbarflächen, mit einer scharfen Kante (Fig. 40 u. 49), oder es ist ihm ein Kopf ange schnitten, welcher den Übergang zu dem Diagonalkopfbande vermittelt (Fig. 45 u. 46). Beiläufig sei hier noch bemerkt, daß die Sitte, die Balkenköpfe mit Masken zu verzieren, sich bis spät in das 16. Jahrhundert erhielt, wie z. B. an dem Schuhhof in Halberstadt ersichtlich ist.

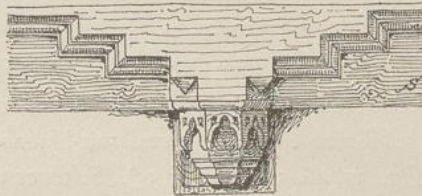


Fig. 50.

### 3. Die Schwellen.

Von allen Gliedern des Fachwerksbaues hat die Schwelle die weitaus reichste Bearbeitung mit dem Schnitzmesser erfahren. Vermöge ihrer größeren Ausdehnung bot sie mehr als irgend ein anderer Konstruktions- teil der Lust am Formen- spiel Gelegenheit, sich zu bethätigen. Sie bildet daher nebst den Kopf- bändern den vornehmsten Schmuck des gotischen Hauses. Es kann daher auch nicht wunder nehmen, daß die Behandlung der Schwelle in einzelnen Städten oft wesentlich von einander abweicht, so daß in ihr die lokale Eigen- tümlichkeit zum ent- schiedensten Ausdruck kommt.

Die Ornamentik der Schwelle weist zwei Haupt- typen auf. Entweder fand eine Einteilung in Felder statt, deren Größe durch die Entfernungen der Ständer oder Balkenköpfe von einander bedingt war, oder es wurde auf eine Einteilung ganz verzichtet, so daß das Ornament ohne Unterbrechung durchläuft. Das erste Schema schließt sich der Gliederung der Fassade durch die lotrechten Linien der Ständer an und verschafft dem Auge willkommene Ruhepunkte, das zweite hebt die eigent- liche Bedeutung der Schwelle hervor und bringt ihre horizontale Lagerung zum

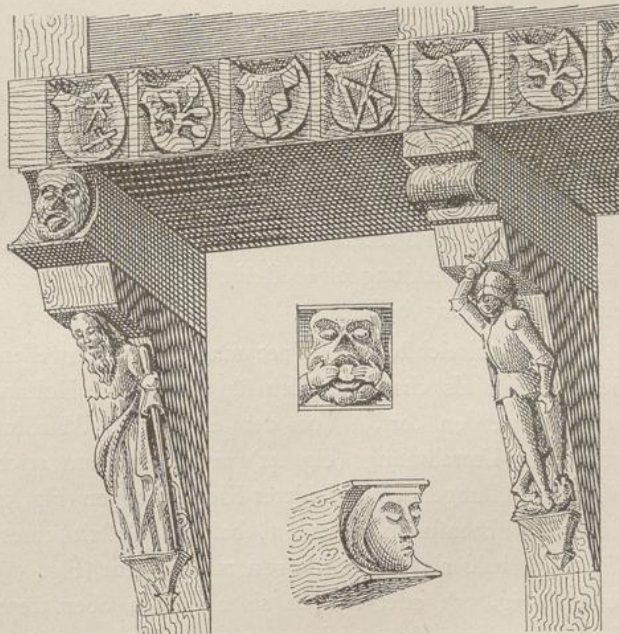


Fig. 51.



Bewußtsein. Beide Lösungen sind gleich alt und finden sich in allen Städten, wenn schon hier diese und dort jene vorwiegt. So herrscht z. B. in Halberstadt die Feldereinteilung vor, in Braunschweig kommt neben dieser die ungeteilte Behandlung erst gegen Ende der gotischen Periode auf; in Hildesheim wiederum bestehen beide Lösungen gleichzeitig neben einander. Doch läßt sich im allgemeinen behaupten, daß die ungeteilten Schwellen erst mit dem 16. Jahrhundert eine allgemeinere Anwendung erfahren.

Bei Einteilung der Schwelle in Felder gilt es als Regel, daß ihre Fläche unter den Ständern mit quadratischen oder runden Figuren unterbrochen, diese durch Profillinien eingerahmt und mit Maßwerk, Rosetten oder Wappen ausgefüllt werden (Fig. 37, 46, 52, 54 und 55). Seltener finden sich anders gestaltete Unterbrechungen wie Spitzbogenfelder (Tafel I), rautenförmige, mit Brustbildern gefüllte Vierecke (Fig. 48), Dreiecke, (Fig. 39) und dergl. mehr.

Die einfachste Art, die zwischen den Ständern befindlichen langen Felder zu gliedern, wird durch eine stumpf abschließende Hohlkehle (Fig. 37) bewirkt; etwas lebendiger wird das Formenpiel, wenn Hohlkehlen und Rundstäbe abwechseln. Reicher gestaltet sich dieselbe Anordnung, wenn einer tief ausgestochenen Kehle, wie an dem Ratskeller zu Halberstadt (Fig. 38), ein spätgotisches Blattwerk oder etwa eine drachenförmige Tierfigur eingefügt ist.

Diese Motive beschränken sich alle auf die mittlere Schwellenfläche und erscheinen wie eingerahmt durch die glatten Teile der Schwelle. Eine andere Behandlung, welcher augenscheinlich der Gedanke zu Grunde liegt, den Gefachen des unter der Schwelle liegenden Stockwerks einen Abschluß nach oben zu verleihen, läßt die untere Einrahmung fallen und leitet somit über zu dem Schutzbrett, welches in schräger, den Kopfbändern entsprechender Lage über den Fenstern ansteigt. Der Gedanke, dem Schutzbrett auf der Schwellenfläche selbst einen Abschluß zu geben, führte zur Entwicklung einer Reihe ornamentaler Motive, die nur in diesem Sinne eine Berechtigung besitzen.

Am zahlreichsten begegnet man dieser Schwellengattung in Halberstadt, wo sie geradezu als charakteristisch für die dortige Holzarchitektur dieser Periode bezeichnet werden darf. Von der einfachsten Abschlußform, einer rechteckigen, profilierten Umrahmung (Fig. 41) bis zu der am reichsten entwickelten, ein mit Maßwerkfüllungen eingekleideter Kleeblattbogen (Fig. 52), finden sich hier alle möglichen Zwischenstufen vertreten, bald in Gestalt eines korbbogenförmigen Feldes (Fig. 53), bald als Kleeblattbogen mit rundem (Fig. 54) oder mit geradlinigem Abschluß (Fig. 55), oder endlich als ein nach oben treppenförmig sich verjüngendes Gefach, aus lotrechten und wagerechten Linien zusammengesetzt (Fig. 46), der deshalb als »Treppenfries« bezeichnet wird.

Die Kleeblattbogenform ist ein fast ausschließlich der Halberstädter Holzarchitektur eigentümliches Motiv (ausnahmsweise findet es sich auch in Quedlinburg, Hoken Nr. 7, von 1490); der Treppenfries ist dagegen eine in ganz Niedersachsen allgemein verbreitete Zierform, die sich durch kräftige Schattenwirkung auszeichnet. In den verschiedensten Abweichungen des in Fig. 46 dargestellten Grundschemas findet er sich ganz besonders häufig in Braunschweig, vereinzelt aber auch in Hildesheim,





Verlag v. EA Seemann in Leipzig

Lith. Anst. v. JG Fritzsche in Leipzig

BRAUNSCHWEIG, am Sack N<sup>o</sup> 5







Hannover, Magdeburg etc.; in Verbindung mit dem Kleeblattbogen, den er in diesem Fall umgiebt, kommt er selbst noch in Lübeck an dem dortigen Thorhause vor.

Nicht selten hat die Schwelle außer dieser geometrischen Verzierung auch figürlichen Schmuck: Tiere und Menschen bald in naturalistischer (Fig. 53) und bald in stilisirter Form (Fig. 54), Fabelwesen aus der Mythologie oder Volksfage (Fig. 56), Brustbilder u. f. w. Reiche Ausbeute an solchen Zierstücken, bald in ernsthafter, bald in scherzhafter Gestalt, bietet in hervorragender Weise Halberstadt. So sind in den Korbbogenfeldern des 1496 erbauten Hauses Breiterweg Nr. 8 (Fig. 53)



Fig. 52.



Fig. 53.

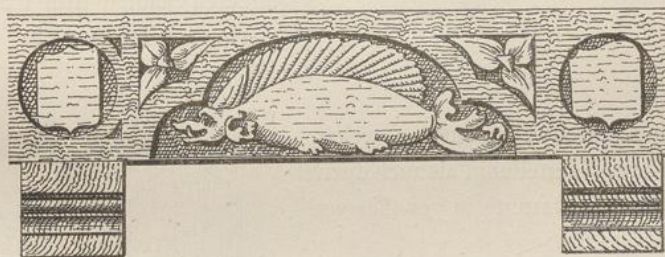


Fig. 54.

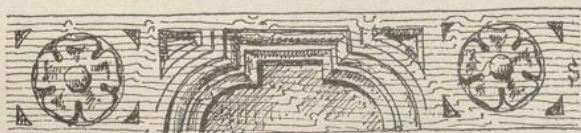


Fig. 55.

Affen, Hasen, Katzen, Raben, Störche, männliche und weibliche Sirenen ohne weiteren ornamentalen Schmuck in Form von Genrebildchen dargestellt; wohingegen sich an den Häusern des Fischmarkts Nr. 9, 10, 11 und 12 (Fig. 54), sowie an dem Ratskeller alle möglichen figürlichen und Pflanzen-Ornamente vorfinden. Auch in Braunschweig war die Ausfüllung der Treppenfriesfelder mit ähnlichen Darstellungen gern gesehen; doch beschränkte man sich hier nicht, wie in Halberstadt, ausschließlich auf die nach unten geöffneten Schwellenflächen, sondern füllte mit ihnen auch die über den Balkenköpfen sich bildenden Felder aus, denen die Treppenprofile nach unten als Einrahmung dienen (Fig. 56). An älteren Bauten wie auch an dem schon erwähnten Thorhause in Lübeck sind diese über den Balkenköpfen befindlichen Flächen durchweg mittels einer absonderlichen Verzierung ausgezeich-



net; nur ihr wurden figürliche Darstellungen eingestochen, während man die andern Felder höchstens mit kleineren Rosetten oder flachen Reliefköpfen belebte. Gegen Ende der Periode hingegen erhalten beide Felder gleiches Recht, und die Treppen-



Fig. 56.

Eine besondere Schwellengattung, welche sowohl durch ihre Felderteilung, als auch durch ihre ornamentale Ausstattung in gewisser ver-

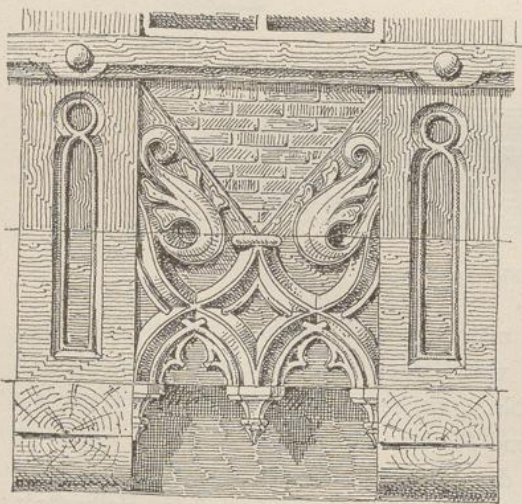


Fig. 57.

wandtschaftlicher Beziehung zu der Halberstädter Weise steht, hat sich in Braunschweig an einigen Häusern des 15. und 16. Jahrhunderts erhalten und bildet eine der auffallendsten Eigentümlichkeiten der Braunschweiger Gruppe. Abweichend von der sonst allerwärts streng beachteten Regel, nach welcher die Dekoration nur zur

profile treten in die bescheidene Rolle von trennenden Linien zurück, was sich ganz besonders an einem Hause der Steinstraße Nr. 3 vom Jahre 1520 geltend macht. Hier wechseln Darstellungen aus der biblischen Geschichte mit Heiligenfiguren und scherzhaften Bildern ab und verleihen so dem Schwellbalken mehr den Charakter eines in Gruppen geordneten Bilderfrieses, welcher das eigentliche Ornament, den Treppenfries, vollständig überwuchert, ja teilweise verdeckt.

In Goslar, Hildesheim und anderen Städten trifft man diese Verzierungsweise nur in vereinzelten Fällen an.

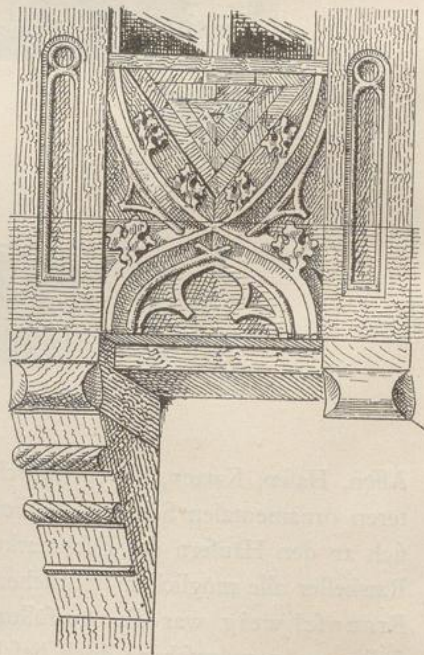


Fig. 58.



schärferen Betonung der Konstruktion dienen soll, wird bei der in Frage stehenden Behandlung der Schwelle der Charakter derselben als eines horizontal lagernden durchgehenden Baugliedes ganz und gar verwischt. Das Streben nach reichlicher malerischer Wirkung führte die Handwerksmeister dahin, daß sie das unter den Fenstern liegende Fach als ein Ganzes behandelten und demgemäß dekorirten. Die nach Art spätgotischer Fensterabschlüsse gebildete Verzierung der Schwelle, die dem darunter liegenden Fach einen baldachinartigen Abschluß giebt, erhielt eine Verästelung nach oben, um auch die Flächen der Riegelbänder zu beleben, auf denen sich also die mit Krabben versehenen Spitzbogenprofile fortsetzen (Fig. 57 u. 58). Die so gebildeten mit einer der Steinarchitektur entlehnten Dekoration versehenen Felder erhielten seitlich eine Einfassung durch den benachbarten Ständer und den Teil der Schwelle, auf den die Ständer aufsetzten. Schwellenstück und Ständer werden dabei der Art mit einander verschmolzen, daß das betreffende Stück der Schwelle nur als eine Fortsetzung des Ständers erscheint und, um die auf diese Weise bewirkte Augentäuschung voll zu machen, wurden diesen vorgeschobenen Holzflächen fensterähnliche, schmale Felder eingestochen, die sowohl mit rund- als auch mit spitzbogigen Abschlüssen vorkommen. Die Auflösung der Schwelle in einzelne, in die vertikale Gliederung der Front hineingezogene Teile ist ein Zeugnis für den Verfall der Stilgesetze, der offenbar durch die Einwirkung der Steinornamentik herbeigeführt wurde.

Mit dieser Neuerung geriet die Braunschweiger Holzarchitektur in eine Richtung, deren schädlicher Einfluß sich dort lange genug geltend machte und erst mit dem Ende des 16. Jahrhunderts wieder verschwand. Die wenigen Bauten dieser Art finden sich: hinter der alten Waage Nr. 20 (aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts), in der Reichenstraße Nr. 7 (etwa von 1500), in der Auguststraße Nr. 32 (von 1517) und an der Hagenbrücke Nr. 12.

Bezüglich der Behandlung der ungefelderten Schwelle haben wir zu bemerken, daß die einfachste Art der Gliederung durch flach eingestochene und verschiedenfarbig bemalte Hohlkehlen und Rundstäbe bewirkt wird, wie sie in Hildesheim von 1460 ab zahlreich vorkommt. Eine andere gleichfalls einfache Anordnung bestand darin, daß der Schwelle auf tiefer gelegenem Grunde in erhabenen Buchstaben ein Spruch eingesnitten (Fig. 45) und ihm die Jahreszahl hinzugefügt wurde. Solche Spruchschwellen trifft man an den gotischen Holzbauten außerordentlich oft an; den Text bilden scherzhafte und ernsthafte Sprüche in niederfächsischer Mundart, mitunter auch Bibelstellen in lateinischer Sprache <sup>1)</sup>.

Eine ebenfalls ziemlich einfache Art, den Schwellbalken zu verzieren, findet man an manchen Zunfthäusern, an welchen auf quadratischen aneinandergereihten Feldern die Wappen der Gildegenossen eingesnitten sind, ein Gebrauch, der an später erbauten Zunfthäusern auf die Fenster überging und deren Bemalen mit Wappen veranlaßte. Vorzügliche Beispiele dieser Art bieten die Gildehäuser der Schneider und der Kramer in Hildesheim (Fig. 51). Da wohl anzunehmen ist, daß die einzelnen Wappen früher reich bemalt waren, so wird diese Schwellengattung einen vorzüglich malerischen Reiz gehabt haben.

1) Vergl. Mithof, Die Altertümer Niedersachsens, und des Verf. Holzarchitektur Hildesheims.



Das fruchtbarste Motiv für die als durchlaufendes Band behandelte Schwelle bildet ohne Frage der gotische Laubstab. Das früheste Beispiel dieser Art findet sich in Hildesheim an dem 1483 erbauten Kramergildehaus: ein die Mitte der Schwelle durchziehender Stab, den scharf geschnittenen Laubwerk umwindet. Zu letzterem lieferten verschiedene heimische Pflanzen die Vorbilder, so besonders Eiche, Distel und Ahorn (Fig. 59). Der Stab ist bald glatt, bald mit Aftauswüchsen ver-



Fig. 59.



Fig. 60.



Fig. 61.

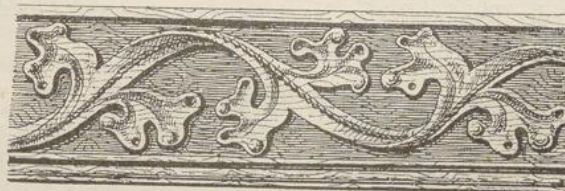


Fig. 62.

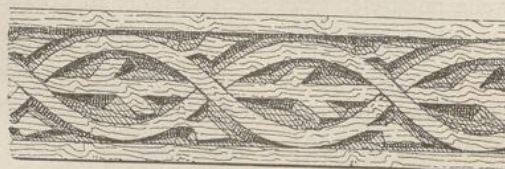


Fig. 63.

sehen und schließt entweder auf beiden Seiten mit Rosetten (Fig. 60) oder an dem einen Ende mit einer Wurzel, an dem andern mit einer Laubkrone (Fig. 61). In vereinzelt Fällen läuft der Stamm wohl auch oben und unten stumpf aus; oder endlich, wie es sich mehrfach in Hildesheim nachweisen läßt, er fällt ganz fort, so daß das sich überschlagende Laubgewinde allein die Füllung bildet (Fig. 62).

Die weitaus prächtigsten Laubstabschwelken besitzt unstreitig die Langseite des Knochenhaueramtshauses in Hildesheim, an welcher sie uns in wahrhaft künstlerischer Ausführung entgegenreten. Einige dieser prächtigen Schwellen haben wir



in farbiger Darstellung auf Tafel III möglichst naturgetreu wiederzugeben versucht; bemerken aber, daß nach unserer Überzeugung nicht nur der Grund blau bemalt war, sondern die Vorder- und Rückseite der Blattranken gleichfalls verschiedene Färbung aufwiesen<sup>1)</sup>.

Während die Laubstabschwelle in Hildesheim vereinzelt sich bis zum Jahre 1540 nachweisen läßt, kommt sie in Braunschweig viel früher außer Gebrauch. Sie erscheint dort auch erst mit dem Beginn des 16. Jahrhunderts und verschwindet um 1530.

Schematischer wurde daselbe Motiv, als man darauf verfiel, es in ein Flachornament umzuwandeln und zu dem Behuf nur den Grund aushob. In schablonenmäßiger Gleichförmigkeit wiederholt sich die Anordnung zweier sich kreuzender Rankenbänder mit angefügten dreieckigen Blattformen (Fig. 63), die ebenso wie der mittlere Stamm glatt bleiben und in einer Ebene zu liegen kommen. Diese verknöcherte Form des

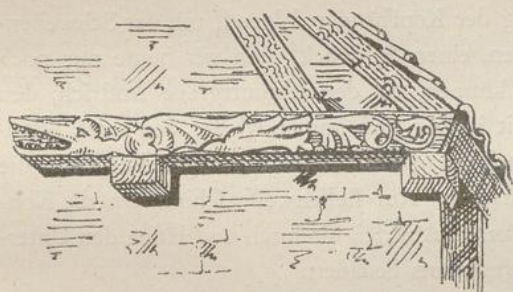


Fig. 64.

Laubstabsmotivs erforderte weniger Kunstfertigkeit und fand wohl in erster Linie um desswillen in Hildesheim, der einzigen Stadt, wo diese Schwellengattung noch häufiger anzutreffen ist, eine allgemeine Verbreitung. In Hameln, alte Marktstraße Nr. 15, ist auch noch eine solche Schwelle erhalten; desgleichen in Salzwedel.

Schließlich hätten wir den Laubstabschwellen noch eine bemerkenswerte Abart zuzuzählen, die uns an einem Hildesheimer Hause, Braunschweiger Straße Nr. 611, vom Ende des 15. Jahrhunderts überkommen ist (Fig. 43). Dort entwachsen den Balkenköpfen breitlappige Rankenbildungen in Form von Flachornamenten und setzen sich auf der Schwellenfläche fort. Es haben sich hier also gewissermaßen beide Hauptarten der Schwellendekoration vereinigt; ohne daß die Schnitzfläche unterbrochen wird, ist doch deren Einteilung nach Balkenköpfen markiert. Ein interessantes Motiv, welches noch an dieser Stelle Erwähnung verdient, findet sich in Kassel an einem sichtbaren Dachspannriegel der Giebelseite des Hauses an der Fischerstr. Nr. 10. Es besteht in einer stilisierten Nachbildung eines Drachens, dessen Kopf die freie Endigung des Konstruktionsteiles bildet (Fig. 64).



Fig. 65.

1) Das Gebäude gehört der Mischstilperiode an und findet an der betreffenden Stelle eingehende Erwähnung.

Lachner, Holzarchitektur.



## 4. Die Ständer.

Die Flächen der Ständer pflegen in der gotischen Periode ganz schmucklos zu bleiben, doch haben wir einige Ausnahmen anzuführen, die ihrer Seltenheit halber besonderer Erwähnung wert sind.

In Hildesheim finden sich auf drei benachbarten Ständerflächen des Hauses Burgstr. 1453 (erbaut im Jahre 1499) langbeinige nackte Männer mit großen Wappenschildern (Fig. 65), und in Braunschweig hat der Eckpfeiler der Schuhstraße Nr. 29 einen ähnlichen flach herausgeschnitzten Wappenträger aufzuweisen.

Mittelbar werden die langen Ständerflächen durch die ihnen unter den Fenstern vorgehängten Profillatten belebt, welche an keinem gotischen Bau fehlen. Sorgfältig geschmiedete Nägel befestigen die Latte auf den Ständern. (Fig. 21).

## 5. Die Schutzbretter.

Einen ganz besonders reizvollen ornamentalen Schmuck besaß das gotische Fachwerkshaus in feinen schrägen Schutzbrettern, die über den Fenstern als Wandverkleidung dienten und, der Richtung der Kopfbänder folgend, mit der Schwelkenkante des oberen Geschosses abschlossen, einen Schmuck, den wir heute nur noch ahnen, aber nicht mehr wahrnehmen können, da der schmutzgraue Anstrich, den man mit ausgefuchtester Hartnäckigkeit immer und immer wieder den noch erhaltenen Bauten gleichmäßig verleiht, auch auf die Schutzbretter ausgedehnt wird, die ehemals eine farbenreiche Verzierung hatten. Nur stellenweise schimmern die Konturen der alten Malerei durch den modernen Anstrich hindurch und lassen den Untergang so manchen formschönen Flachornaments bedauern.

Die Schutzbretter eigneten sich vorzugsweise zur Aufnahme von Malereien und scheinen auch durchweg mit malerischem Zierat versehen zu sein, doch kommen in Hildesheim auch einige mit Flachschnitzereien vor (Fig. 47). Bei diesen hebt die Zeichnung sich nur einige Millimeter vom Grunde ab und besteht durchweg aus spätgotischem Lappenblattwerk und rankenförmiger Verästelung. Ehemals waren Grund und Ornamente ohne Zweifel verschiedenfarbig bemalt. Von den ornamental Flachmustern, mit denen die Schutzbretter verziert waren, geben wir auf Tafel I ein Beispiel aus Braunschweig. Bei einigen hervorragenden Gebäuden finden sich auch Brustbilder an dieser Stelle und ausnahmsweise, wie an dem Trinitätshospital in Hildesheim, selbst größere Gemälde, welche hier in geschlossener Reihe auf 11 großen Schutztafeln die Leidensgeschichte Christi vorführen (Fig. 48). An dem jüngst wieder aufgefächerten Bau ersetzen neue Bretter die Stelle der alten, doch hat der Maler Feddeler es meisterhaft verstanden, die alten Zeichnungen getreu auf die neuen zu übertragen.

## 6. Fenster- und Thüröffnungen.

An ornamentalem Schmuck haben die Fensterumrahmungen so gut wie gar nichts aufzuweisen. Mit den Thüröffnungen war es in der Hinsicht etwas besser bestellt; selten daß ihren Spitzbogen eine Profilierung abging. Am Südklint Nr. 8 in Braunschweig entsprossen den äußersten Profillinien in lebendiger Bewegung abwechselnd Blättergruppen und Fruchtdolden (Fig. 66), und in einzelnen Fällen, wie an dem Kramergildehaus in Hildesheim, tritt sogar auf dem Sturzriegel figürliches



Schnitzwerk hinzu, das Bezug auf den Zweck des Gebäudes nimmt. Hier ist es eine halbe menschliche Figur, die mit dem einen Arme eine Wage, mit dem andern ein Spruchband hält und dem die Schwelle übertretenden Volke die bezeichnende Warnung zuruft: «weget. recht. un. gelike. so. wertet. gi. falich. un. rike.»

Die Sturzriegel der Thorfahrten wurden in ähnlicher Weise behandelt; sei es, daß man sie mit Rosetten und andern Ornamentenformen belebte (Fig. 21), oder daß man ihnen Brustbilder und spätgotisches Rankenwerk einfügte, welches letzteres sich mitunter, wie auch in unserem Beispiel (Fig. 67), selbst über die Ständerfläche verbreitete. Die Brustbilder dürften sehr wahrscheinlich das Ehepaar dargestellt haben, welches das Haus erbauen ließ; wenigstens hat sich eine ähnliche Sitte an unseren sächsischen und westfälischen Bauernhöfen bis heutigen Tages erhalten, nur mit dem Unterschied, daß man sich jetzt mit dem Einschneiden oder mit dem Aufmalen der Namen des Hofbesitzers und seiner Ehehälfte begnügt. Sonst dienten die Sturzriegel der Thorfahrten gewöhnlich zur Angabe des Datums der Erbauung.



Fig. 66.

Haben wir das Ornamentenschnitzwerk der Außenseite, mit welchem die gotische Periode ihre Holzwohngebäude zu schmücken liebte, ziemlich eingehend behandeln können, so bleibt uns für die Innenarchitektur nur wenig hinzuzufügen übrig. Bürgerliche Wohngebäude, welche die ursprüngliche Innenanlage unverändert bewahrt hätten, sind nicht mehr erhalten; wir können daher nur vermuten, daß in den niedrigen Wohnräumen wenig Prunk waltete, und daß die dekorative Ausstattung sich auf den Flur und die dort angebrachte Haupttreppe beschränkte.

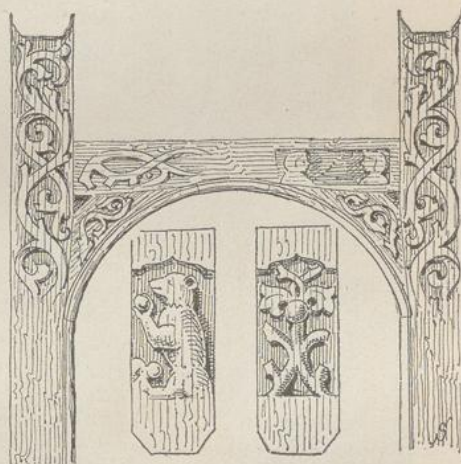


Fig. 67.

Anhangsweise geben wir noch ein Verzeichnis der interessantesten Fachwerkhäuser, welche uns aus der gotischen Periode erhalten sind.

An öffentlichen Gebäuden, wie Rat- und Gildehäuser, Hospitäler und Schenken, sind noch erhalten:

Trinitatishospital zu Hildesheim, der steinerne Unterbau vom Jahre 1334, der Ständeroberbau von 1459; Ratskeller in Halberstadt (1461); Kramergildehaus in Hildesheim (1482); Rathaus in Wernigerode (1494); Rathaus in Duderstadt (1528).

An Privathäusern, deren Zahl sich noch nach vielen Hunderten beziffert, verdienen besonders hervorgehoben zu werden:



In Braunschweig: Egydienmarkt Nr. 1 (1461); Gördelingerstraße Nr. 38 (etwa 1460); Hagenscharm. Nr. 1 (1461); Scharrnstraße Nr. 13 (1470); Alte Knochenhauerstraße Nr. 11 (1470) und Nr. 13 (1489); Kl. Burg Nr. 15 (1488); Nördl. Wilhelmstraße Nr. 47 (1480); Am alten Petrithor Nr. 2 (1492); Kuhstraße Nr. 32 (1480);

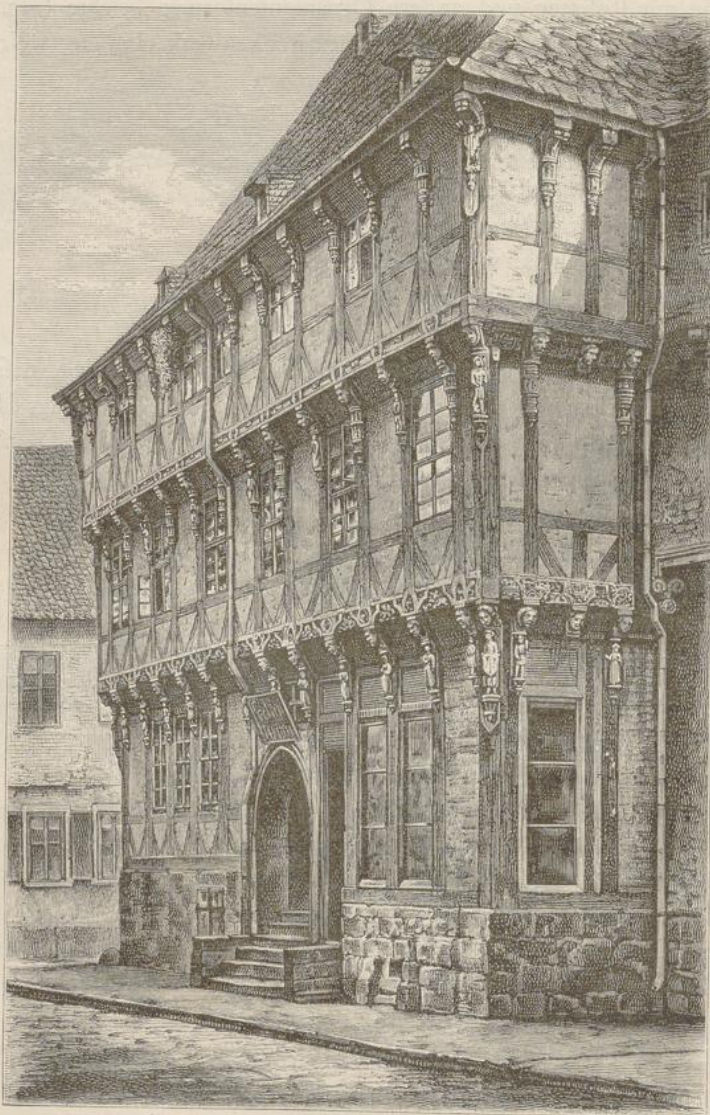


Fig. 68. Ratskeller zu Halberstadt.

Bockswete Nr. 28 (1514); Südklint Nr. 22 (1524); Auguststraße Nr. 32 (1517); Wendenstraße Nr. 69 (1533); Langenstraße Nr. 45 (1510); Reichenstr. Nr. 7 (1500).

In Halberstadt: Breitenstraße Nr. 30 (etwa 1440); Breiterweg Nr. 8 (1469); Fischmarkt Nr. 1 (etwa 1480), Nr. 10 und Nr. 11 (1520); Nr. 12 (1522); Nr. 9 (1529).

In Hildesheim: Altermarkt Nr. 1516 (1418); Kl. Domhof Nr. 1198 (1459); I Rosenhagen Nr. 150 (etwa 1480); Osterstraße Nr. 285, Rückseite (etwa 1490);



Eckemeckerstraße Nr. 1254 (etwa 1500); Langerhagen Nr. 1666 (1516); Braunschweigerstraße Nr. 616 (1525).

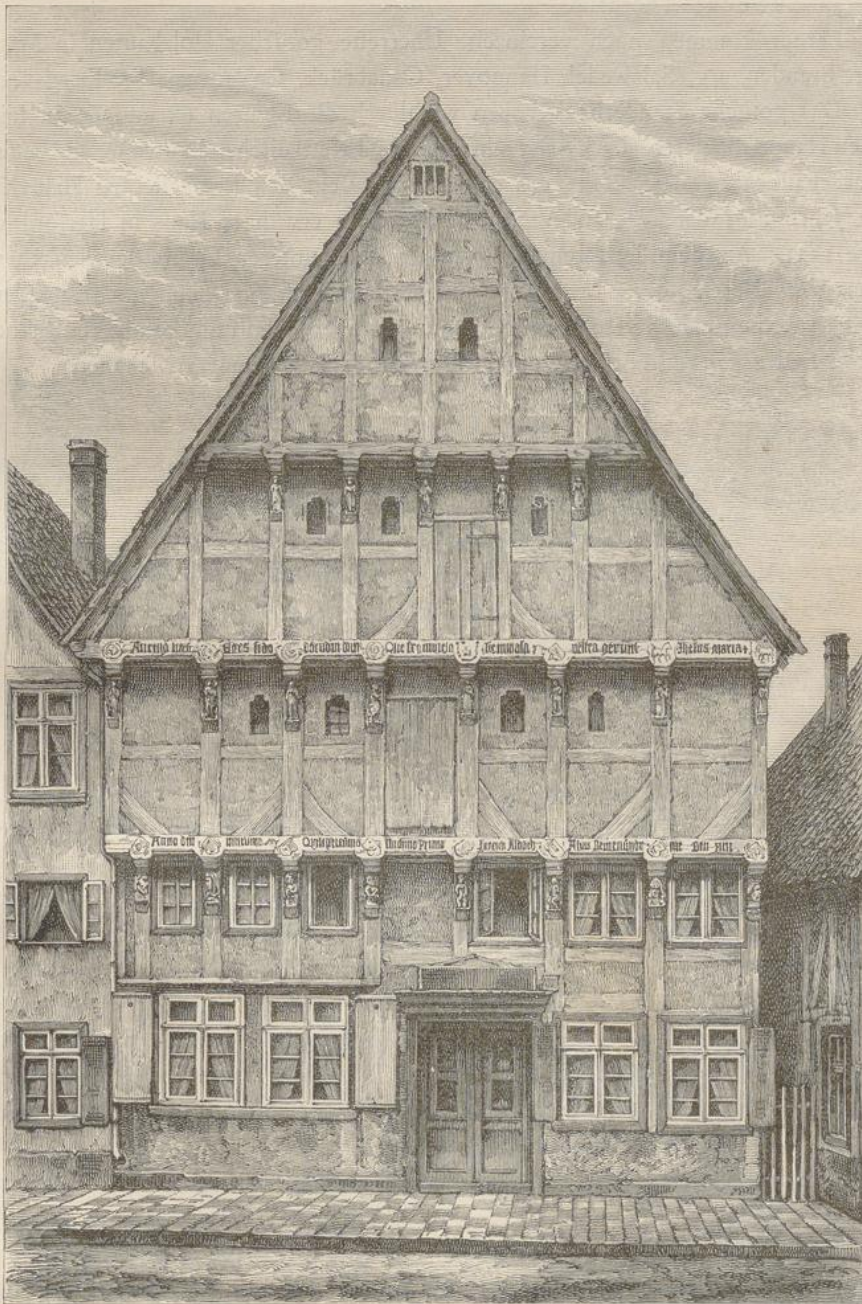


Fig. 69. Haus an der Brüderstraße in Herford.

In Hameln: Papenstraße Nr. 6 (1443).

In Münden: Marktplatz (1457).

In Herford: Brüderstraße Nr. 356 (1521).



In Göttingen: Paulinenstrasse Nr. 6 (1495); Junkerhaus von 1424 (der ausluchtförmige Anbau stammt aus der Zeit von etwa 1545).

In Quedlinburg: Hoken Nr. 7 (etwa 1480).

In Lübeck: Thorhaus.

Ferner kommen noch vereinzelte Überreste gotischer Holzbauten in Magdeburg, Brandenburg, Salzwedel, Hannover, Osnabrück, Goslar und Stollberg vor.

Das gotische Ständerhaus haben wir durch die Figuren 68 und 69 in seinen beiden Hauptschematen, der niedersächsischen und westfälischen Bauweise, zur besseren Veranschaulichung dargestellt; das eine Beispiel stellt den Ratskeller zu Halberstadt vom Jahre 1461 dar, das andere das bereits oben erwähnte Haus in Herford vom Jahre 1521. An dem letzteren Gebäude sind die unteren Geschosse vielfach verändert; die Thüre, deren früherer Spitzbogenabschluss sich oben noch angedeutet findet, hat eine moderne rechteckige Umrahmung erhalten und die unteren Ständerhälften sind zum Teil entfernt, um größeren Fenstern Raum zu schaffen.



## II. KAPITEL.

### Die Periode des Mischstils.

**D**ie interessantesten Perioden in der Geschichte der Architektur sind unzweifelhaft die sogenannten Übergangsperioden, in denen sich unter dem Einfluß eines auf fremdem Boden erwachsenen Formenwesens eine allmähliche Wandlung des heimischen Stilgefühls vollzieht.

Wie im 13. Jahrhundert vom Westen her die Gotik in Deutschland eindringt, so beginnt im zweiten Drittel des 16. Jahrhunderts die Renaissance teils direkt von Italien her, teils durch Vermittelung der Niederlande diesseits der Alpen und des Rheines festen Boden zu gewinnen. Die Veränderung des Geschmacks vollzieht sich diesmal aber nicht auf Grund eines veränderten Konstruktionsprinzips, läßt vielmehr das überkommene Gerüst des Bürgerhauses unberührt und modelt nur an den äußeren Zierformen oder ersetzt dieselben durch «neumodische» Motive.

Die Renaissance vollzog sich in Italien vornehmlich auf dem Gebiete des Palastbaues und hatte den Steinbau zur Voraussetzung. Es ist daher sehr begreiflich, daß ihre auf anderer Grundlage erwachsenen Schmuckformen von den deutschen Werkmeistern nur zögernd, gewissermaßen unter dem Druck der Mode, aufgenommen wurden und daß diese Aufnahme insbesondere auf dem Gebiete der Holzarchitektur zunächst eine große Unsicherheit und arge Verwirrung des Stilgefühls herbeiführte. Wie sehr die Aufnahme der Renaissanceformen eine rein äußerliche war und sich mehr auf der Luft an der Mannigfaltigkeit des Zierats als auf innerer Überzeugung gründete, bekundet die Thatfache, daß nicht selten Renaissance motive ganz unbenutzt neben gotischen bei einem und demselben Baue verwendet wurden, eine Thatfache, die ihr Analogon auf dem Gebiete der Kleinkunst findet, auf welchem sich sogar im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts eine ausgesprochen gotische Reaktion vereinzelt geltend machte.

Der größere Formenreichtum, über welchen die Baukunst nunmehr verfügte, führte naturgemäß auch zu einer größeren Mannigfaltigkeit der örtlichen Formensprache. Selbst benachbarte Städte weichen oft erheblich in der Art der Formenbildung ab und zeigen noch mehr ausgeprägte Eigentümlichkeiten, als es während der vergangenen Periode der Fall war. Dies erklärt sich, abgesehen von der eingetretenen Schwankung des Stilgefühls, auch aus dem Umstande, daß der Umwandlungsprozeß sich an einem Orte rascher und intensiver vollzog als an andern,



dafs in der einen Stadt ein hervorragender Meister, der Italien gesehen, den Widerstand des zünftigen Handwerks rasch überwältigte, während in der andern die Kunde von der neuen Kunstweise sich auf mittelbarem Wege verbreitete und nur langsam Anhänger fand.

Für die Zeit des Mischstils lassen sich aus diesem Grunde auch keine festen Grenzen stecken. Im wesentlichen spielt sich sein Schicksal während der zwei Decennien von 1530 bis 1550 ab, wennschon die gotische Tradition hier und da noch bis gegen Ende des Jahrhunderts fortlebt und wir daher auch ihren ungefähren Abschluß auf 1580 verlegen müssen. Am auffälligsten äußert sich die Einwirkung des Renaissancegeschmacks bei der Behandlung des Laubschwellenornaments. Es kommt ein feinerer Schwung in die Linien, die breitlappigen Blätter verschwinden und räumen endlich formschönen Pflanzenmotiven den Platz. Wie sich sonst der Geist der Renaissance bei der Bildung der einzelnen Bauglieder geltend macht, werden wir im Folgenden näher nachzuweisen versuchen.

### 1. Die Kopfbänder.

Die Kopfbänder behalten bis etwa 1560 ihre ältere dreieckige Strebenform bei; erst von 1550 ab machen sich allerlei Versuche bemerkbar, sie umzugestalten und in die Konsolenform überzuleiten. Hohlkehlen und Rundstäbe bleiben zunächst die beliebtesten Mittel, um die Vorderseite zu beleben; doch kommen zu dem statt der schlichten Rundstäbe auch gedrehte stumpf abschließende Schnüre in Gebrauch

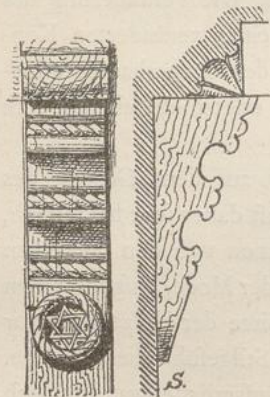


Fig. 70.

(Fig. 70) und als neues Motiv ein Schachbrettmuster zur Verwendung, welches den Raum zwischen den gedrehten Schnüren ausfüllt (Fig. 71). An ähnlichen kräftigen Kopfband-Gliederungen überboten sich insbesondere die Halberstädter Bauten, an welchen sich die Schnüre und Rollen so häuften, daß die dreieckige Gestalt der Seitenflächen förmlich verloren ging. Eine bemerkenswerte Detailbildung haben die nämlichen Kopfbänder auch in ihrem unteren abgerundeten Abschluß aufzuweisen, der ganz entgegen dem sonst üblichen Gebrauch an der Ständerfläche nicht scharfkantig ausläuft und nicht selten mit Scheiben- und Kranzornamenten angefüllt ist (Fig. 70 und 72).

Kopfbänder mit figürlichen Darstellungen werden zwar spärlicher, aber sie kommen an reicher ausgestatteten Bauten, so namentlich in Braunschweig bis 1550 noch vor. Sie sind durchweg flacher gehalten als in der gotischen Periode und haben weder reiche Knautkonsolen, noch Baldachine aufzuweisen. Die Heilengestalten werden mehr und mehr von profanen Figuren verdrängt. Die unstreitig prächtigsten Figurenkopfbänder dieser Periode sitzen an dem 1529 erbauten Knochenhaueramtshause zu Hildesheim. Wie das genannte Gebäude überhaupt eine hervorragende Bedeutung für die Geschichte der Holzbaukunst hat, so nehmen auch dessen Kopfbänder besonderes Interesse in Anspruch. Ganz aus dem eigentlichen Holzkern heraus treten an der unteren Reihe köstliche Engelsgestalten auf, umgeben von den üppigsten und anmutigsten Blatt- und Kelchornamenten der Hochrenaissance. Waren die gotischen Figuren mit peinlichster Gewissenhaftigkeit von oben bis unten



in Kleider eingehüllt, so wagte hier der Meister mit den bisherigen Traditionen zu brechen und feine reizenden Kindergestalten, so wie sie die Natur geschaffen, als pausbackige Posaunenengel darzustellen, die sich mit allen möglichen Musikinstrumenten oder auch mit Schwert und Speer belustigen. Über die Technik der Schnitzarbeit

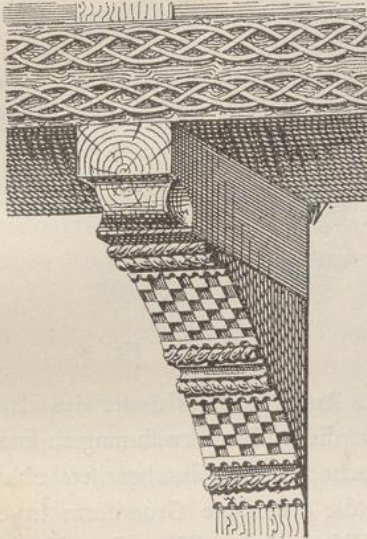


Fig. 71.



Fig. 72.

giebt Fig. 3 auf Tafel III Auskunft, auf welcher wir auch von der Farbenwirkung einen Begriff zu geben versucht haben.

An anderen Orten bleiben für die Figurenkopfbänder ältere gotische Vorbilder maßgebend, so in Braunschweig, Sack Nr. 5, Damm Nr. 4, Goslar, Zum Brusttuch, und Hameln, Osterstraße Nr. 8, alle etwa der Zeit von 1535—1540 entstammend.

Eine eigene Abart des Figurenkopfbandes ergab die Verwendung von Brustbildern, welche man entweder wie in Herford und Hildesheim als Flachrelief der vorderen Fläche anschnittzte, oder, wie an der Ratsapotheke in Hildesheim, organisch aus der Grundform herauswachsen liefs. An der ersten Art schlofsen gedrehte Schnüre und andere Profiglieder die Reliefbilder oben und unten ein; an der zweiten Art bildet der Kopf selbst den oberen Abschluß, während die Brust unten in eine Art Volute endet (Fig. 73).

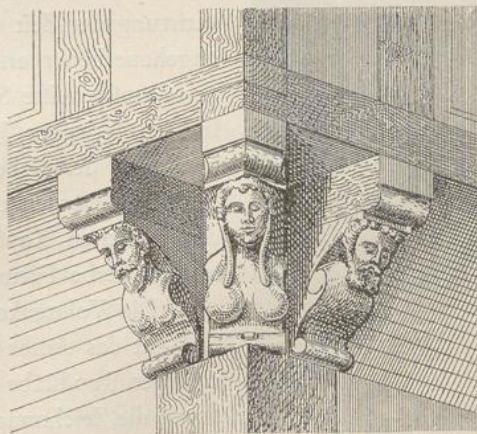


Fig. 73.

Auch das mit Blumen- oder Rankenornamenten angefüllte geschweifte gotische Kopfband findet wiederholt Anwendung; sei es mit reicheren Pflanzenornamenten, oder solchen in Verbindung mit stilisierten Kopf- und Tierformen. Diese Motive



haben lediglich einen dekorativen Charakter; ohne weiteren organischen Zusammenhang mit dem konstruktiven Kern bedecken sie bildförmig dessen vordere Fläche. Als hervorragende Beispiele müssen wir hier wieder die Kopfbänder des Knochenhaueramtshauses in Hildesheim anführen, und zwar diejenigen der oberen Reihen,

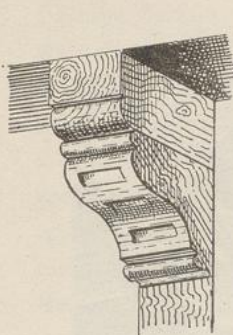


Fig. 74.

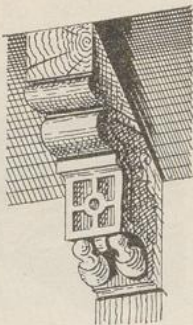


Fig. 75.

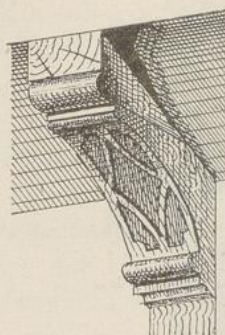


Fig. 76.

welche eine reiche Auswahl darbieten (Fig. 84). Auch die Kopfbänder des Hauses in Braunschweig, Langestraße Nr. 9 von 1536, verdienen hier Erwähnung zu finden. Von der Mitte des 16. Jahrhunderts ab macht sich eine durchgreifende Neuerung in der Kopfbandform bemerkbar, insofern die dreieckige Grundform in eine

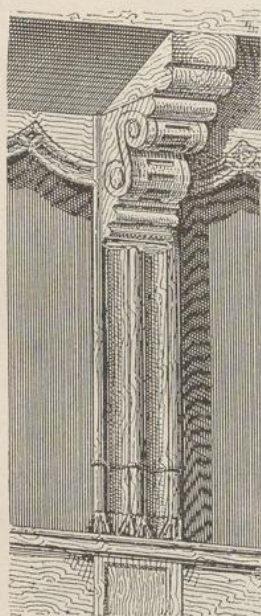


Fig. 77.

Volutenkonsole umgebildet wird. Die ersten Versuche dieser Umbildung haben etwas kindlich Unbeholfenes, offenbar weil das Verständnis der Konsolenform den Holzschnitzern noch ziemlich fern lag. Wir geben in den Figuren 74, 75 und 76 einige Beispiele solcher frühen Konsolbildungen, unter denen das eine, bei welchem zwei Pferdehufe als Zierform verwendet sind, für die Geschmacksverirrung der Zeit ein schlagendes Zeugnis liefert. Noch ungeheurer erscheint eine Kopfbandart in Salzflehn, deren geschweifte Stirnseite als Balkenkopf ausgebildet ist. In den sechziger Jahren des Jahrhunderts hingegen war man sich der Bedeutung der Konsolform einigermaßen bewußt geworden und wandte sie nun durchweg an Stelle des gotischen Kopfbandes an, von dem sie jedoch die massige derbe Form als Erbstück beibehielt.

Die Volutenkonsole der Mischstilperiode ist dickleibig und hat das Ansehen zweier über einander befindlicher kräftiger Rundstäbe (Fig. 77), deren Linienbewegung erst durch die Zeichnung der Seitenansichten verdeutlicht wird.

Diese Belebung der Kopfbandkonsole an ihren beiden Seitenflächen durch leicht eingestochene Ornamentenlinien ist ein echter Renaissancegedanke. Mit richtigem Verständnis wurde die Volutenkonsole zum erstenmal an dem Aldegrevorhaus in Soest ausgeführt, wo sie sich auf Kragsteine stützt und ein brauchbares Bindeglied zwischen dem steinernen Erdgeschoß und dem oberen Fachwerksbau abgibt.



Eine vermittelnde Stellung nehmen die Halberstädter und Göttinger Bauten ein, deren Kopfbänder schon etwa 1550 aus zwei gewundenen Schnürrollen in gedrungener Gestalt bestehen (Fig. 78). Die Grundform der Volutenkonsole kommt bei ihnen zwar zum Ausdruck, ist aber noch nicht recht verstanden, was sich vornehmlich in der Seitenansicht kundgibt.

## 2. Die Balkenköpfe.

An den Balkenköpfen sind nur geringe Änderungen nachzuweisen. Das Einschneiden von Köpfen und Fratzen an den Balkenenden findet nach wie vor statt, wenn auch nicht mehr so häufig; hier und da sucht man denselben Zweck durch das Vornageln von geschnitzten Köpfen (s. Taf. III) zu erreichen. Ferner ersetzt man die scharfkantigen, mehrgliedrigen Einschnitte auf der vorderen Seite durch einen einzigen dicken Rundstab, so daß die untere Balkenkante abgerundet erscheint (Fig. 77).

Von dieser sonst überall gängigen Form weichen die Balkenköpfe in Halberstadt und einigen Harzstädten insofern ab, als sie in innigere Beziehungen zu den darunterliegenden Kopfbändern treten. Sie erhalten eine ähnliche Gliederung, auch von der Seite gesehen, wie die Kopfbänder, die den Ausdruck der stützenden Kraft verloren haben und auf zwei große Schnür- oder Polsterrollen zusammengechrumpft sind, so daß der Balkenkopf mit dem Polsterkopfband aus einem Stück zu bestehen scheint (Fig. 78).

## 3. Die Schwellen.

Auf den Schwellen bürgert sich eine ganze Reihe neuer Dekorationsmotive ein. Die in Felder geteilte Schwelle erfährt insofern eine durchgreifende Umgestaltung, als sie fortan nicht mehr als Abschluß der unteren Felder oder Fenster, sondern als ein selbständiges Bauglied frei behandelt wird. Entweder, daß sie durch Unterbrechung ihrer unteren Kante und einer energischen Profilgliederung einen mehr architektonischen Zuschnitt empfangt, oder daß sie als wirkliche Bilderfriesfläche dient, in welchem Falle beide Kanten unberührt bleiben und die einzelnen Felder, über den Balkenköpfen quadratisch, zwischen ihnen rechteckig, von figürlichem Ornamentenwerk ausgefüllt werden.

Die ersterwähnte Form gefelderter Schwellen ist hauptsächlich in Halberstadt und Braunschweig anzutreffen, also in jenen Städten, in welchen früher die größeren Schwellenfelder den unteren Gefachen und Fenstern einen wirkungsvollen Abschluß zu geben pflegten. In dieser Erscheinung dürfen wir wohl mehr als einen bloßen Zufall erblicken und in ihr eine Ableitung aus jener älteren Form erkennen. Die einfachste Gestaltung dieses Motivs wurde dadurch erreicht, daß man die untere Schwellenkante durch eine Hohlkehle, die nach beiden Balkenköpfen zu in eine Spitze verlief, abfasste, so daß die Abfassung das Aussehen eines schlanken Schiffes (Fig. 81) erhielt.

Eine reichere Ausstattung gewinnt die «Schiffskehle» dadurch, daß sie von mehreren aneinandergereihten Rundstäben und Hohlkehlen eingerahmt wird, welche sich alle entsprechend der Grundform nach der Spitze der Hauptkehle verjüngen, sich also in der Schwellenkante vereinen (Fig. 78). In dieser Gestalt kommt die Schiffskehle nicht nur in Halberstadt, sondern auch in Göttingen, Hörter, Helmstedt und Hannover vor.



Gegen Mitte des 16. Jahrhunderts nehmen die Rundstäbe die Form von gedrehten und mit Perlen besetzten Schnüren an, die häufig so an Umfang gewinnen, daß sie die Hauptkehle, mit welcher sie wieder nach den Enden spitz zulaufen, ganz ausfüllen (Fig. 79). Gleich dem Treppenfries kommt dieses Motiv

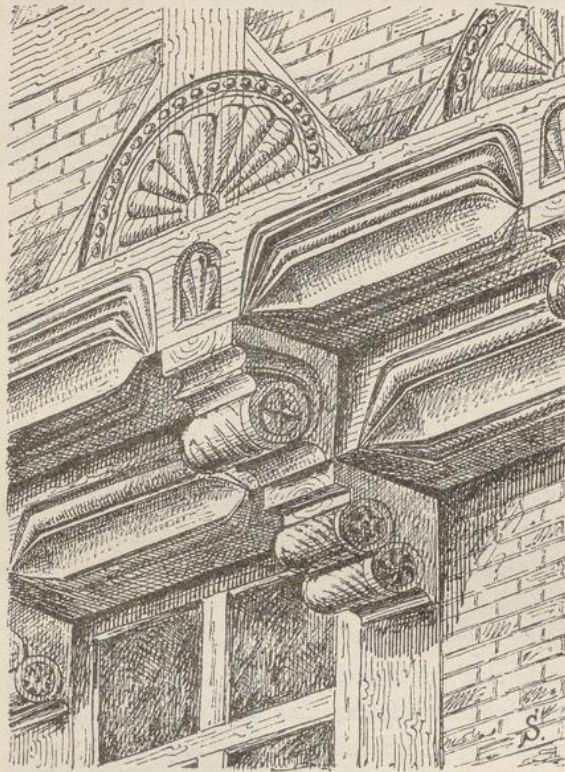


Fig. 78.

in mannigfaltigster Gestalt vor; es überspinnt im weiteren Verlauf fast die ganze Schwelle und läßt nicht selten nur eine schmale Kante oben unberührt.

In ihrer Wirkung übertrifft diese Ornamentirung der Schwelle, die in ihrer Technik durchaus der Eigentümlichkeit des Materials entspricht, bei weitem den Treppenfries; die geschwungenen und kräftigen Linien bieten dem Auge eine lebendige Abwechslung und steigern durch die kräftige, durch verschiedenartige Färbung der Profile unterstützte Schattenwirkung den malerischen Anblick des Bauwerks.

Im Gegensatz zu der Schiffskehlenchwelle, deren ornamentale Behandlung eng mit

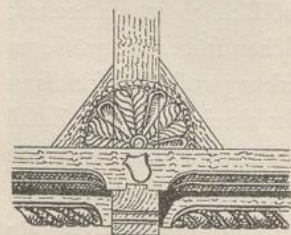


Fig. 79.

der Konstruktion verwachsen und überhaupt ohne jene nicht denkbar ist, löst sich die Felderschwelle aus dem baulichen Organismus los und erscheint als eine dekorative Beigabe, die ebenso gut jede andere Holzfläche schmücken könnte.

Diese gefelderte Form der Schwelle ist am ausgeprägtesten in Hildesheim anzutreffen, wo die Kunst des Bildschnitzers sich in den mannigfaltigsten Erfindungen oft mit dem derben Humor ergeht, der der Zeit des 16. Jahrhunderts eigen war.

Die weitaus originellste Felderschwelle hat das in Hildesheim 1541 erbaute Wirtshaus «Zum neuen Schanden» aufzuweisen. Sie ist eingeteilt in 11 längere und 12 kleinere Felder, von denen, wie immer, die kleineren mit Brustbildern geschmückten über den Balkenköpfen liegen. In diesen langen Feldern hat der Künstler versucht, die Zweckbestimmung des Hauses zur Anschauung zu bringen, indem er uns das Leben und Treiben eines Erzschlemmers vorführt, dessen Leib einem kräftigen Ornamentenfamme entwächst. Die beiden Schmalseiten der langen Felder schlossen zwei ornamentirte Köpfe ab, mit wechselndem, der jeweiligen Situation des Schlemmers angepaßtem Gesichtsausdruck, so daß sie gewissermaßen die Rolle



des zuschauenden Publikums spielen. So scheint auf dem ersten Bilde das Mienenspiel der Köpfe zu sagen, daß der Schlemmer mit einem geleerten Krüge bereits zu viel des Guten geleistet habe; sie drücken unverhohlen ihren Abscheu vor diesem unmäßigen Trinken aus. Das zweite, dritte und vierte Bild darf man nur sehen, nicht beschreiben; die wachsende und endlich in Abscheu übergehende Schadenfreude des einen und das Entsetzen des andern Zuschauers erklären die Situation besser, als es Worte vermöchten. Doch daß unser Trinker nach kaum überstandenen



Fig. 80.

Leiden aufs neue zu einem noch größeren Krüge greifen könnte, das ist für die beiden Sittenrichter doch zu stark, und sie verfehlen auch nicht, hierüber in dem fünften und sechsten Bilde ihre Entrüstung an den Tag zu legen. Der Krug ist beinahe wieder geleert, der Durst fängt an zu versiegen; da bedarf es neuer Reizmittel, ihn wieder zu wecken, und diese findet unser unverbesserlicher Praßer auf dem siebenten Bilde in einem Häringsfats; im achten und letzten Bilde erscheint er gekräftigt genug, den Kampf mit dem Krüge aufs neue zu beginnen, um dem von dem Besitzer des Hauses ausgeschenkten Wein die ihm gebührende Ehre zu erweisen. So erscheint der ganze Fries gewissermaßen als eine Art Reklame für den Wirt, wie sie eindringlicher selbst unsere Zeit nicht hätte schaffen können.



Was die rein ornamentale Seite dieser Frieskomposition anbetrifft, so ist zu bemerken, daß das Formgefühl der Frührenaissance hier sich in den lang gezogenen und abgerundeten Akanthusblättern mit ihrer weichen Modellirung und in den maffigen, kelchähnlichen Rankenabflüssen, die den menschlichen Oberkörpern das Gegengewicht halten, in überaus reizvoller Weise geltend macht.

Ähnliche Schwellen besitzt Hildesheim außerdem noch an dem alten Schuhhof, Rathausstraße Nr. 337, am gelben Stern Nr. 1048, vom Jahre 1548, und auf der Wollenweberstraße Nr. 920, vom Jahre 1554. Sonst haben nur noch Soest <sup>1)</sup> und Nürnberg Beispiele ähnlicher Behandlung der Schwelle aufzuweisen. An dem Hause: gelber Stern Nr. 1048 wird uns in den langen Feldern die Thätigkeit eines Waffenschmiedes vorgeführt, die kleineren quadratischen sind mit Bildnissen von Königen (s. Taf. III) verziert; an der Wollenweberstraße Nr. 920 enthalten letztere in einzelnen ornamentierten Ziffern die Erbauungsjahreszahl des Gebäudes, die größeren Felder sind mit verschiedenen Ornamenten angefüllt, die im Charakter den oben beschriebenen ähneln.

Eine eigene Gruppe der Felderschwellen, welche jedoch keine allgemeine Verbreitung fand, hat in Braunschweig, Goslar und Celle vereinzelte Vertreter aufzuweisen. Sie ist nahe verwandt mit der von uns (S. 47) charakterisirten Gruppe der gotischen Periode, insofern der Charakter des lagernden Gebälks dadurch verwischt ist, daß Schwelle, Ständer und Wandfüllung als ein zusammengehöriges Ganzes behandelt und demgemäß ornamentirt wurden; doch unterscheidet sie sich insofern von jener, als sie keine Vorsprünge kennt, wie denn auch die Ständerflächen der betreffenden Häuser nicht aus den benachbarten Wandteilen hervortreten. Infolge dessen unterbleibt die besondere Betonung der Ständer durch ein eingegrabenes Ornament. Die hervortretenden Teilungspunkte der Schwelle liegen daher auch nicht, wie bei der gotischen Gruppe, über den Balkenköpfen, sondern in der Mitte zwischen ihnen und sind durch kleine, geländerdockenähnliche Säulchen angedeutet (Fig. 81). Letztere werden durch Stichbogen mit einander verbunden und dienen als Umrahmung für ein fächerförmiges Ornament, die sogenannte Fächerrosette, welches fortan in der gesamten deutschen Holzornamentik eine hervorragende Rolle spielt und eine ungemein weite Verbreitung gefunden hat. Es gehört hauptsächlich der Zeit von 1530—1580 an und bildet deshalb eines der wichtigsten Erkennungszeichen der Mischstilperiode. An dem hier dargestellten Beispiel erscheint es in der Form einer Nischenmuschel, deren strahlenförmige Höhlungen von einem Kern ausgehen, der als Maske oder Fratze ausgebildet ist. Über den Blendbögen füllen Delphine, Drachen und Rankenornamente die Flächen bis zur Fensterprofil-Latte aus (diese fehlen gegenwärtig).

In einfacherer Form kehrt daselbe Motiv auf der Schwelle und den Ringelbändern des 1538 erbauten Hauses der Breitestraße Nr. 14 und an dem Hause zum wilden Mann wieder (Fig. 82), wo es sogar übereck Verwendung gefunden hat.

Als eines der interessantesten Beispiele aus dieser eigenartigen Gruppe ist das anfangs der dreißiger Jahre aufgeführte, am Sack Nr. 5 zu Braunschweig gelegene Gebäude zu nennen, von dem wir auf der Farbentafel II ein vollständiges Bild wiedergegeben haben. Die Schwellen seiner beiden oberen vorgekragten Geschosse zeigen die oben beschriebene Teilung. Während aber die obere ihren

<sup>1)</sup> An dem etwa 1545 erbauten sogenannten Aldegreverhaufe.



gotischen Vorgängern nahe kommt und eine den Ständern angepaßte Maßwerkteilung aufweist, ist die untere Schwelle weniger scharf gegliedert. Hier ersetzen herabhängende Guirlanden das umrahmende Motiv, dort strebt das Schnitzwerk nach der Ständermitte, um in den Stützen zu enden. Auf beiden Schwellen umkleidet das Ornamentenwerk figürliche Schnitzbilder, deren Bedeutung nicht überall erkennbar ist. So wenig diese Anordnung der architektonischen Gliederung entspricht, so zierlich, so form schön sind die Einzelheiten dieses Schnitzwerks, das sich außerdem durch die meisterhafte Technik der Ausführung auszeichnet.

In ähnlicher Weise ist die Schwelle des Hauses: «zum Brusttuch» in Goslar gehalten, das auch derselben Zeit angehören mag. Auch hier überwuchert das figürliche Schnitzwerk die Konstruktion in wider sinniger Weise. Herabhängende Ranken aus breiten, perlenbesetzten Knollen und Blattwerk gehen von der Ständerfläche aus und umrahmen abge schlossene Figurenbilder, die an humoristischem

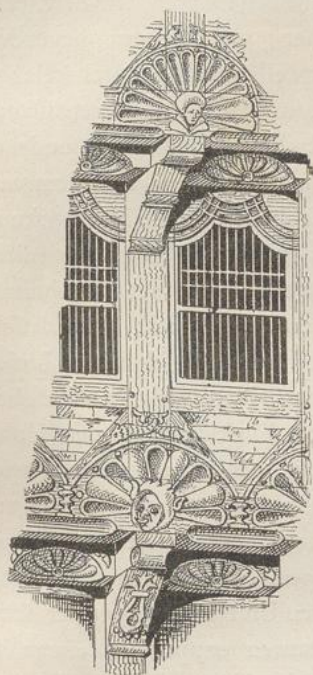


Fig. 81.



Fig. 82.

Inhalt nichts zu wünschen übrig lassen.

Auch in Celle findet sich ein nennenswertes Beispiel dieser Gruppe in dem Hause des Kaufmanns Tielebeule. Zum Schmuck der Schwelle in Verbindung mit den angrenzenden Ringelbändern und Ständerflächen dient eine phantastische Ornamentierung, in welche die abenteuerlichsten Tier- und Menschenfiguren verflochten sind.

Die zweite Gattung Schwellen, diejenige, bei welcher die Einteilung nicht durch die Balkenköpfe bestimmt wird, ist nicht minder zahlreich und vielgestaltig über den ganzen Nordwesten Deutschlands verbreitet. Die Schwelle erscheint entweder in buntem, prächtigem Kleide als Bilderfries ausgebildet, oder es ist ihr in schematischer Gliederung ein fortlaufend, sich in den Motiven wiederholendes Ornament aufgesetzt.

Am vollendetsten gelangt die erste erwähnte Dekorierungsweise an dem ehemaligen Amtshause der Knochenhauer zu Hildesheim zur Erscheinung. Die Technik der Schnitzarbeit und die Zeichnung der mit Figuren durchsetzten ornamentalen Kompositionen zeigt einen so hohen Grad der Vollendung, die Erfindung bekundet einen solchen Reichtum an Phantasie, die Ornamentik geht so völlig Hand in Hand mit der Architektur, daß wir ohne Frage in diesem Fachwerksgebäude die ge-



lungenste Schöpfung der gesamten deutschen Holzarchitektur erblicken dürfen. Im Jahre 1529 errichtet, zählt es nicht weniger als acht Geschosse (Fig. 83), von denen vier in dem hohen steilen Dachraum untergebracht sind. Fünf Geschosse kragen vor, sodafs über fünf Kopfbandreihen die gleiche Zahl Schwellen ruht; alle sind mit reichem

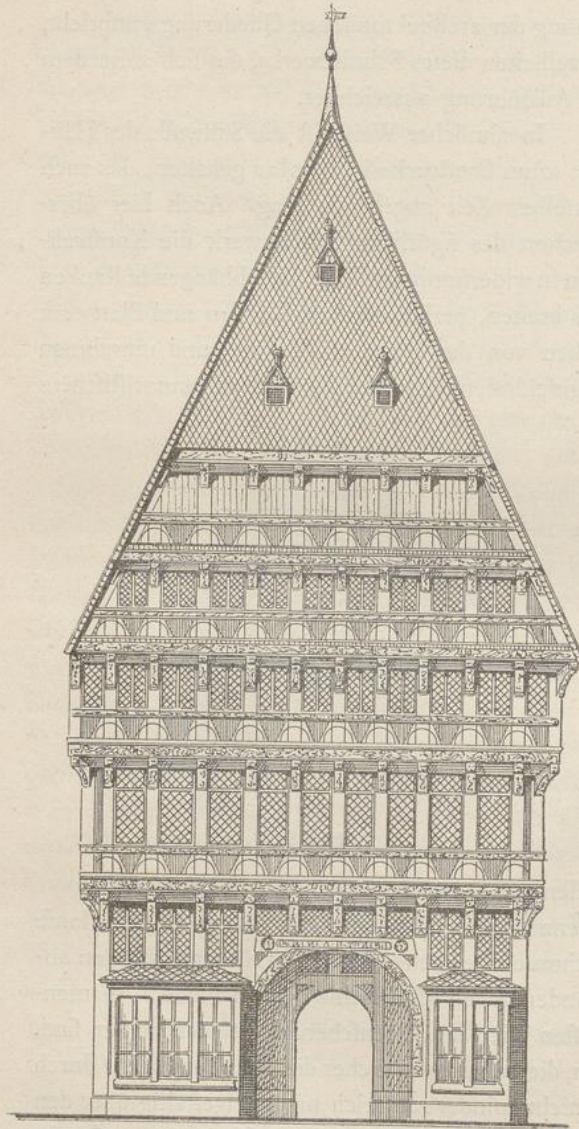


Fig. 83. Das Knochenhauer-Amtshaus in Hildesheim.

zur Renaissance nicht abstreifen können. Einen Teil der unteren vorgekrachten Geschosse finden unsere Leser in Fig. 84 dargestellt.

Das Schnitzwerk der unteren, etwa 35 cm hohen Schwelle schliesst auf beiden Seiten mit dem Wappen des Amtshauses, dem Lamm Gottes mit der Siegesfahne, ab. Linker Hand beginnend reiht sich diesem eine humoristische Scene an: zwei geflügelte Engelsgestalten reiten auf fischähnlichen nach hinten in eine Art Ranke auslaufenden Geschöpfen mit Vogelköpfen und zerren an einer Stange. Das nächste

Schnitzornament überzogen und durch eine Leiste in Form einer Zinnenbekrönung oben abgeschlossen. Besonders zeichnen sich die beiden unteren, dem Beschauer näher vor Augen liegenden Schwellenflächen durch reizvolles, im Geiste der Frührenaissance erdachtes und empfundenes Schnitzwerk aus. Trotzdem vermag die Arbeit die Nachwirkung des gotischen Stilgefühls nicht zu verleugnen; der Bildschnitzer konnte es nicht unterlassen, selbst die formschönsten Linien feines Blattwerks nachträglich durch Einschnitte mit dem Hohl-eisen wenigstens teilweise wieder zu zerstören. Diese eigenartigen, auf unserer Zeichnung wegen ihrer Kleinheit nicht sichtbaren Unterbrechungen der Blattkonturen entspringen einem so rein gotischen Geschmack, dass man mit einiger Sicherheit Rückschlüsse auf den Meister ziehen und Niederfachsen als seine Heimat annehmen kann. Mag er auch in den Niederlanden gewesen sein und dort die Renaissance kennen gelernt haben, die Grundlage seiner Kunstweise ist zweifellos die Gotik und das gotische Stilgefühl hat er trotz seiner Hinneigung



Bild zeigt die Abschlachtung eines Ochsen, wobei der das Beil schwingende Schlächter aus einem Rankenstamm hervorwächst. Die folgende Gruppe enthält in der Mitte einen geflügelten Greifen, umgeben von zwei gleichfalls in Rankenstämme endenden und mit Speer und Messer bewaffneten Schlächterfiguren; ein geflügeltes, in ein gewundenes Horn bla-

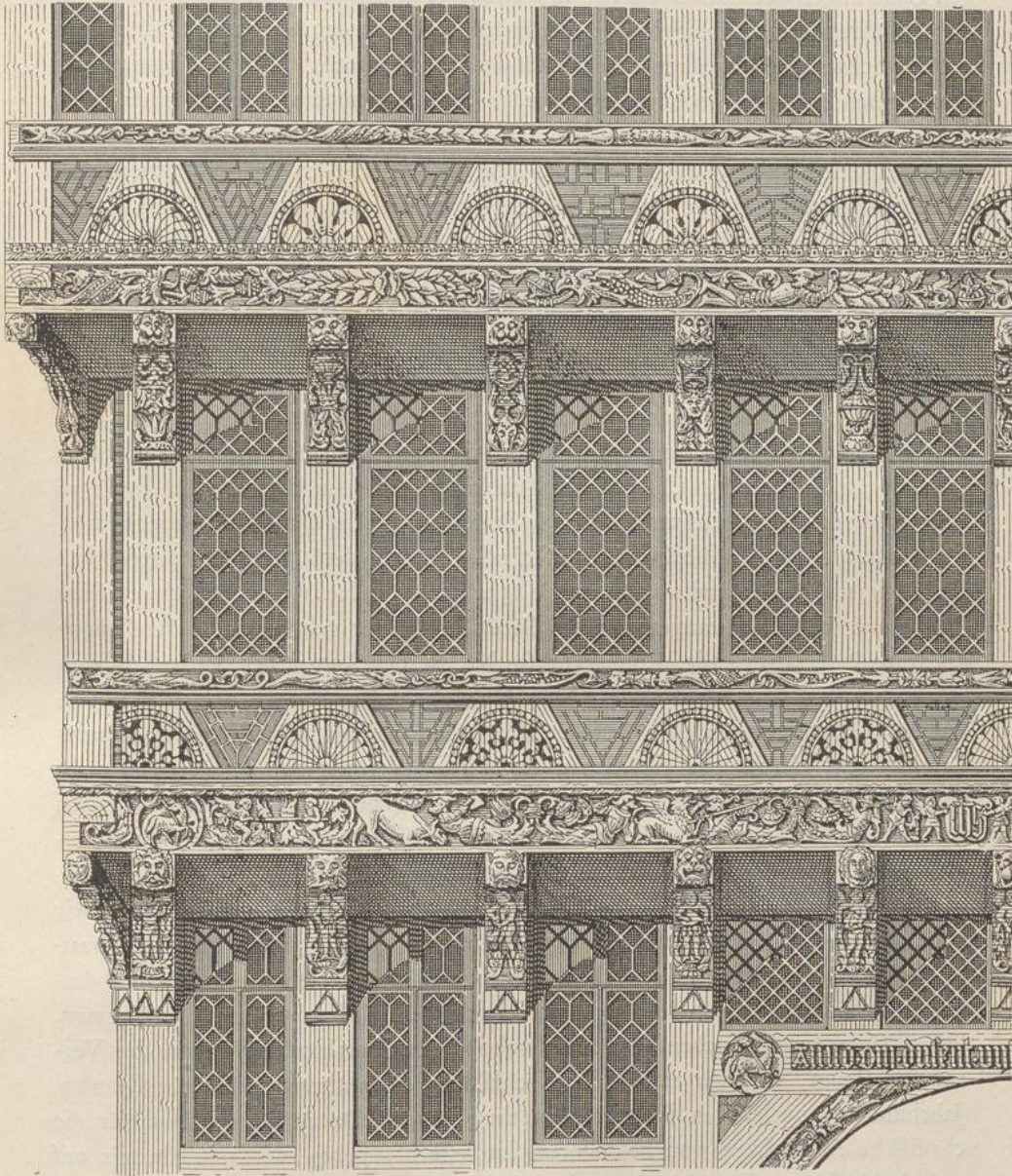


Fig. 84.

tendes, männliches Gebilde beschließt die linke Hälfte des Frieses, dessen Mitte aus einem Wappenschild mit dem Monogramm Jesu: «IHS», umgeben von vier Engelsgestalten, besteht. Auf der andern Schwellenhälfte dient dem Bläser als Gegenstück ein Trommler; ihm folgt die Abschlachtung eines Greifen und dieser Gruppe die Zerlegung eines geschlachteten Ochsen. Beide Seiten haben also trotz verschiedenartiger Behandlung eine gewisse Symmetrie sowohl in der Art

Lachner, Holzarchitektur.



der Gruppierung, als auch in der Wahl des Stoffes aufzuweisen, so daß sich auch in dieser Beziehung das sichere architektonische Gefühl des Meisters ausdrückt. Als eine besondere, sich übrigens auch an dem vorerwähnten Braunschweiger Hause (Am Sack Nr. 5) bemerkbar machende Eigentümlichkeit der Zierformen heben wir die kürbisartigen Endigungen der Ranken hervor, in welche die figürlichen Gebilde auslaufen.

Während auf dieser Schwelle das figürliche Ornament vorherrscht, überwiegt auf der Schwelle des zweiten Stockwerks das Pflanzenmotiv. Mit Ausnahme zweier symmetrisch zur Mitte geordneten, liegenden ganzen Figuren und zwei in Hahnenköpfe endenden Fischbildungen füllen den Schwellenfries nur Blattdolden, Kelch- und Rankenbildungen, welche auf das Studium heimischer Pflanzenformen hinweisen; besonders gern ist eine Art Rosenblatt verwendet.

Die Schwellenbalken der oberen Stockwerke sind minder hoch und, ihrer größeren Entfernung entsprechend, kräftiger in den Einzelformen gehalten; das Ornament bewegt sich ausschließlich in Pflanzenmotiven, unter denen der Bärenklau und das Schilfblatt vorherrschen.

Das in dem Knochenhaueramtshause gegebene Muster rief natürlich manche Nachahmungen hervor. Keine jedoch erreichte auch nur annähernd das herrliche Vorbild, dessen künstlerische Feinheiten der gewöhnlichen handwerksmäßigen Technik unzugänglich waren. Unter diesen Nachbildungen ist in Hildesheim der 1546 erbaute Elberfelder Hof zu nennen, in Braunschweig die Häuser Schöppenstedterstraße Nr. 31, Neuestraße Nr. 9, Kaiserstraße Nr. 24, der 1558 errichtete Vorbau des Gewandhauses und vor allem die 1534 erbaute alte Wage, ein durch seine Größe und freie Lage ausgezeichnetes Gebäude. Ferner gehören zu dieser Gruppe das Haus in Halberstadt, Kulingerstraße Nr. 29, der Anbau des Junkerhauses in Göttingen und das sog. Brusttuch in Goslar, dessen Seitenschwelle eine verwandte Behandlung aufweist. Auf den Bildflächen erscheint hier ein oft sonderbares Gemisch von Tiergruppen, figürlichen und Pflanzenornamenten in zum Teil recht ungelungenen Formen. Ihrer äußeren Gestalt nach gehören alle diese Schwellen zu der Gattung der ungeteilten Bilderfrieschwellen, stehen aber in bezug auf die Formbildung in naher Verwandtschaft zu den gefelderten Schwellen.

Als einer besonderen Merkwürdigkeit, die ganz vereinzelt dasteht, haben wir noch der friesartig ornamentierten Hauptbalkenschwelle des 1540 erbauten Ratsbauhofes in Hildesheim zu gedenken. Die phantastischen Gebilde, welche auf derselben neben und unter dem sich wiederholenden Halbprofettenmotiv erscheinen, haben einen ausgesprochen kirchlich symbolischen Charakter und geben der Vermutung Raum, daß wir es mit der Nachbildung eines älteren, vielleicht dem 13. Jahrhundert angehörigen Bildwerks zu thun haben. Da der Gegenstand für die christliche Archäologie von besonderem Interesse ist, geben wir mit Hinweis auf unsere Abbildung (Fig. 85) eine nähere Beschreibung der Darstellungen.

Links anfangend sehen wir eine halbe menschliche Figur mit einem Basilisken unter dem Arm; ein vielfach an romanischen Altarleuchtern vorkommendes Motiv, das auf das himmlische Jerusalem hinzielt, zu dessen Wundern die vollständige Umwandlung der wilden Tiernatur gerechnet wird <sup>1)</sup>. Die zweite Gruppe besteht aus zwei

<sup>1)</sup> S. Ikonographische Studien von A. Springer. Eine interessante Parallele zu dieser Deutung liefert das Münster zu Herford, an dessen südlicher Thüre auf der einen Seite ein Löwe, auf der anderen ein



in Storchköpfen endenden schlangenförmigen Tieren und einer sich in den Schwanz beißenden Schlange. In dieser Gestalt gilt die Schlange als Sinnbild der Ewigkeit<sup>1)</sup>, der Storch als folcher der Gerechtigkeit; in ihrer Verbindung zu drei in einander gefchlungenen Ringen dürfte diese Gruppe die Dreieinigkeit vorstellen. Das dritte Bild, zwei Tiere, welche Stäbe zu brechen suchen, versinnbildlicht die Rechtsprechung. Die vierte Gruppe zeigt zunächst eine Sirene mit Frauenoberkörper und Fischschwanz, welche einen Bogen hält, ihr folgt die Gestalt des Teufels mit zottigem Fell und vier Händen; seine eine Oberhand berührt den Bogen der Sirene, mit einer Unterhand umfaßt er eine Schlange, welche von einer zweiten, rechts vom Teufel befindlichen Sirene getragen wird. Der Bogen gilt als Symbol des Krieges, der rohen Macht, die Schlange als das der Versuchung, und die Sirenen vertreten in der christ-

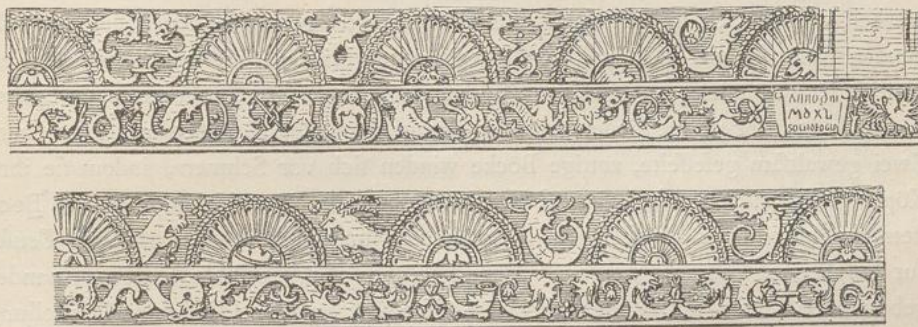


Fig. 85

lichen Symbolik die sinnliche Versuchung. In diesen drei Figuren, dem Teufel in Begleitung der rohen Gewalt und der sinnlichen Lust dürfte mithin die Sünde veranschaulicht worden sein. — Als ornamentales Gegenbild ist der letzten Sirene eine dritte beigelegt; diese trägt in der Hand einen Fisch, den ein Meerungeheuer zu haschen sucht, eine Darstellung, für welche sich an verschiedenen Tauffsteinen des romanischen Zeitalters Analogien finden. Wie in der christlichen Symbolik gewisse Tiere, z. B. der Löwe und der Adler, sowohl eine gute als auch eine schlimme Bedeutung haben können, so auch die Sirene, welche hier als Retterin des Fisches, der christlichen Seele, vor dem Ungeheuer, der Hölle, auftritt. Das Ganze ist ein Sinnbild der Taufe, in welchem die Sirene auf Christus, den Seelenfischer, hinweist. Mit zwei Tieren, denen ein Hirsch- und ein Pferdekopf aufgesetzt ist, schließt die erste Hälfte des Bilderfrieses. In der Mitte ist eine Tafel mit Angabe der Erbauungsjahreszahl.

Rechts von dieser beginnt die zweite Hälfte der Schwelle mit dem noch heute vielfach gebräuchlichen Symbol der Opferung Christi, ein Pelikan, der sich mit dem Schnabel die Brust schlitzt, um mit seinem Herzblut die Jungen zu nähren; vor ihm steht ein verdorrter Stamm, das verdorbene Menschengeschlecht, für das sich

Basilisk mit einem Friedenszweige im Maule den Portalsäulen aufgesetzt sind, augenscheinlich um die Bezähmung der wilden Tiernatur im Reiche Gottes anzudeuten.

1) Die Deutungen der Tierfymbole sind den Handbüchern: «Die christliche Symbolik» von Menzel, «Die Mythologie der christlichen Kunst» von Piper und «Der christliche Kirchenbau» von J. Kreuer entnommen.



Christus geopfert, vorstellend. Diefem Bilde find zwei in einander gefchlungene Bafiliken angereiht. Nach dem apokryphen Evangelium des Nikodemus ftieg Christus nach feiner Kreuzigung in die Vorhölle, um die Seelen Abgeftorbener, welche vor Einführung der Taufe von der Seligkeit ausgefchloffen waren, zu erretten; wahrſcheinlich ſollen hier die Bafiliken, als Teufelstiere, auf jene Höllenfahrt hinweiſen; eine Vermutung, welche durch die beiden folgenden Figuren, zwei mit Rabenköpfen ausgeſtattete Höllentiere, noch eine Bekräftigung erfährt. Nach altgermanifcher Vorſtellung galten Vögel als Träger abgeftorbener Seelen; die gleiche Bedeutung hatten die Raben in der chriſtlichen Bilderſprache. Die nächſte Gruppe ſtellt ein menſchliches Bruſtbild über einem Blattornament dar, das zwei Füllhörner umgeben. Der logiſche Zuſammenhang leitet hier auf die Himmelfahrt, durch welche der Menſchheit Glück und Segen geſpendet ward; das kelchähnliche Blattornament kann hierbei, wie vielfach im Mittelalter, als Wolkenmotiv gelten. — Auch die nun folgenden Kampfhähne, die ein freiwillig getragenes Friedensband verknüpft, dürften hiermit in Verbindung zu bringen ſein und den ewigen Frieden vorzuſtellen haben. — Noch ſchärfer iſt die Bedeutung der darauf folgenden Gruppen ausgeſprochen. Zwei gewaltſam gefeſſelte, zottige Böcke winden ſich vor Schmerz, indem ſie ihre Köpfe nach unten verdrehen und ihre Zungen weit herausbläken; da der Bock ſtets als Sinnbild des Teufels galt, ſo ſollte hier unzweifelhaft der gefeſſelte Teufel zur Anſchauung gebracht werden, während in dem nächſten Bilde, zwei an einander gebundenen Tieren mit hundeähnlichen Köpfen, der gefeſſelte Tod ſeine Darſtellung fand. Den Schluß des Friefes bildet ein Ungetüm, das als Höllentier zu den letzten Gruppen in Beziehung ſtand.

Der Sinn dieſes Bildercyklus würde alſo kurz zuſammengefaßt etwa ſo lauten: «Am jüngſten Tage richtet die Dreieinigkeit, beſtraft die Sünder, die Getauften gelangen ins Himmelreich. Für die ſündige Menſchheit opfert ſich Chriſtus, ſteigt in die Vorhölle, errettet die Seelen aus dem Fegefeuer, fährt gen Himmel; Glück, Überfluß und ewiger Friede herrſchen fortan, Teufel und Tod werden gefeſſelt.»

Mag man dieſen Erklärungen vorwerfen, daß ſie nicht in allen ihren Teilen unanfechtbar ſein, wegleugnen kann man keinenfalls, daß ein großer Teil der Friesbilder anerkannt chriſtliche Symbole vorſtellen, die in einem auffällenden Zuſammenhange ſtehen, ſowie daß die Wahl der Figurengruppen ſelbſt jedes Spiel des Zufalls und die Anſicht excluſt, daß es ſich lediglich um ein ornamentales Linienſpiel handele.

Ähnliche phantaſtiſche Tiergebilde finden ſich auch in den Zwischenräumen zwischen den Fächerroſetten des über der Schwelle ſich hinziehenden Friefes. Hier hat man aus den vier Phantaſiegebilden des oberen Teils unſerer Abbildung (Fig. 85) die Buchſtaben MDXL, alſo die Jahreszahl 1540 herausgeleſen.

Was die Form der figürlichen Gebilde anbelangt, ſo ſtimmen ſie meiſt darin überein, daß ſie in Fiſch- oder Schlangenleiber auslaufen und das darzuſtellende Tier mit Hinweglaſſung der Füße nur durch den Kopf näher kennzeichnen; eine Behandlungsweiſe, welche in der Holzornamentik, von einem weiter unten zu erwähnenden Falle abgeſehen, ganz vereinzelt daſteht. Mit Bezug auf die bandähnliche Geſtaltung und Verſchlingung der einzelnen Tiere wird man verſucht, einen Anklang an die altnordiſche Tierornamentik zu erblicken, was eine weitere



Bestätigung der oben ausgesprochenen Vermutung ergeben dürfte, daß wir in diesem Bilderfries eine, wenn auch nach dem herrschenden Zeitgeschmack geänderte Nachbildung eines älteren Werkes vor uns haben.

Der einzige Fall einer verwandten Ornamentik bietet das Wohnhaus auf dem Hohenweg Nr. 427 in Hildesheim; doch handelt es sich hier augenscheinlich nur um eine Nachbildung von Einzelheiten aus dem Ratsbauhof-fries, der jede selbständige Bedeutung mangelt.

Eine gleichfalls vereinzelt Leistung, welche noch ganz den Geist des Mittelalters atmet und etwa der Zeit 1530 entstammt, hat das Gebäude der Stecherstraße Nr. 10 in Braunschweig aufzuweisen. Vollständig gefetzlos treten die einzelnen Figuren je nach Bedürfnis aus dem Schwellenrahmen auf die Riegelbänder über, wo sie in unregelmäßig gebildeten Feldern ihren Abschluß finden, eine willkürliche Anordnung, der wir schon wiederholt in Braunschweig begegneten (Fig. 86). Das Schnitzwerk selbst ist durchaus frei von der Phantastik des Hildesheimer Frieses, dessen Urheber in dem regelmäßigen Spiel der geschwungenen Formen den dekorativen Charakter der Schnitzerei zu wahren suchte. Der Braunschweiger Meister fühlt sich dagegen ganz als frei schaffender Künstler; er stellt in der im Mittelalter üblichen Weise allgemein verständliche Motive aus dem alten und aus dem neuen Testamente einander gegenüber, durch welche Gegenüberstellung dem Volke Verheißung und Erfüllung der christlichen Heilslehre veranschaulicht zu werden pflegte: hier das Opfer Abrahams und die Errettung des Jonas, dort die Kreuzschleppung und den über den Tod triumphierenden Christus.

Die an Abwechslung reichen Bilderfries-schwellen bezeichnen den Höhepunkt der deutschen Holzbauornamentik und sind deshalb besonders interessant. Indes verdienen auch die mit wiederkehrenden Mustern bekleideten und gleichfalls ohne Unterbrechung behandelten Schwellen unsere volle Aufmerksamkeit, um so mehr, als sie eine große Zahl guter Ornamentenmotive enthalten.

Wir können bei dieser Gattung wiederum zwei Gruppen von einander unter-



Fig. 86.



scheiden; die eine bildet die nur mit schematischen Gebilden belebten Schwellen, die andere besteht aus solchen, welche in geometrischem Rahmen eine freie Ornamentik zulassen.

Die erste Gruppe ist minder zahlreich vertreten, sie zeigt meist eine verknöcherte Mißbildung der älteren gotischen Laubstabschwelle, in welcher Gestalt sie an den verschiedensten Orten als Flachornament auftritt. So beispielsweise in Halberstadt an der Franziskanerstrasse Nr. 9 als einfaches Flechtband mit Ast-

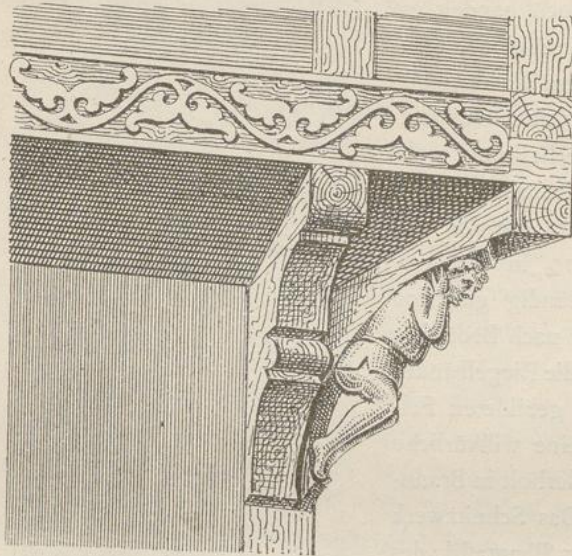


Fig. 87.



Fig. 88.

auswüchsen, in Braunschweig in der Neuen Knochenhauerstrasse Nr. 12; schon anmutiger erscheint sie an dem Hause Hoherweg Nr. 366 in Hildesheim als Rankenlinie mit fleischigen

Blattbildungen, die an romanisches Ornament erinnern (Fig. 87). Noch schöner entwickelt finden wir sie in Herford Nr. 251 der Neustadt, von 1565 (Fig. 88).



Fig. 89.

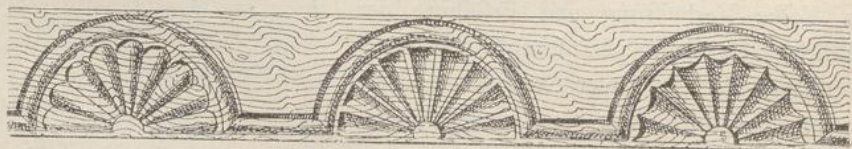


Fig. 90.

Ein zweites, vielfach verbreitetes Motiv, das Flechtbandmuster, welches auf farbigem Grunde seine Wirkung nicht verfehlt, dürfte ebenfalls auf romanische Vorbilder zurückzuführen sein (Fig. 91). Eckemeckerstrasse Nr. 1731 in Hildesheim (Fig. 71) zeigt eine solche Schwelle mit zwei über einander gelegten Flechtbändern. Mit dem gotischen Laubstab vereinigt, bildet es den Schwellenschmuck eines Hauses in Halberstadt, Lichtergraben Nr. 15, und in ähnlicher Weise kommt es auch in Stadthagen, Herford und anderen Städten vor.

Die zweite Gruppe hat ihre reichste Entwicklung in Hildesheim erfahren. Als geometrische Einkleidungsfigur dienen der Schwelle nach abwärts gerichtete,



sich durchschneidende Rundstababbildungen in rein gotischem Charakter; die über denselben liegenden Halbkreisflächen bilden sodann die Felder, welche man mit den verschiedenartigsten Ornamentenmotiven ausfüllte. Ein hervorragend schönes Beispiel dieser Art haben wir einer Schwelle der Almsstraße Nr. 27, vom Jahre 1538, entlehnt und in Fig. 89 wiedergegeben. Inmitten der Kelch-, Blüten- und Blattornamente, zu denen Kornblumen, Trauben, Tannenzapfen und Distelblätter die

Vorbilder lieferten, hat selbst eine stilisierte Sonnenscheibe hier Platz gefunden. An anderen Gebäuden, z. B. Almsstraße Nr. 32, vom Jahre 1557, ist sogar außer

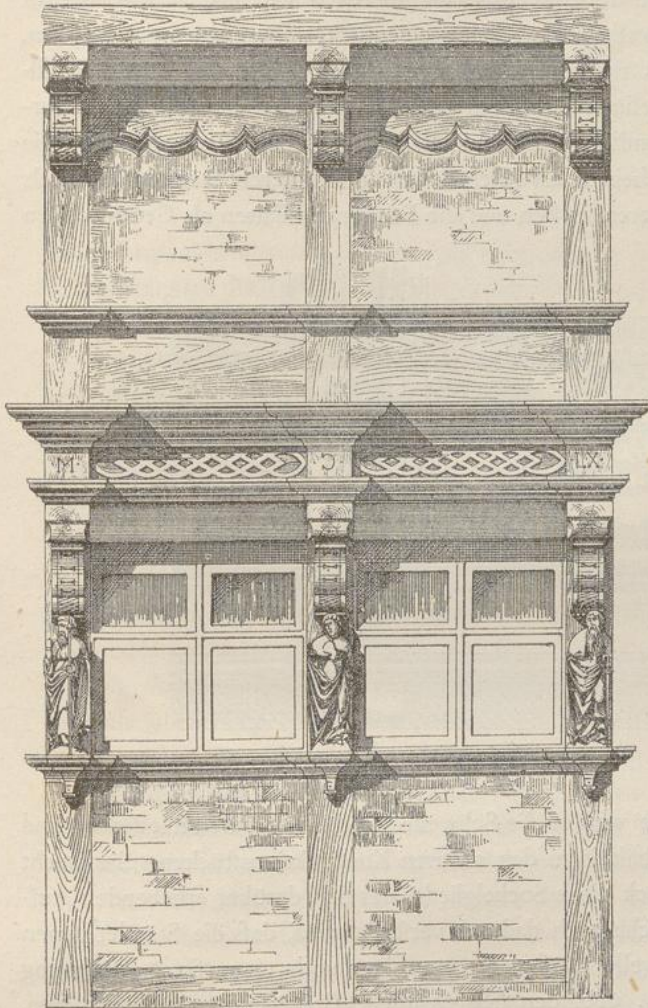


Fig. 91.

aufser Hildesheim, wo sie sich bis 1580 im Gebrauch erhält, findet man sie nur noch vereinzelt in Braunschweig, Stadthagen und Herford.

Als ein, wie wir gesehen (S. 62), zunächst in anderer Weise verwendetes Motiv wandert endlich auch die Fächerrofette auf die Schwelle, um in mehrfachen Wiederholungen, unterstützt von einer unterbrochenen Profillumrahmung, die Gestalt eines fortlaufenden Ornaments anzunehmen; so vermitteln in Hildesheim beispielsweise ein Rundstab und eine Viertelkehle (Fig. 90), in Braunschweig ein verschlungenes Band die äußere Verbindung. An letztem Beispiel, Langenstraße Nr. 60, sind die Fächerrofetten zu je dreien geordnet und nur gruppenweise umrahmt;



Fig. 92.

der Sonne auch der Mond, die Hölle und der Sternenhimmel in den einzelnen Feldern untergebracht. Diese Schwellenart zählt zu den eigentümlichsten Schöpfungen der Mischstilornamentik;



am ersten Beispiel, Altpetrisstrasse Nr. 492, halten die verschiedengeformten Fächerrosetten größere Zwischenräume ein. Ähnliche Bildungen bieten die Holzbauten in Lemgo und in Hannover.

Es bleibt uns nunmehr noch eine Schwellengattung zu behandeln übrig, die streng genommen der nach Balkenköpfen geteilten Gruppe anzureihen wäre. Da sie aber schon einen ausgesprochenen Renaissance-Charakter hat, gleichwohl aber der Zeit nach in die Periode des Mischstils fällt, so fügen wir ihre Schilderung an dieser Stelle ein. Diese Schwellenart hat keine eigentlichen Zierformen aufzuweisen, die Balken sind gedacht als steinerne Architrave, denen oben und unten Profilleisten, Platten und Karniesgesimse angearbeitet oder vorgehängt sind (Fig. 91). Übereinstimmend mit dieser Behandlung sind auch die benachbarten Teile gegliedert; die Fensterbrüstungsplatten erscheinen als Friesglieder, die unteren Ständerhälften als Sockelpostamente für ihre oberen Hälften und die Fensterprofillatten als Gesimsplatten

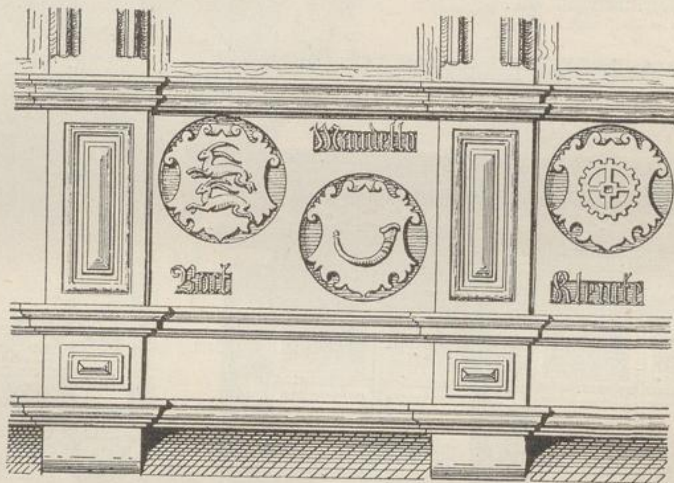


Fig. 93.

des Frieses. Auf diese Weise verliert die Schwelle ihre bisherige Selbständigkeit und tritt in ein Abhängigkeitsverhältnis zu den anderen Konstruktionsstücken. Sie macht in dieser Gestalt den Eindruck eines Sockelgliedes des sich darüber erhebenden Aufbaues, eine Täuschung, welche noch dadurch verstärkt wird, daß die Ständerlisenen sich scheinbar auf der Schwelle fortsetzen, um hier durch einen Sockelvorsprung einen Abchluss zu erhalten, über den sich sämtliche Gesimsbildungen verkröpfen.

Man sieht, es handelte sich hier weniger darum, der Schwelle einen passenden architektonischen Zuschnitt zu verleihen, als vielmehr den Steinbau der Renaissance auf den Holzbau zu übertragen; eine Verirrung des Geschmacks, welche nur zu unerfreulichen Resultaten führen konnte.

Am frühesten kommt diese Schwellenart an dem 1543 erbauten Hause in Braunschweig, Meinhardshof Nr. 11, vor; ein reicheres Beispiel derselben Stadt, Reichenstrasse Nr. 31, an welchem die Schwellenteile zwischen den Vorsprüngen eine Art verknöchelter Laubstab ausfüllt, giebt Figur 92 wieder, ein anderes mit weit- ausladendem Gesimse findet sich an dem Beguinenhause (1560) ebenda (Fig. 91). Allgemeinere Verbreitung hat sie in Hildesheim gefunden, wo sie eine besondere Epoche



der Mischstilperiode kennzeichnet; dort gehört das älteste Beispiel, Domhof Nr. 1204, der Zeit 1555 an; das beste findet sich an dem 1579 errichteten Kurienhause, Domhof Nr. 1211 (Fig. 93), an welchem die vorspringenden Schwellenteile unter den Ständern noch besondere Quadersteinbildungen tragen.

Schwellen mit Sprüchen, die bald in fortlaufender Reihenfolge, bald mit Unterbrechungen eingeschnitzt wurden, hat die Mischstilperiode ebensowohl wie die gotische aufzuweisen. Während ihrer Zeitdauer blieben die gotischen Buchstaben ausschließlich im Gebrauch und räumen erst gegen Ende des Jahrhunderts den lateinischen den Platz.

#### 4. Die Ständer.

Sehen wir von jenen Fällen ab, wo der Ständer in den Bereich der Schwelle gezogen wurde, um in Gemeinschaft mit ihr und den angrenzenden Sichtflächen von zusammenhängendem Schnitzwerk überzogen zu werden (vergl. S. 62), so kommt die selbständige Bekleidung der Ständerflächen mit figürlichem oder ornamentalem Schnitzwerk in der Mischstilperiode ebenso wie früher nur ausnahmsweise vor.

Das Bestreben, die aufsteigende Tendenz der Ständer mit Hilfe des Ornaments hervortreten zu lassen, giebt hier und da zu einer stilgemäßen Schmuckform Veranlassung; in den meisten Fällen wird dagegen die Fläche ohne Beziehung zu der konstruktiven Funktion des Ständers aufgefaßt und demgemäß willkürlich ornamentiert.

Beide Verzierungsarten kommen gleichzeitig und in vollendeter Ausbildung an dem schon wiederholt genannten Hause Braunschweigs, Am Sack Nr. 5, vor. (Vergl. Taf. II.) So finden sich an den oberen Ständerhälften des ersten vorgekragten Geschosses ganze Figuren eingeschnitzt; oben bekrönt mit einer Art Baldachin, unten auf eine Art von Postament gestellt. Die Figuren selber zeigen bei schlanken Formen die überkräftige Muskulatur der spätgotischen Zeit; sie stellen die sieben Planeten personifiziert als römische Gottheiten, Tellus, Simfon mit dem Efelssinnbacken und geharnischte Kriegergestalten vor. Am oberen Stockwerk sind den Ständern säulenähnliche Stützen eingestochen, bei welchen in sonderbarem Gemisch Renaissanceornamente mit gotischen Blattbildungen durch einander gewürfelt sind.

Ähnliche Motive beleben die Ständer des sog. Brusttuches in Goslar und die des Tielebaumschen Hauses in Celle; an beiden Häusern besteht das Schnitzwerk vorzugsweise aus Figuren und füllt die oberen Ständerhälften über der Fensterprofilatte aus. — Umgekehrte Ordnung halten die Figuren an dem Junkerhause in Göttingen; dort schmücken ehrfame Bürgergestalten die unteren Ständerhälften, während die oberen Teile üppiges Ornamentenwerk bedeckt; einigen Ständern sind aber auch hier weibliche Figuren, unter denen eine Eva zu erkennen ist, eingefügt.

An anderen Orten findet man die Ständerflächen als schmale, hohe Bildertafeln behandelt. So an dem 1575 erbauten Hause Opingstraße Nr. 98 in Lemgo. Biblische Gestalten, wie Adam und Moses, wechseln hier mit Gruppenbildern, wie die Aufrichtung der ehernen Schlange, ab. Gleichfalls als Schmuckflächen, wenn auch nur mit Ornamenten bekleidet, sind die Ständer an einem Wohnhause in Hannover, Burgstraße Nr. 28, ausgebildet. Innerhalb einer rechteckigen Umrahmung steht das Ornament auf tiefer liegenden Feldern, indem man den Grund heraus-



nahm (Fig. 94). Einen ähnlichen Charakter haben die zierlichen Ständerbekleidungen an dem 1559 erbauten Wohngebäude in Münden, Ziegelfraße Nr. 543, von denen wir in Figur 95 eine Probe geben.

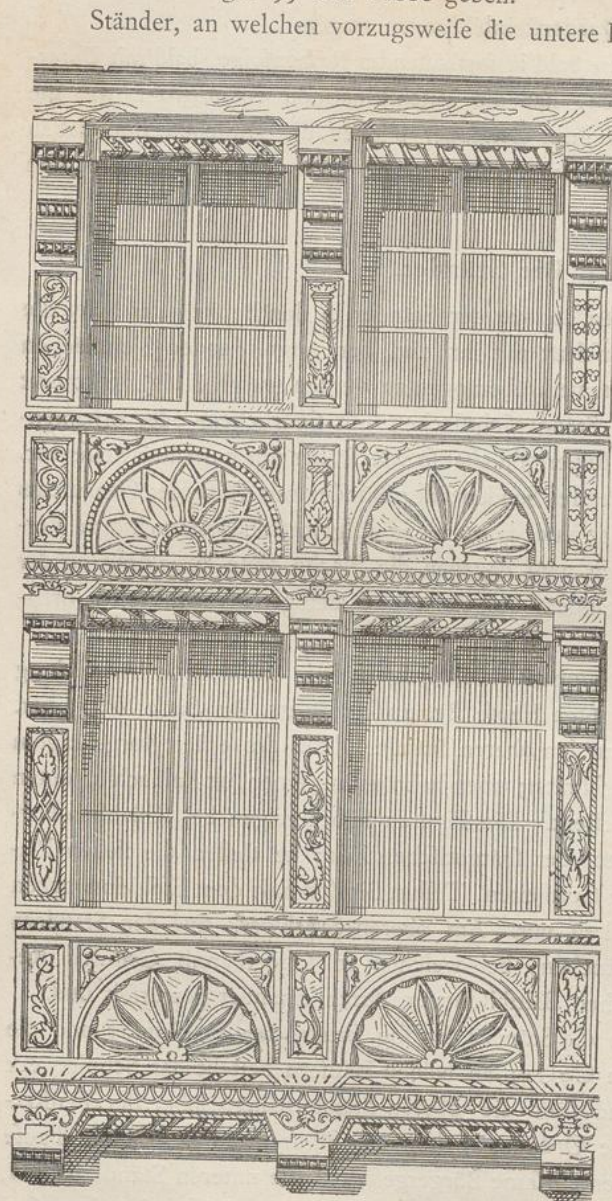


Fig. 94.

struktiven Bedeutung angemessenes Gepräge zu geben, ist uns in der Mischstilperiode kein zweites Beispiel ähnlicher Art bekannt; erst viel später, etwa 1590 kam man auf jenen ersten, schon im Geist der Renaissance unternommenen Versuch zurück, ohne indessen eine nennenswert bessere Lösung zu erzielen. Noch sei hier eines in Braunschweig vorkommenden Ständerornaments gedacht, welches als gotisches Blendbogenfenster erscheint, also wie im vorigen Falle der Steinarchitektur entlehnt ist (Fig. 92).

Alle bisher geschilderten Versuche, die Einförmigkeit der Ständerfläche durch

Schnitzwerk hervorgehoben ist, hat ganz besonders der schon erwähnte «Neue Schaden» in Hildesheim (von 1541) aufzuweisen. Hier hat der Bildschnitzer den Versuch gemacht, die Ständer als Stützen auszubilden, indem



Fig. 95.

er ihnen, soweit sie die Fenster seitlich einrahmen, die Form von kanellirten Pilastern gab. Das untere Ende der Ständer ist wieder als Rahmen mit Relieffüllung behandelt (Fig. 96).

Außer diesem Versuche, den Ständern durch die Ornamentation ein ihrer



Schnitzwerk zu brechen, können nicht gerade als charakteristische Eigentümlichkeit der Mischstilperiode gelten.

Eigentümlich ist ihr dagegen die aus der gotischen Periode überkommene Behandlungsweise, welche Ständer und Fenstersturzbogen in enge Verbindung bringt und erstere als im Sinne eines Rahmenwerks behandelt, dessen Füllung das Fenster bildet. Bei dieser Behandlungsweise pflegen ein oder zwei Rundstäbe im Wechsel mit Hohlkehlen die seitliche Begrenzung der Ständer zu bilden. Unten schliessen dieselben entweder stumpf auf einer angedeuteten Schmiegenfläche ab, oder sie enden in einer Basis, die den Rundstäben einen wirksamen Abschluß verleiht. (Vergl. Fig. 109.) Oben stoßen sie an das Kopfband, durchschneiden hier die gleichen Profilglieder des Fenstersturzbogens und finden also auf diesen ihre scheinbare Fortsetzung. In solcher Gestalt erscheinen die Ständer als Merkmale der Trennung zweier benachbarter Öffnungen, während ihre tektonische Bedeutung nicht zum Ausdruck kommt.

Wie aber selbst dies einfache Umrahmungsprinzip mißverstanden werden konnte, beweisen einige Bauten Hildesheims aus dem Ende der Periode, bei denen die gotischen Stabbildungen kurzweg in herabhängende Schnüre mit Franzenbesatz übersetzt (Fig. 77) und zudem durch das Kopfband von dem weiter oben befindlichen Fenstersturzbalken getrennt sind.

Mit ähnlichen Profilgliederungen findet man auch die Thorständer bedacht, ähnlich wie solche an den Spitzbogenthüren der gotischen Periode vorkommen; im Falle einer reicheren Ausstattung, wie am Hildesheimer Knochenhaueramtshause, wurde statt der umrahmenden Profile ein Ornamentenfries angebracht (f. Fig. 84).

### 5. Schutzbretter und Füllhölzer.

Willkommene Flächen zum Aufputzen der Fronten durch Malereien boten nach wie vor die Schutzbretter unterhalb der vorgekragten Geschoffe. Zum Übertragen des Musters bediente man sich der Schablone, während Hand-

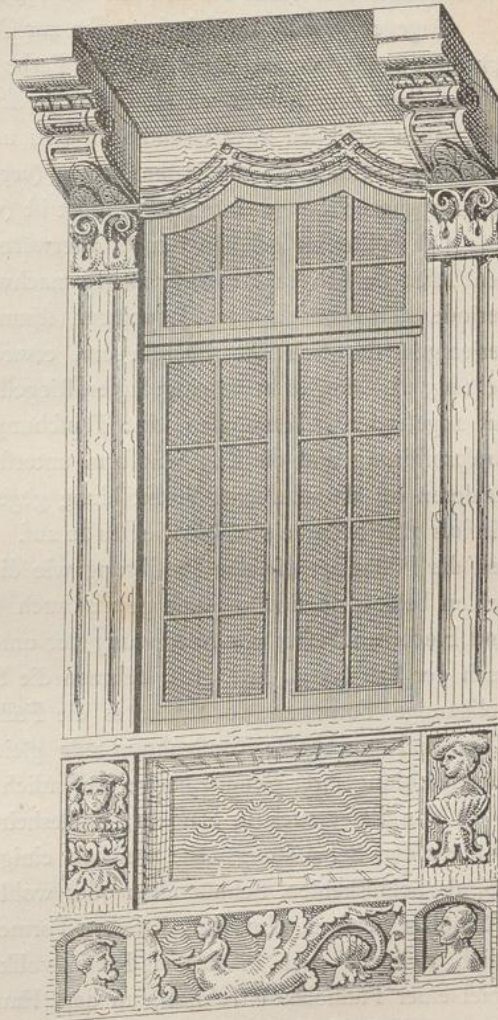


Fig. 96.



malereien zu den Seltenheiten gehören. Diese vornehmere Dekoration fand sich u. a. an dem schon oft genannten Knochenhaueramtshause zu Hildesheim. Sie ist in neuerer Zeit renovirt; doch haben sich einige der alten Schutzbretter im Museum der Stadt erhalten. Statt der aufgemalten Muster kommen eingeschnittene, denen wir in der gotischen Periode begegneten, nur ganz vereinzelt vor, so an einigen Häusern in Hildesheim und Herford, wo die Fächerrofette das Muster liefert. In Herford lassen sich solche Tafeln noch von 1569, in Hildesheim von 1575 nachweisen.

Dagegen wurde das Schnitzmesser zur Ornamentirung der Füllhölzer reichlich angewandt, um im Verein mit der Farbe dem Holzhaufe den reichen Schmuck zu verleihen, durch welchen dessen malerischer Reiz hauptsächlich bedingt wird. Wir haben an ihnen zwei Grundformen zu unterscheiden, von denen die eine mit vollkantigen Enden an den Balkenköpfen (vergl. Fig. 72 u. 78) versehen, die andere in ihrer ganzen Länge unten abgerundet ist (vergl. Fig. 105).

Die Füllhölzer gelangten nicht allerwärts gleichzeitig in Gebrauch. Am frühesten lassen sie sich in Braunschweig nachweisen, wo sie gleich am Beginn der Periode auftreten. In den Hauptzügen stimmt ihre ornamentale Behandlung mit derjenigen der Schwelle überein und erweckt hierdurch nicht selten die Vorstellung, als seien es keine eingefügten Riegelhölzer, sondern selbständige Schwellen mit angefügten Balkenköpfen, eine Täuschung, welche vielfach durch die Balkenkopffprofilirung und die Kopfbandform unterstützt wird und zum Teil auch Anlaß zu deren oft absonderlicher Formbildung gegeben haben mag. Dieser rückwirkende Einfluß fällt besonders in Halberstadt auf. An den dortigen Mischstilbauten tragen die Füllhölzer dieselbe Profilirung wie die Schwellen; sind jene durch Schiffskehlen belebt, so sind es diese gewiß auch (Fig. 72 und 78), tragen jene Perlen und Flechtbandbesatz zur Abrundung der unteren Kante, so ist es bei diesen sicher auch der Fall (vergl. Fig. 110), nehmen die Schwellen vor den Balkenköpfen eine vollkantige Form an, so thuen es die Füllhölzer bei ihrem Abschluß ebenfalls. Kurz und gut, beide Konstruktionsteile gleichen sich und verstärken durch die Wiederholung ihrer Schnitzmotive wesentlich das stattliche Ansehen des Bauwerks.

Von dieser auch in Hameln, Hildesheim, Herford und anderen Städten vorkommenden Behandlungsweise weichen einige Braunschweiger Bauten insofern ab, als Schiffskehlen, Schnürrollen oder wohl auch nischenförmige Auschnitte die Füllhölzer beleben, ohne daß dieselben Formen auf der Schwelle vorkämen; letztere blieb vielmehr auch in solchen Fällen vollkantig. Gleich an dem frühesten Beispiel einer Füllholzkonstruktion, an dem Hause der Langestraße Nr. 9, vom Jahre 1536, sind die Füllhölzer mit Kugelauschnitten versehen und mittels Fächerrosetten belebt, während der vollkantige Charakter der darüber liegenden Schwelle von den unbedeutenden Schiffskehlen nur wenig gestört wird (vergl. Fig. 81). Von den vielen ähnlichen Lösungen führen wir als zweites Beispiel noch das 1560 erbaute Haus der Reichenstraße Nr. 31 an (vergl. Fig. 92) und machen nur noch auf den Umstand aufmerksam, daß an allen diesen Bauten nicht allein die Schwellen und Füllhölzer verschieden sind, sondern daß auch die Balkenköpfe nicht unter deren Botmäßigkeit stehen, wie es an den Halberstädter Häusern der Fall war. Sie gleichen nicht wie die der letzteren kopfbandähnlichen Stützen, sondern wahren ihren traditionellen selbständigen Charakter.



## 6. Fensterlatten und Riegel.

Zu der dekorativen Ausschmückung der vorge nagelten Fensterlatten verwendete man für gewöhnlich eine einfache Profilierung von Hohlkehlen und Rundstäben, der sich später noch das Karniesglied beigefellte. An reicher ausgestatteten Bauten, wie z. B. an dem Knochenhaueramtshaus zu Hildesheim, wird sie auch zu schmalen Bilderfriese umgewandelt und mit langgestreckten Ornamenten bedeckt (Fig. 84). An der Wollenweberstraße Nr. 920 in Hildesheim nehmen die Leisten sogar die Form einer dicken gedrehten Schnur an (Fig. 100).

Um Fensterabschlüsse anzudeuten und zu dekorieren, bediente man sich aber nicht ausschließlich der vorge nagelten Latten, sondern ebenso gut auch der eigent-

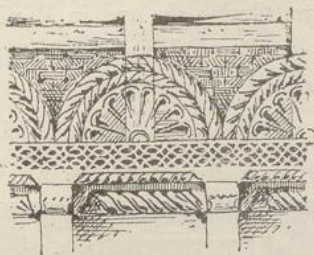


Fig. 97.

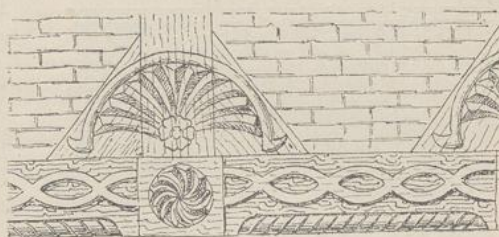


Fig. 98.

lichen Riegelhölzer, wie z. B. an dem Hause Sack Nr. 5 in Braunschweig, auf dessen Fensterriegelflächen die ganze phantastische Ornamentik der Schwellen und Ständerflächen ohne Unterbrechung ihre Fortsetzung fand (Taf. II); seltener liefs man sie, wie in Fig. 92, ganz schmucklos.

Die dreieckigen Riegelbänder, seitlich der Ständer, erfuhren in der Mischstilornamentik in keinem einzigen Falle eine selbständige Behandlung; stets wurden sie im Verein mit den benachbarten Ständer- oder wohl auch mit den anstossenden Schwellenflächen von zusammenhängenden Ornamenten gemeinsam überzogen.

Die letzte Art wurde schon bei den Schwellen ausführlich besprochen, zu der ersten Art der Dekorierung diente fast ausschließlich die Fächerrosette und zwar in einer Mannigfaltigkeit, wie sie kaum ein anderes Dekorationsmotiv aufweisen kann. Sie war auch in der That ganz dazu geschaffen, die in Frage stehenden aus verschiedenen Baugliedern gebildeten Flächen auszufüllen. Allen anderen Städten ist in dieser Hinsicht Halberstadt voraus; hier sind fast alle Bauten jener Zeit mit dem gleichen Schmucke ausgestattet. In Hameln, Stadthagen und Herford ging man sogar so weit, der Fächerrosette die Riegelbänder anzupassen und ihnen einen kreisförmigen Abschluß zu verleihen (Fig. 97), ein interessanter Beleg dafür, daß die Vorliebe für ein bestimmtes Ornament auf die Konstruktion mitunter rückwirkenden Einfluß übt. In Braunschweig blieb die Anwendung von Riegelbändern der hohen Schwellen halber beschränkt, und in Hildesheim kommen dreieckig gestaltete fast überhaupt nicht vor. Wegen ihrer hochgezogenen

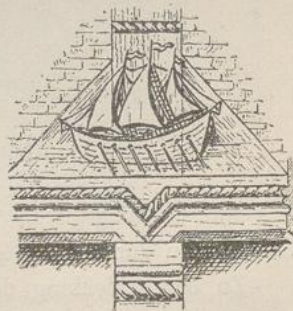


Fig. 99.



Riegelbänder, denen sich die Fächerrosetten weniger gut anpassen, macht sich ferner noch die Stadtwaage in Halle bemerkbar. Auch die in Quedlinburg vorkommenden Rosetten verdienen besondere Erwähnung (Fig. 98).

Eine beachtenswerte Ausnahme von dieser sonst allgemein gebräuchlichen Verzierung der Riegelbänder bietet Hameln in der Bäckerstrasse Nr. 58, wo Segel- und Ruderfahrzeuge vielleicht zur Andeutung des Schifferberufes den Platz der Fächerrosette einnehmen (Fig. 99).

#### 7. Fensterbrüstungsplatten.

Kamen in den östlichen Teilen Niedersachsens hauptsächlich Riegelbänder in den Fensterbrüstungsfeldern zur Verwendung, so wurde in den westlichen Gebieten von Goslar ab und in Westfalen in der Regel deren Ausfüllung durch ganze Platten bewirkt.

In den meisten Fällen unterscheidet sich die Behandlung dieser

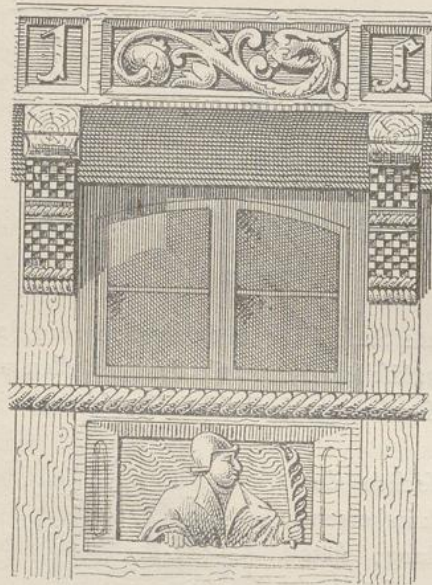


Fig. 100.



Fig. 101.

Platten wesentlich von jener der Riegelbänder. Während letztere stets mit den benachbarten Konstruktions- teilen in einer Flucht liegen, treten

die Fensterbrüstungsplatten häufig zurück und verhindern so das Überwuchern der Konstruktion durch die Dekoration.

Zu der Bekleidung der Brüstungsplatten dienten sowohl figürliche als auch ornamentale Schnitzarbeiten. Die für sich abgeschlossenen Tafeln finden wir als wirkliche Bildertafeln mit geeigneter Umrahmung aufgefäst; wie denn auch in der That die nachweisbar ältesten Platten, an dem 1541 errichteten «Neuen Schaden» in Hildesheim (vergl. Fig. 96), bemalt gewesen zu sein scheinen. Besonders scharf gelangt diese Vorstellung an dem 1554 erbauten Hause der Wollenweberstrasse Nr. 920 in Hildesheim zum Ausdruck. Auf neun Platten finden sich in recht lebendiger Darstellung die Brustbilder von Landsknechten in verschiedenen Rangstufen dargestellt, welche mit breitem an den Schmalseiten durch Blendbögen verzierten Rahmen umgeben sind. Unsere Abbildung (Fig. 100) macht uns mit dem mittels einer mächtigen Feder ausgerüsteten Musterfahnen bekannt; ausser ihm sind noch der Hauptmann, der Wappenträger, der Gemein-, der Feld-, der Frauenweibel, der Schultheiss und gemeine Landsknechte angebracht<sup>1)</sup>. Diese Platten befinden sich,

<sup>1)</sup> S. Holzarchitektur Hildesheims, Taf. XX.



was besonders hervorgehoben sei, an den Fensterbrüstungen des Zwischengeschoßes und liefern somit den Nachweis, daß die unteren Geschosse nicht immer schmucklos blieben; wenn sie es heute nicht mehr sind, so liegt das lediglich daran, daß sie vielfache Umänderungen zu erleiden hatten. Ähnliche Platten und zwar auch an den unteren Stockwerken besitzt in derselben Stadt noch das 1548 erbaute Haus zum goldenen Engel (Fig. 101).

Die als wirkliche Bildertafeln gestalteten Platten treten erst gegen Ende der Periode zahlreicher auf und bilden ein mehr für die Renaissanceperiode als für die Zeit des Mischstils charakteristisches Element.

Bei weitem häufiger nistet sich das Fächerrosettenornament gerade an jener Stelle ein, eine Tatsache, die sich daraus erklärt, daß daselbe Motiv schon lange zur Ausfüllung der unteren Ständer und benachbarten Riegelbänderflächen diente; in der Mitte des 16. Jahrhunderts wandert es auf die benachbarte Fensterbrüstungsplatte und kommt auf ihr bis Ende des 16., an einzelnen Plätzen, wie in Goslar, Lemgo und Salzuffeln bis tief in das 17. Jahrhundert vor. Da die halbrunde Form des Flächenornaments nicht wohl für die rechteckige Platte paßt, so konnte sie nur in gewaltsamer, oft zu Verzerrungen führender Weise dem Raum eingezwängt werden. Die regelmäßige Form erforderte ein Feld, dessen Breite das doppelte



Fig. 102.

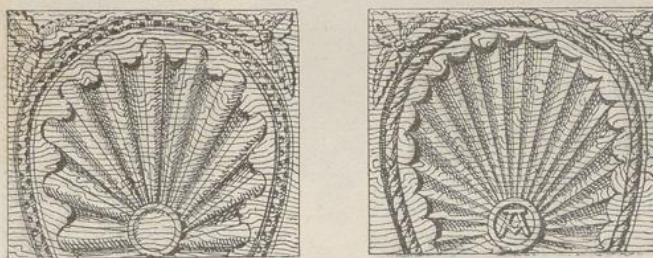


Fig. 103.

Maß der Höhe hat (Fig. 102). Veränderte sich dies Verhältnis zu Gunsten der Höhe, so mußte auch das Fächerornament wachsen (Fig. 103) und nahm eine mehr hochgezogene Form an; wurde dagegen die Breite des Rechtecks größer, so zwängte man ihm wohl auch zwei Halbrosetten ein. Dabei unterließ man nie, sie mit gedrehten Schnüren, Rundstäben, Abfasungen oder selbst Blattguirlanden einzufassen.

Der Umstand, daß das Verhältnis der Breite zur Höhe bei den Brüstungsplatten variiert, erklärt die große Mannigfaltigkeit in der Ausbildung des Motivs. Bald ist die Scheibe über dem Grunde erhaben, bald tiefer eingestochen (Fig. 102); bald mit vor-, bald mit einspringenden Kanten (Fig. 103), bald mit runden, bald mit eckigen Blättern ausgestattet. In ihrer Mitte erscheint entweder ein rundes oder ein halbrundes Feld, welches gleichfalls in der verschiedenartigsten Weise verziert ist, sei es mit Köpfen (vergl. Fig. 81) oder mit Rosetten, Blättern, Sternen (Fig. 102), Hexenfüßen, ja selbst mit Monogrammen (Fig. 103). Die dreieckigen Zwickel wurden mit einem Dreiblatt oder kreisförmigen Ornament gefüllt. In Osnabrück, Bier-



strafse Nr. 15, nimmt die Fächerrofette sogar eine geschlossene Kreisform an; auffallend ist oft ihre Ähnlichkeit mit dem Kerbschnittornament, aus dem sie auch möglicherweise hervorgegangen ist.

Eine für sich bestehende Gattung von tiefer liegenden Fensterbrüstungsplatten kommt an solchen Bauten vor, deren Schwellen steinernen Architraven nachgebildet sind. Als abhängige Teile des Brüstungsfrieses sind sie entweder ganz schlicht gehalten (Fig. 91), oder im günstigsten Falle mit einem Profile versehen; in einem Einzelfalle, am Domhof No. 1211 vom Jahr 1579 in Hildesheim, sind ihnen sogar Wappen eingestochen (Fig. 93).

Dem geringfügigen Umstande, daß die Brüstungsplatten nicht in gleicher Ebene mit Ständer und Schwelle liegen, darf es zugeschrieben werden, daß das ornamentale Kleid der Holzbauten sich der Konstruktion anpaßt und letztere klar zum Ausdruck bringen hilft. Da, wo jener kleine Vorsprung nicht eingehalten wurde, so daß

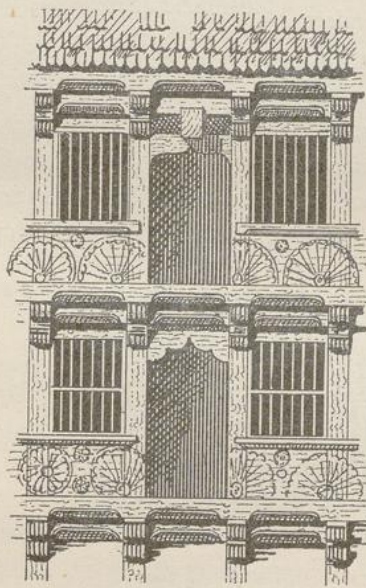


Fig. 104.

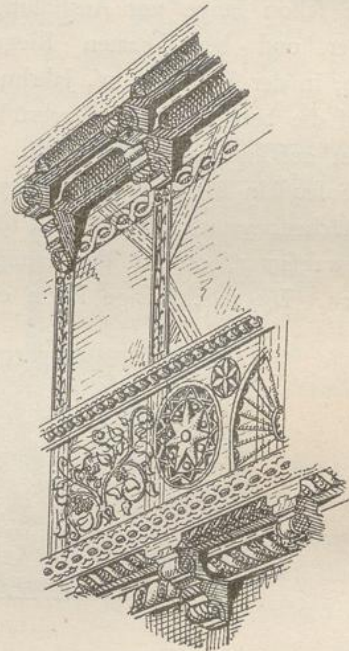


Fig. 105.

von der Schwellenunterkante bis zur Fensterprofilplatte eine zusammenhängende Ebene entstand, hielt man auch selten die Trennung der Ornamente nach Konstruktionsteilen ein, liefs man das Schnitzwerk willkürlich über die Fugen hinstreichen.

Diese Geschmacksverirrung war, abgesehen von Braunschweig, wo Brüstungsplatten überhaupt zu den Seltenheiten gehörten, ziemlich gleichmäfsig in allen Städten Niedersachsens verbreitet und geht mitunter so weit, daß die Ständer nicht mehr als Teilflächen hervortreten, sondern von dem oft ganz unsymmetrisch angeordneten Zierwerk ohne Rücksicht auf die Fugen überkleidet werden (Fig. 104, 105 und 106). Etwas geordneter erscheinen die Flächen da, wo man dem langen Friesstreifen wenigstens dadurch gewisse Ruhepunkte verlieh, daß man die Mitte je einer Fächerscheibe mit einer Ständermitte zusammenfallen liefs und die Zwischenflächen durch andere Ornamente ausfüllte (Fig. 106).



## 8. Thüren- und Fensteröffnungen.

Die Fensteröffnungen wurden bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts rechteckig gebildet und erhielten keine ornamentale Ausbildung. Erst von da an wird der gotische Vorhangsbogen (Fig. 96) vom Steinbau herübergenommen und als dekorativer Abschluß verwendet. Als solcher wirkt er dann wieder zurück auf die ornamentale Gestaltung der Ständer, wie wir bereits oben gesehen (S. 75).

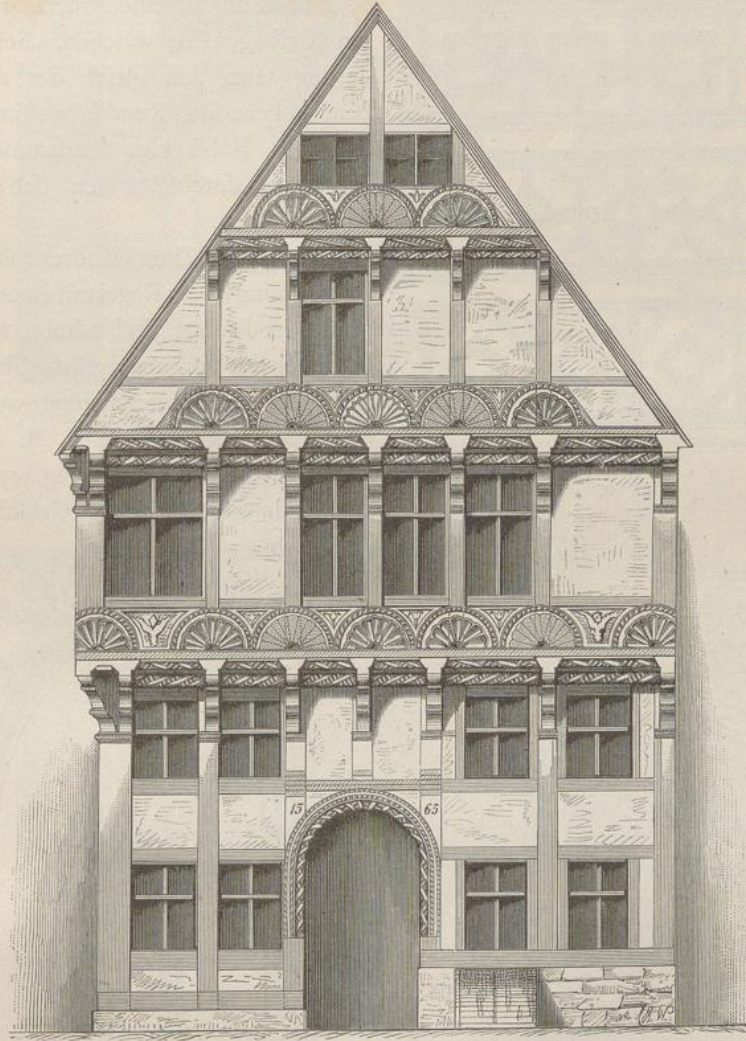


Fig. 106. Das Hütte'sche Haus in Höxter.

Der Vorhangsbogen setzt sich aus drei herabhängenden Bogenlinien zusammen, so daß er einem Fenstervorhang ähnlich scheint, und bedarf zu seiner Herstellung eines eigenen Sturzriegels. Um die Form lebendiger zu gestalten, wird dieselbe durch ein oder zwei sich durchschneidende Stäbe (Fig. 108), die auf den Ständern ihre Fortsetzung finden, scharf markiert.

An einigen Braunschweiger Bauten findet sich auch der spätgotische Kielbogen (Fig. 91 u. 92) in ähnlicher Weise verwendet.

Lachner, Holzarchitektur.



Ein umfangreicheres Wirkungsfeld fand die Ornamentik an der Umfassung von Thüren und Thorfahrten. An den weniger breiten Thüren blieben eine

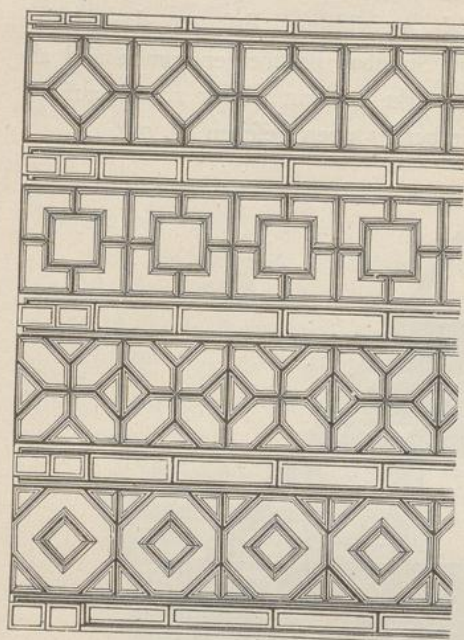


Fig. 107.

Zeitlang noch Spitzbögen im Gebrauch; später wurden sie meist durch Vorhangsbögen verdrängt. In einzelnen Fällen erhielt sich der gleichseitige Spitzbogen bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts und beginnt dann allgemein dem geschweiften Kielbogen zu weichen. Seine Gliederung setzt sich gleich der des Vorhangsbogens aus Rundstäben im Wechsel mit Hohlkehlen zusammen; die Rundstäbe durchschneiden sich an den Kreuzpunkten.

An den Zimmerthüren stand die Umrahmung in der Regel mit einem Wandgetäfel in direkter Verbindung; man verlieh ihnen mit Vorliebe zierliche Füllungen. Auch die Deckenverschalung wurde bei reicheren Anlagen, wie z. B. im Ratshause zu Braunschweig (Fig. 107), mit solchen in geometrischen Gebilden aus-

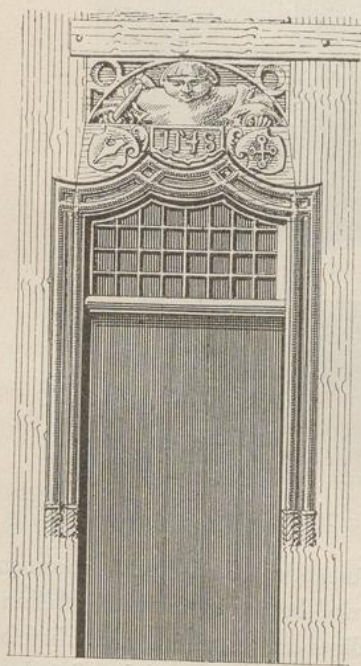


Fig. 108.

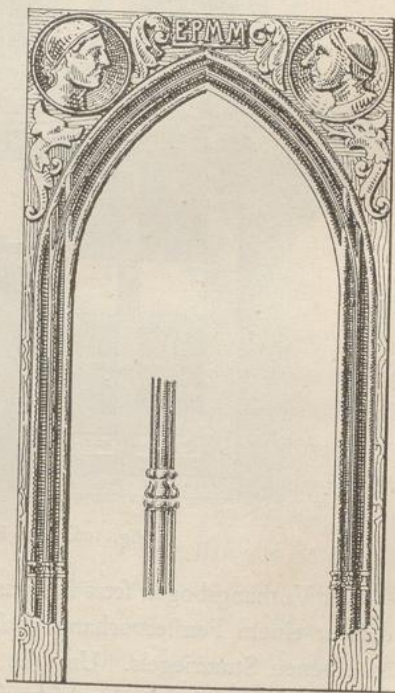


Fig. 109.

gestattet. An den Hausthüren hingegen trugen die Sturzriegel meistens noch einen besondern Schmuck. In einfachster Gestalt bestand dieser in der Angabe der



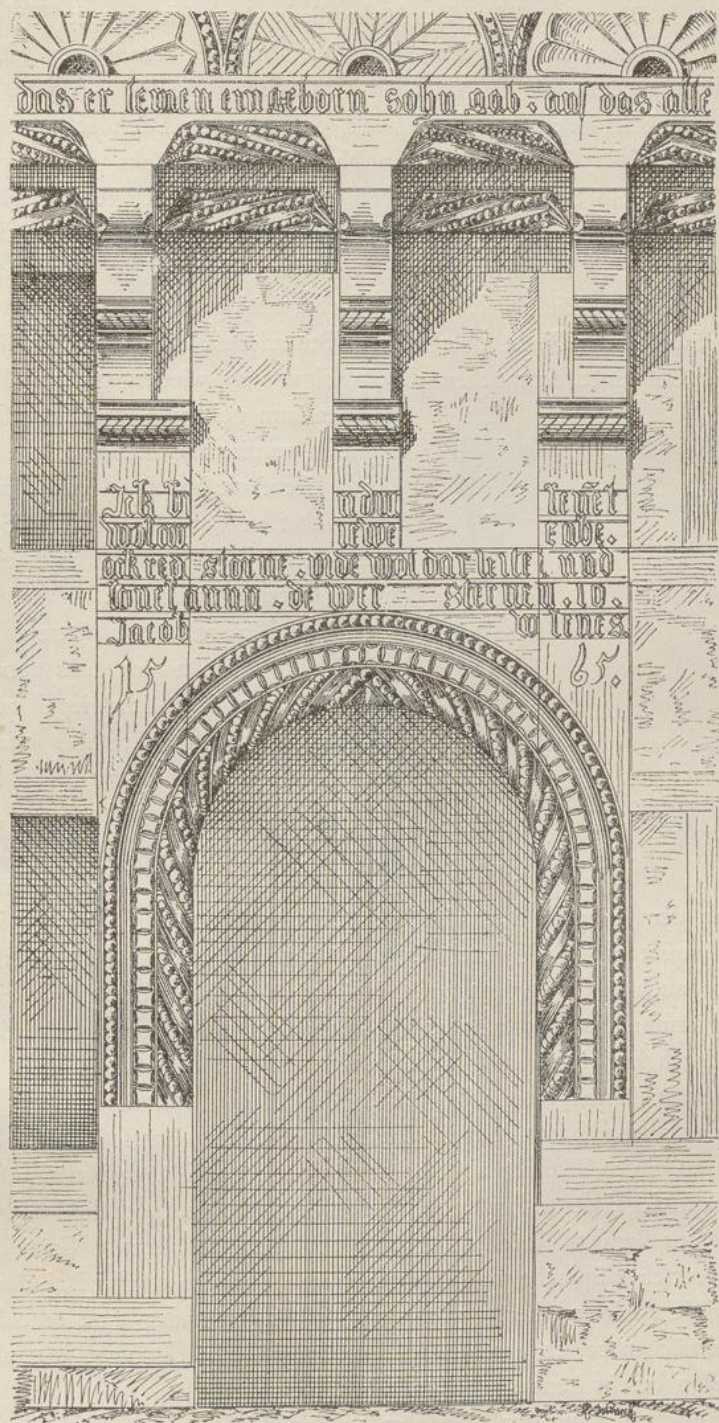


Fig. 110.



Erbauungsjahreszahl und in kleinen Wappenschildern, bei reicherer Ausstattung traten Brustbilder hinzu. Statt eines Wappens finden sich auf den Schilden auch wohl Werkzeuge und Geräte dargestellt als Hinweis auf das in dem Hause betriebene Gewerbe. Die originellsten Zierstücke dieser Art trifft man in Hildesheim an. An dem Wohnhause des Altenmarktes Nr. 1273 aus dem Jahre 1566 befindet sich auf dem Wappenfelde links von der Thüröffnung ein Monogramm, auf dem rechten ein Stück Schindeldach, als Hinweis, daß hier ein Dachdecker seine Wohnung hatte. An der Eckemeckerstraße Nr. 1151 steht links ein Monogramm, rechts ein Sporn; ein Schmied mag also hier seine Werkstätte gehabt haben. Auf Figur 108 enthält das linke Wappenschild das Radschloß einer Flinte, das rechte ein Schmiedekreuz, als Zeichen, daß hier ein Waffenschmied zu suchen sei. Dies bestätigt auch ein Brustbild, welches eine derbe, kräftige Gestalt mit dem Hammer in der Hand auf einer Platte oberhalb des Sturzriegels darstellt. Zwei Medaillonbilder nebst Delphinen schmücken die in Figur 109 wiedergegebene Thüre des Hauses zum goldenen Engel. Aufser diesen Thüren verdient noch eine solche aus Herford, Neustadt Nr. 251, vom Jahre 1565, aufgeführt zu werden, auf deren Sturzriegel die Bildnisse des Bauherrn und seiner Ehegattin untergebracht sind.

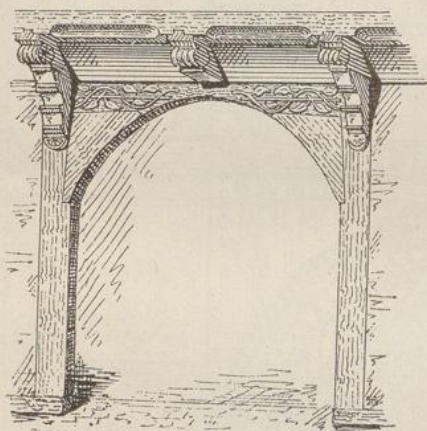


Fig. 111.

Die Thorfahrten stattete man mit ähnlichem Schnitzwerk aus und häufig genug tragen ihre Sturzriegel zu beiden Seiten Wappenschilder mit Handwerks- und Hausgeräten. Ihren meist halbkreisförmigen Abschluß begleitet für gewöhnlich eine Stab- und Hohlkehlenprofilierung. Sehr wirkungsvoll gestaltet sich diese dann, wenn

sie, wie an dem Eingangsthor des 1565 erbauten Hütte'schen Hauses in Höxter (Fig. 110), außerdem noch durch einen gedrehten Wulst und eine Perlenchnur belebt wird; auch in Stadthagen findet sich ein ähnliches Thor. Eine eigenartige Behandlung erfuhr die Thorfahrt an der Harsleberstraße No. 8 in Halberstadt (Fig. 111) durch Einschneiden eines Laubstabes auf der Sturzschwelle.

Reiche Ausstattungen haben ferner die Thorfahrtumrahmungen an dem Knochenhaueramtshause und dem Ratsbauhofe zu Hildesheim, sowie ganz besonders eine solche an einem Wohnhause Goslars in der Mönchstraße Nr. 3 aufzuweisen.

Den Sturzriegel des erstgenannten Gebäudes zierte eine gotische Inschrift, deren Buchstaben aus Bändern bestehen (Fig. 84); golden auf blauem Grunde besaßen sie in plattdeutscher Sprache, daß das genannte Gebäude: «Anno Dnj. dusent. vyffhundert twittich. ude. neghen.» erbaut sei. Die Thorständer- und anschließenden Riegelbänderflächen zeigen eine ähnliche ornamentale Behandlung, wie wir sie auf den Schwellen bereits kennen gelernt haben (vergl. S. 64).

Die Aus schmückung der Thorfahrt an dem Ratsbauhofe entspricht gleichfalls der Schwellenornamentik und enthält gleich jener Bilder aus der christlichen Symbolik. Auf beiden Seiten befinden sich zwei geflügelte feuerschnaubende Basiliken





1



2.



3.



4.



5.

Verlag v. E. A. Seemann in Leipzig.

Lith. Anst. v. J. G. Fritzsche in Leipzig.

## HILDESHEIM.

Fig. 1, 2 u. 3 Vom Knochenhaueramthaus Fig. 4 u. 5 Von einem Hause am gelben Stern N<sup>o</sup> 1048.







(Fig. 112), deren Schwanzenden unten mittels schwerer auf Säulen ruhender Kugeln, seitwärts durch Bänder angekettet sind; über ihnen füllen die Ständerflächen linkerhand ein stilisierter Löwe, rechterhand ein Fisch. Der Löwe als Symbol des starken Glaubens, der Fisch als solches der christlichen Seele dürften hier den Sieg des Christentums über das Heidentum, die gefesselten Höllentiere, ausdrücken. Außerdem schmücken zwei Schilder mit dem Hildesheimer Wappen nebst zwei delphinartigen symmetrisch geordneten Tieren den Sturzbalken.

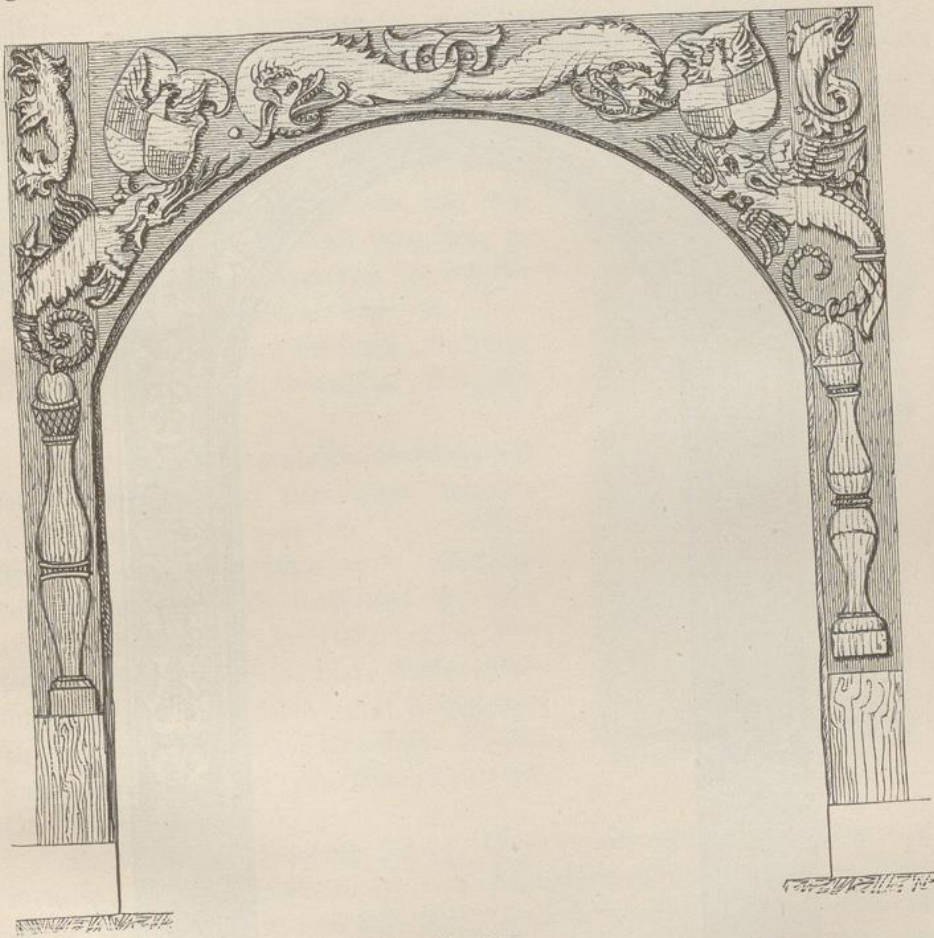


Fig. 112.

Erwähnt sei hier ferner, daß an dem nämlichen Hause noch zwei ebenfalls von Tierornamenten belebte Einlaßöffnungen mit geraden Sturzriegeln erhalten sind.

Die dritte der obengenannten Thorfahrten stammt vom Jahre 1528 und ist im Spitzbogen geschlossen. Die Ständer schmückt ein aufsteigendes Ornament von wunderlicher Bildung. Oben endet es in eine Art von Kapitäl, auf dessen Plattform links ein nackter Mann, rechts ein Weib mit einem Kinde stehen. Links von dem Weibe hängt eine Schlange herab mit einem Apfel in dem Maule, rechts sieht aus der Ständerkante ein langbärtiger Kopf hervor. Auf dem Sturzriegel halten zwei nackte Kindergestalten eine Pergamentrolle mit der Erbauungsjahreszahl; links von dieser Gruppe zerfleischt ein Adler ein Lamm; rechts pickt ein



Greif an der Frucht, die einem von der Kinderfigur gehaltenen Zweige entwächst (Fig. 113).

Höchst wahrscheinlich haben wir an diesem Thore, wie an dem Hildesheimer Ratsbauhof, einen Rest kirchlicher Symbolik vor uns. Adam und Eva scheinen die beiden Gestalten vorstellen zu sollen; die Eichel über Adam, das Sinnbild der männlichen Kraft, der Stern über der Eva, das der Hoffnung. Der Adler mit dem Lamm dürfte hier die Bedeutung des Pelikans vertreten, den Opfertod Christi dar-

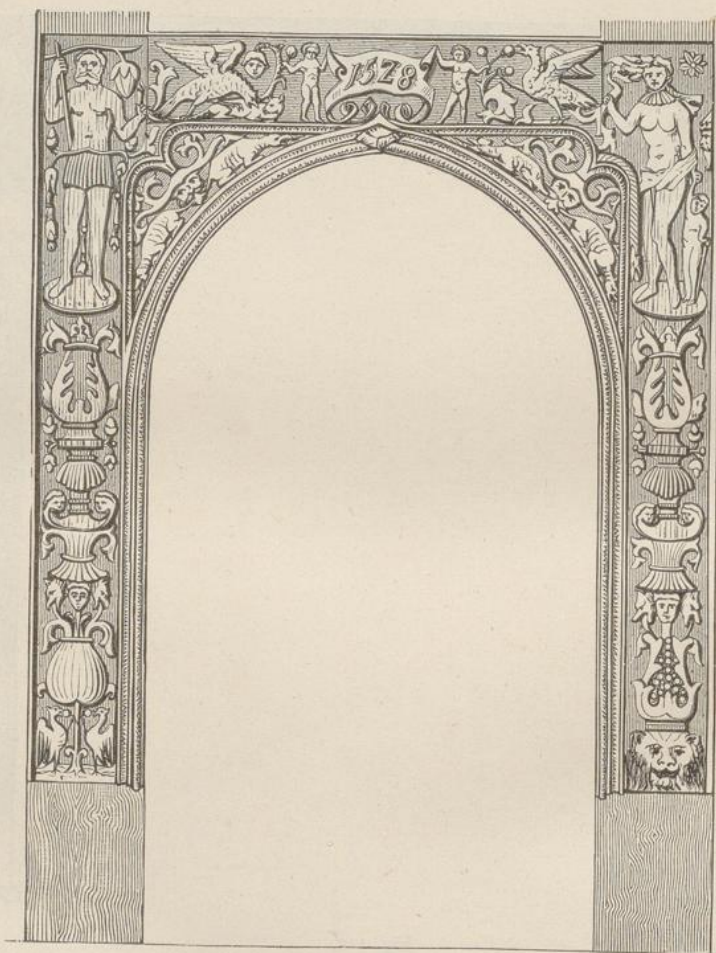


Fig. 113.

stellen, der Vogel neben der Eva ein Phönix sein und als solcher die Auferstehung bedeuten; wie es ja auch insbesondere von demselben heisst, daß er vom Baume des Lebens Früchte genießten und hierdurch unsterblich werde. Seiner Zusammenstellung mit Eva mag der Gedanke zu Grunde liegen: «durch das Weib ist die Sünde in die Welt gekommen, durch ein Weib wird uns der Verfühner, der uns das ewige Leben bringt, geboren». Der Kopf rechts von Eva kann als Gott-Vater gedeutet werden. Die Zwickelfelder zwischen der rechteckigen Umrahmung und dem Spitzbogen sind ebenfalls mit ganz phantastischen Gebilden ausgefüllt. — Die Ständer sind über den Sturzriegel hinaus verlängert und zeigen in dieser Verlän-



gerung je eine nackte Männergestalt mit Keule und Schleuder auf einer Art von Plattform stehend. Gerieten zwar die Figuren in der Technik etwas auch ungenau, so sind doch die anderen Schnitzereien flott durchgeführt und in lebendiger Bewegung gehalten.

Schließlich sei noch der Thorfahrt am Hause zum goldenen Engel zu Hildesheim gedacht, deren Sturzbalken ein vollständiges Sittenbild enthält; auf schwer beladenem Wagen ziehen fünf Pferde mächtige Weinfässer heim, über deren vortheilhaften Umsatz der Weinschenk mit seiner Eehälfte zu beraten scheint.

Überblicken wir nochmals kurz den inhaltsreichen Stoff, welchen die Holzarchitektur aus der Zeit der Mischstilperiode uns überlieferte, so finden wir zwar nicht immer jene glückliche Wechselwirkung von Dekoration und Konstruktion, welche vornehmlich den Reiz der Bauten des gotischen Zeitalters ausmachte, wohl aber eine reiche Fülle neuer ornamentaler Gedanken, in denen das abscheidende Mittelalter sich mit der heraufkommenden Renaissance begegnet.

Zum Schlusse geben wir noch eine Übersicht über die bemerkenswertesten Denkmäler der Mischstilperiode.

Hildesheim: Knochenhaueramtshaus vom Jahre 1529; Schenke zum neuen Schaden, Kreuzstraße Nr. 1228 vom Jahre 1541; Gelberstern Nr. 1048 vom Jahre 1548; Almstraße Nr. 27 vom Jahre 1538; Ratsbauhof vom Jahre 1540; Hoherweg Nr. 427; Hoherweg Nr. 366; Goldener Engel vom Jahre 1548; Wollenweberstraße Nr. 920 vom Jahre 1554; Kläperhagen Nr. 1233 vom Jahre 1549; Osterstraße Nr. 280; Ratsapotheke vom Jahre 1579; Domhof Nr. 1211; Osterstraße Nr. 265.

Halberstadt: Hoherweg Nr. 13; Düsterngraben Nr. 12 vom Jahre 1537; Breiterweg Nr. 44; Harsleberstraße Nr. 8; Lichtengraben Nr. 15; Hinter der Münze Nr. 19; Holzmarkt Nr. 23 vom Jahre 1550; Franziskanerstraße Nr. 12 vom Jahre 1542.

Braunschweig: Alte Wage vom Jahre 1534; Stecherstraße Nr. 10; Sack Nr. 5; Langestraße Nr. 9 vom Jahre 1536; Meinhardshof Nr. 11 vom Jahre 1543; Schöppentederstraße Nr. 31; Neuestraße Nr. 9; Kaiserstraße Nr. 24 vom Jahre 1560; Güldenstraße Nr. 30 vom Jahre 1563; Nr. 7 (Hofbräuhaus) vom Jahre 1567; Reichenstraße Nr. 31 vom Jahre 1560; Prinzenwinkel Nr. 4 vom Jahre 1560 (die Apostelfiguren sind in einer späteren Zeit dem Gebäude angeheftet worden).

Goslar: Brusttuch (der Holzaufbau gehört etwa der Zeit 1530 an, der Steinunterbau 1521); Mönchstraße Nr. 3 vom Jahre 1528; Gasthof zum deutschen Haus vom Jahre 1557.

Celle: Haus Tielebusch, Schuhstraße Nr. 157.

Göttingen: Ausluchtförmiger Anbau vom Junkerhause, Wunderstraße Nr. 51, etwa aus der Zeit von 1545; Kaufhaus von 1545.

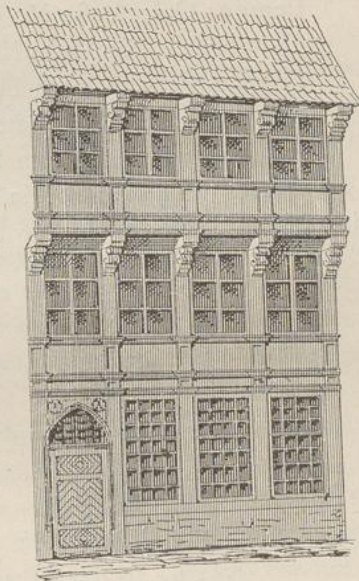


Fig. 114.



Halle: Stadtwage von 1540.

Hannover: Schmiedestraße Nr. 43 von 1554, Nr. 15; Burgstraße Nr. 28, Nr. 33 von 1581; Marktstraße Nr. 37 von 1580; Köblingerstraße Nr. 6, Nr. 57 von 1585; Rößlerstraße.

Quedlinburg: Breitestraße Nr. 42; Marktstraße Nr. 54b.

Hameln: Osterstraße Nr. 8, das hervorragende Holzgebäude Hamelns; Bäckerstraße Nr. 58; Osterstraße Nr. 32; alte Marktstraße Nr. 28 (Darstellung einer Jagd auf einer Schwelle).

Stadthagen: Amtshaus von 1553, mehrere Häuser in der Nähe des Marktplatzes.

Herford: Neustadt Nr. 251 von 1565.

Höxter: Hütte'sches Haus von 1565; die Dechanei.

Lemgo: Opingstraße Nr. 98 von 1575; Breitestraße Nr. 4 und Nr. 5.

Osnabrück: Bierstraße Nr. 15; Krahnstraße.

Ferner findet sich noch Einzelnes in Nordhausen, Salzuflen, Salzwedel und in mehreren kleineren Harzstädten.

Als Beispiel einer ganzen Hausansicht aus der Wesergegend geben wir das 1565 erbaute Hütte'sche Haus in Höxter (Fig. 106), als ein niederländisches Beispiel ein 1569 errichtetes Bürgerhaus aus Hildesheim (Fig. 114).



### III. KAPITEL.

#### Die Renaissanceperiode.

**M**it den achtziger Jahren des 16. Jahrhunderts verklingen die letzten Reminiscenzen an die gotische Überlieferung, an welcher die Holzbaukunst begreiflicher Weise mit grösserer Zähigkeit als der Steinbau festgehalten hatte. Die Zeit der Gärung, des unsicheren Tastens und Schwankens ist vorüber, das ornamentale Stilgefühl hat sich wieder geklärt und man bekleidet nunmehr das bauliche Gerüst des Hauses mit Zierformen, die zwar nur allzu oft das Wesen des Materials verleugnen und ihre Herkunft von dem Steinbau deutlich erkennen lassen, dagegen aber im allgemeinen der strukturellen Gliederung der Front mit richtiger Empfindung angepaßt sind.

Die Übertragung der aus der Natur des Steins hervorgegangenen Zierformen auf den Holzbau ist das charakteristische Moment der Renaissanceperiode. Man kann es in gewissem Sinne beklagen, daß eine echt volkstümliche Formensprache dem fremden Idiom zum Opfer fiel, aber man muß auch zugeben, daß die durch das Vermengen des Alten mit dem Neuen herbeigeführte Geschmacksverwirrung nicht anders überwunden werden konnte als durch rückhaltlose Aufnahme des zunächst durch die italienische Palastarchitektur entwickelten Formenwesens. Der Einfluß des Steinbaues auf den bescheideneren, nur für Häuser von mäßigen Dimensionen schicklichen Fachwerksbau mußte um so wirksamer werden, je mehr Bürgerhäuser in dem solideren Materiale errichtet wurden und je mehr unter den alten Holzhäusern durch Brand, Baufälligkeit und andere äußere Umstände aufgeräumt wurde. Mit der Mehrung des Wohlstandes der Städte wuchs auch die Neigung der vornehmen Geschlechter, ihre bevorzugte gesellschaftliche Stellung durch die Gestalt des Wohnhauses zu dokumentieren. Der so erwachte Sinn für das Monumentale konnte nur im Steinbau voll befriedigt werden. Rechnet man hinzu, daß das Wohnungsbedürfnis in volkreichen Städten allgemach dazu hindrängte, in einem Hause mehrere Familien unterzubringen, die Stockwerke also für Vermietungen einzurichten, so wird man auch darin einen neuen Antrieb zur Errichtung von steinernen Bauten erblicken müssen und es fast als ein Wunder anzusehen geneigt sein, daß von der alten Herrlichkeit der Holzarchitektur noch so viel erhalten und auf uns gekommen ist.

Lachner, Holzarchitektur.



Noch ein Moment ist in Betracht zu ziehen, um das Umsichgreifen der massiven oder halbmassiven Bauart zu erklären, die Verteuerung des Holzes in Gegenden, die das Material aus der Ferne zu beziehen genötigt waren, und die sich durch die Bauluft mehrende Aufschliessung von Steinbrüchen, verbunden mit der Verbesserung des Transportwesens. Deshalb hat die Zeit der eigentlichen Renaissance, deren Dauer wir bis zum dreissigjährigen Kriege annehmen dürfen, nur in den Gegenden an dem Holzbau festgehalten, wo ein nahezu unererschöpflicher Waldbestand gutes und wohlfeiles Baumaterial lieferte.

Den reichsten Schatz an prächtigen Schöpfungen der Renaissanceperiode hat Hildesheim aufzuweisen, wo der neue Stil vielleicht am spätesten (um 1590) zur bedingungslosen Herrschaft gelangte, während z. B. in Braunschweig und in der Wesergegend kaum ein Haus gefunden wird, das, nach 1570 erbaut, noch Spuren des gotischen Formenfinns trüge. Selbstverständlich spricht sich der Geist der Renaissance an verschiedenen Orten auch in verschiedener Weise aus, und das formbildende Ingenium der Werkmeister blieb frisch und lebendig genug, um der Schablone die Spitze zu bieten und das gegebene Thema mit freier Empfindung zu variieren.

Die Vorliebe für figürliches Schnitzwerk macht sich bei der Ornamentierung der grossen Flächen in erhöhtem Masse geltend. Die allegorischen und mythologischen Gestalten drängen sich entsprechend der litterarischen Strömung der Zeit noch mehr in den Vordergrund, als es während der vergangenen Jahrzehnte der Fall war. Indes behalten auch die biblischen und profanen Heldengestalten noch ihre Freunde und Gönner. Ebenso bleiben die sittenbildlichen Darstellungen der bürgerlichen Berufsthätigkeiten beliebte Motive, die jedoch jetzt ausschliesslich auf den am besten dazu geeigneten Platz, auf die Fensterbrüstungsplatten, verwiesen und bildmässig mit einem Rahmenprofil umschlossen werden. Kopfband und Schwelle begnügen sich fortan mit rein ornamentalem Schnitzwerk, während die Ständerflächen nicht selten mit einem figürlichen Schmuck, einer Herme, einer Karyatide, einem Atlanten oder dergleichen, versehen werden.

Sowohl das bandartig ausgezogene, als auch das für das Rechteck komponierte Ornament verliert im Verlaufe der Zeit immer mehr den freien Schwung des der Natur abgesehenen Blatt- und Rankenwerks, es wird stumpf in der Modellirung und gerät vielfach unter den Einfluss der der Schmiedetechnik geläufigen Formen. Es steht scharfrandig aber flach auf dem Grunde, von dem es sich wie eine Konturzeichnung abhebt. Wuchs im allgemeinen die Luft an einem reichen Formenpiel, das über den ganzen Bau seine Netze zieht, so schwand dafür die Liebe zum eigenen Werke, die in der Vollendung der Form ihre Befriedigung sucht. So zeigt sich auch hier der in der Geschichte der Kunst oft beobachtete Fall, dass der Zug zur Üppigkeit in der Dekoration der Feinheit der Form und ihrer Durchbildung zum Schaden gereicht.

Wir treten nun in die Betrachtung der einzelnen Bauglieder ein und beginnen wiederum mit den Kopfbändern.



## 1. Die Kopfbänder.

Es wurde schon oben (S. 58) hervorgehoben, daß, wenn auch in der Mischstilperiode das Kopfband an der Vorderseite häufig durch Rundstäbe, Hohlkehlen und Wülste gegliedert erscheint, sich doch immer noch die dreieckige Grundform erkennen läßt, und daß erst gegen Ende der Periode die Umbildung der Form in eine Volutenkonsole erfolgte. Die schrägen Stützen, welche das Einbiegen des vortretenden Balkenwerks zu verhüten bestimmt waren, verlieren von nun an vollständig ihren Holzcharakter und erscheinen nur noch als Nachbildungen von Steinkonsolen.

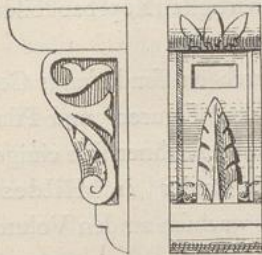


Fig. 115.

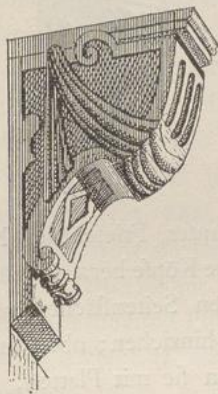


Fig. 116.

Die größte Verbreitung und vielseitigste Verwendung fand die langgezogene Volutenform in einer derben Gliederung, neben



Fig. 117.

welcher jedoch auch eine feinere Durchbildung versucht wird, sei es in Gestalt schön geschwungener Blattmotive (Fig. 115), sei es mittels Schnüren und Bändern (f. unten Fig. 131). Hierbei verdient bemerkt zu werden, daß in Halberstadt die horizontale, in Braunschweig die vertikale Linie bei der Ornamentierung eine schärfere Betonung erfuhr.

Als neue Konsolengattung tritt eine dem lateinischen 9 nahe kommende Form auf, welche der Natur des Holzes noch weniger entspricht als die Volutenkonsole. Sie schließt oben mit Platten und Karniesgliedern ab und weist durch ihre Diamantquader (f. unten Fig. 128) unverkennbar auf den Steincharakter des Vorbildes hin. Auch ein an herabhängende und in Falten gelegte Tücher erinnerndes Motiv findet sich zur Dekorierung verwendet (Fig. 116), während die Vorderseite häufig von ganz willkürlichen Metallornamenten oder Rillen bedeckt wird. Mit besonderer Vorliebe bediente man sich zur Ausschmückung dieser Konsolenform ferner noch gedrehter Schnüre, dagegen findet das Blattornament nur noch ausnahmsweise Verwendung.



Eine auffallend abweichende Behandlung zeigt das Kopfband in einigen Fällen in Halberstadt; übereinstimmend mit dem schon früher eingeführten Gebrauche erscheint es nämlich wie eine Wiederholung des darüber liegenden Balkenkopfes (Fig. 117); an anderen Gebäuden wieder scheint es mit dem Balkenkopf aus einem Stück zu bestehen (Fig. 149). In derselben Stadt kommen vereinzelt (an dem 1579 erbauten Schuhhof und an dem Wohnhause, Holzmarkt Nr. 8 vom Jahre 1576) auch noch Figurenkopfbänder mit Heiligen vor. Am Schuhhof finden sich solche inmitten der schönsten langgestreckten Volutenkonfölen und anderer verwandten Stützformen und bieten im Verein mit diesen eine wahre Musterkarte der verschiedenartigsten Kopfbandbildungen (Fig. 120).

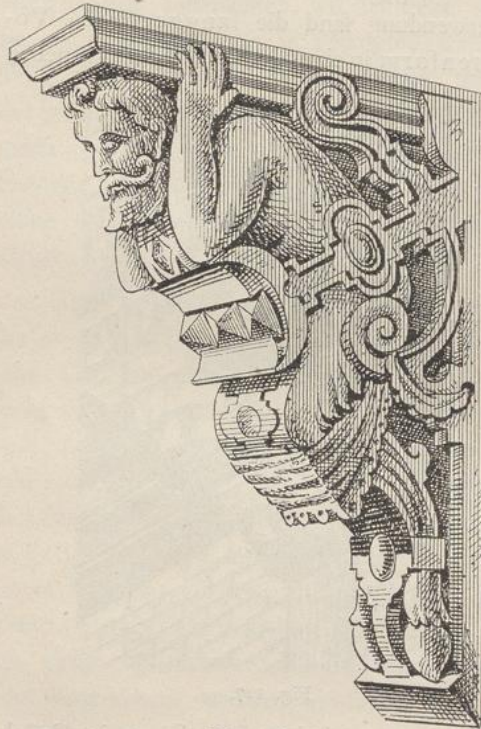


Fig. 118.

Gebilde finden sich in ihrer reichsten Entwicklung an dem 1609 erbauten Wienerhofe, in der Sammlung des Museums (Fig. 118) und an einer Auslucht am Pfaffenstieg Nr. 1298 vom Jahre 1601. Männliche Figuren, durch ausgeschweifte Metallbänder an die Ständer gefesselt, tragen Platten und Gesimsglieder und enden unten in Pferdehufe, die den Ständern gleichfalls durch Metallornamente angeschmiedet zu sein scheinen. Der Übergang aus dem menschlichen Oberkörper in die Tierfüße wird von Faltenüchern verdeckt, die mit Spitzen besetzt sind.

Der Fall, daß Menschenköpfe und Masken als Schmuckform der Kopfbander dienen, kehrt übrigens auch noch an einigen anderen Häusern wieder; so in Hildesheim an dem Wohnhause der Osterstraße Nr. 132, in Halberstadt: Backenstraße Nr. 43 (Fig. 119), ist aber fast nur auf Eckkopfbander beschränkt.

So vielgestaltig die Konfölenkopfbander in Niedersachsen auftreten, so dürftig gegliedert erscheinen sie in Westfalen, wo gegen Ende des 16. Jahrhunderts die

Durch ein sonderbares Gemisch von Stein-, Figuren- und Pflanzenornamentik zeichnen sich einige Konfölenkopfbander in Hildesheim aus; so wachsen an den Voluten des



Fig. 119.

Wohnhauses, Friesenstieg Nr. 1002, weibliche Köpfe heraus, während sich auf ihren Seitenflächen ungelenke Ranken hinziehen; oben und unten schließen sie mit Platten, Wülsten und Diamantquaderbildungen ab. Diese schon ganz im Sinne der Barockzeit erfundenen phantastischen



Kopfbänder überhaupt nicht mehr verwendet werden; dies hat seinen Grund in dem Umfande, daß die Auskragungen an der Giebelseite, welche, wie wir schon früher nachwiesen, mit konstruktiven Schwierigkeiten und Nachteilen verknüpft waren, überhaupt stark reduziert werden und die schräge Stütze überflüssig machen.

## 2. Die Balkenköpfe.

Wenige Ausnahmen abgerechnet, behielt der Balkenkopf seine frühere einfache Gliederung bei, in der oberen Hälfte blieb er vom Messer unberührt, die untere Sichtfläche rundete nach wie vor ein breiter Viertelstab ab. Von dieser allgemein üblichen Grundform weichen die Balkenköpfe der Halberstädter Bauten am meisten ab, indem ihnen eine den benachbarten Konstruktionsgliedern mehr ebenbürtige Behandlung zu teil wurde. Wie schon erwähnt, geschah dies meistens in der Weise, daß man den zur Schnürrolle umgewandelten Balkenkopf als Abschluß des Kopfbandes erscheinen liefs (Fig. 149). An einem Hause der Breitestraße Nr. 20 sind den Balkenenden sogar wieder Köpfe angeschnitten (Fig. 117) und jenen des Schuhhofes solche vorgehängt (Fig. 120).

An dem Rathause zu Blomberg vom Jahre 1587 tragen die Balkenköpfe dieselben Gliederungen, wie die benachbarten Füllhölzer, Zahnschnittplatten und Rundstäbe (s. unten Fig. 130) und in Lemgo kommen solche in Verbindung mit Voluten vor (s. unten Fig. 150).

## 3. Die Schwellen.

Da die Höhe der Schwellen in der Renaissanceperiode stetig abnahm, wurde ihre Stirnseite zu umfangreichen Schnitzwerken untauglich. Dafür wird die Schwelle wieder mehr als Balken aufgefaßt; die glatten Flächen und verkröpften Profileiten verschwinden, um Flachornamenten den Platz zu räumen, welche die wagerechte Lage klar zum Ausdruck bringen.

Der äußeren Form entsprechend, unterscheiden wir wieder geteilte und ungeteilte Schwellen. Auf den Sichtflächen entwickeln sich sowohl freie Ranken, als auch Metall- und Bandornamente von geometrischer Regelmäßigkeit. Neben dem Flachornament kommen auch architektonische Zierformen vor.

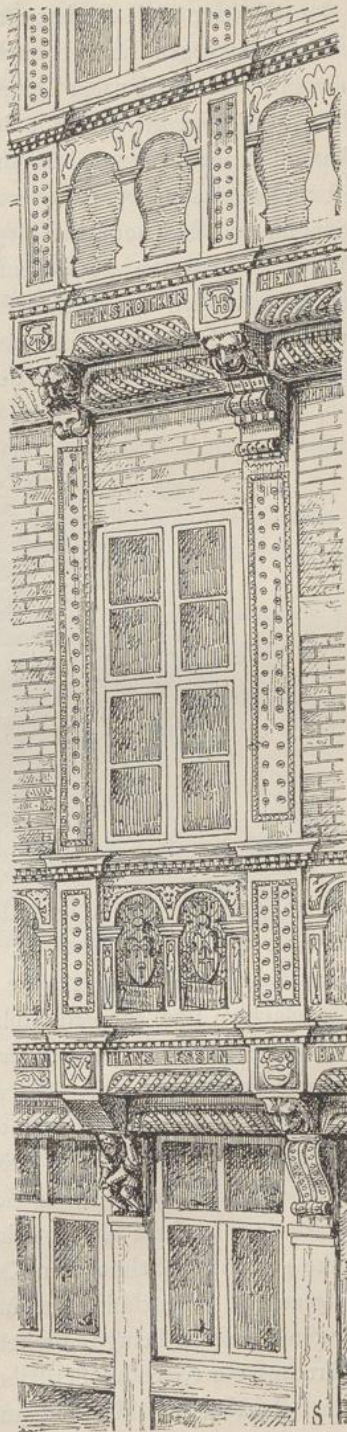


Fig. 120.



Die nach Balkenköpfen eingeteilten Schwellen sind entweder vollkantig, oder die untere Kante ist in das Schiffskehlen- oder Schnürwulstornament aufgelöst.

Was zunächst die letztere Art Schwellen betrifft, so nimmt der Umfang der Abkantung gegen früher beträchtlich ab, so daß sogar oft Raum genug übrig bleibt, um noch einen schmalen Ornamentenfries (Fig. 117) anzubringen, der für gewöhnlich die Feldereinteilung mit Berücksichtigung der Balkenköpfe innehält. Mitunter kommt es aber auch vor, daß der oberen Schwellenkante eine Profilleiste aufgenagelt ist und mittels dieser die obere Hälfte bedeckt wird (s. unten Fig. 147). An dem Schuhhof zu Halberstadt (1579 erbaut), tritt sogar der Fall ein, daß die durch Wappen gezierten Schwellenflächen unter den Ständern vorspringen, wobei selbstverständlich eine Verkröpfung der vorgenagelten Profilleisten nicht zu umgehen war. Eine solche Behandlungsweise wiederholt sich in dieser Periode äußerst selten und darf wohl in erster Linie dem Umfande zugeschrieben werden, daß der Schuh-

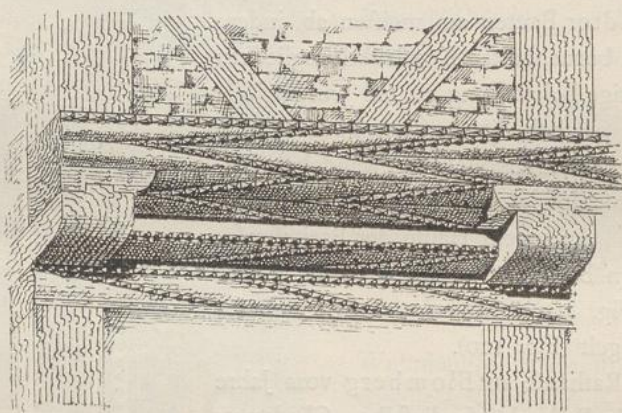


Fig. 121.

hof noch halb der verfloßenen Periode angehört, jedenfalls kann derselbe nicht nur als einer der hervorragenden, sondern auch als einer der frühesten Vertreter der Renaissanceperiode gelten. Die Profilleisten dieses Bauwerks bestehen aus Platten, Viertelkehlen und Zahnschnittplatten (Fig. 120).

Eine besondere Abart der in Rede stehenden Schwellengattung macht sich dadurch bemerkbar, daß ihre untere Kante zwischen den Balkenköpfen von einer verhältnismäßig dünnen gedrehten Schnur oder einer Perlschnur unterbrochen wird, welche aus größeren oder kleineren, runden oder langgezogenen Perlen gebildet wird. Man begegnet solchen Schwellen vornehmlich in den Weferstädten und in Westfalen. In Polle z. B. bewirkt an einem Gebäude vom Jahre 1600 eine einfache gewundene Schnur den Kantenabschluß, die übrige Schwellenfläche füllt eine aufgenagelte Zahnschnittplatte und ein Metallornamentenfries. Das einem 1631 erbauten Hause in Lemgo, Breitestraße Nr. 3, entlehnte Beispiel (s. unten Fig. 150) führt uns ein reizendes Perlstabmotiv vor, an welchem die langen Perlen mit Kelchen abschließen; Metallornamente überziehen die anderen Schwellenteile. Ein weiteres Beispiel, wie es in jener Gegend vielfach angetroffen wird, stellt Figur 152 in einer flach ausgehobenen, geflochtenen Schnur dar. Bisweilen dient die Schwelle lediglich als Inschriftfeld, auf welchem ein Spruch eingesnitten ist.



In den südlichsten Teilen des nordwestdeutschen Fachwerksbaugebietes, in Münden, Kassel und im nördlichen Hessen, bildete sich eine der Halberstädter verwandte Schwellengattung aus, welche für jene Gegend geradezu als typisch bezeichnet werden darf. Statt der großen Schnürwulste dienen nämlich flache Schnürrollen dazu, die untere Schwellenkante abzurunden (Fig. 121). Der Gesamteindruck dieses Ornaments ist der eines aus starken glatten und schwächeren gemusterten Strähnen geflochtenen Taus. Daselbe Motiv zieht sich auch über die obere Schwellenhälfte hin, wo es mit einem Diamantbande abschließt. Durch die Gegenbewegung der einzelnen Rollenteile, sowie durch den Umstand, daß die gleiche Gliederung sich auch auf den Füllhölzern, ja selbst auf dem darunter liegenden Rahmholze fortsetzt, wird die lebendige Wirkung dieser Zierform noch erhöht.

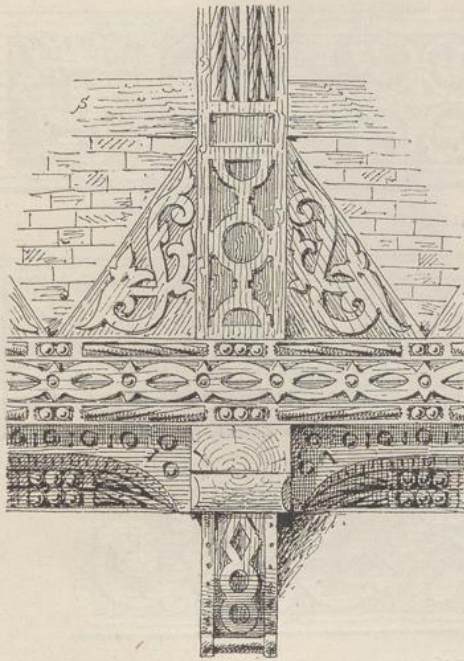


Fig. 122.

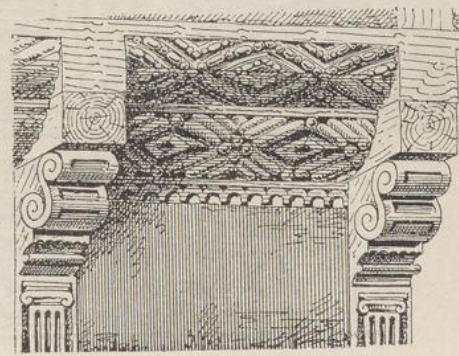


Fig. 123.

Die Schwellen mit scharfen, ungebrochenen Kanten kommen vorzugsweise in Braunschweig und Hildesheim vor.

Das in Braunschweig viel beliebte Muster für Schwellenverzierung erscheint

in der Gestalt von flachen, langgezogenen Tauen, deren Eintönigkeit im günstigsten Falle von eingefochenen Perlenreihen unterbrochen wird. Ein anderes Muster wird durch eine Bandverschlingung hervorgebracht, über deren Abstammung von der gotischen Laubstabchwelle keinen Augenblick Zweifel herrschen kann. In der Mitte findet sich der frühere Stamm durch eine aus zwei schräg zulaufenden Flächen gebildete Kante angedeutet; an Stelle der Astauswüchse treten an den durch ange deutete Nägel befestigten Kreuzungsstellen der Bänder nach außen gerichtete Spitzen (Fig. 122). Mit einer seltenen Regelmäßigkeit wiederholen sich diese beiden Ornamentenmotive an fast sämtlichen Schwellen der Braunschweiger Fachwerksbauten, deren Erbauungszeit zwischen 1575 und 1630 liegt. Die einzige Abwechslung besteht darin, daß das Muster die Schwelle entweder ohne jede Unterbrechung überzieht, oder daß es in Felder abgeteilt ist. Doch behielt man selbst in letzterem Falle die Einfassung der quadratischen oder runden Felder über den Balkenköpfen mit gewundenen Schnüren bei (s. unten Fig. 161).



Reicher und mannigfaltiger entfaltete sich der Schwellenschmuck in Hildesheim. Es kommen zwar zu Beginn der Periode einige Fälle vor, in welchen die Halberstädter Weise nachgeahmt wurde, wie z. B. an der Osterstraße Nr. 273 (Fig. 123), wo die Ausbildung der Schnürrollen den Halberstädter Vorbildern in jeder Beziehung den Rang streitig macht; oder an der Osterstraße Nr. 265, wo die Schiffskehle verwendet ist — allein von 1590 ab verschwinden diese vereinzelt Versuche, und die vollkantige Schwellengattung behauptet ausschließlich das Feld.

An den geteilten Schwellen wechseln quadratische mit rechteckigen Füllungen ab, erstere über, letztere zwischen den Balkenköpfen gelegen. Da in dieser Periode die Entfernungen der Ständer zunehmen, die Fenster breiter werden, so wachsen



Fig. 124.



Fig. 125.



Fig. 126.

gleichzeitig auch die großen Felder und die Ornamentenmotive nehmen eine mehr langgestreckte Gestalt an, oder das Grundmotiv wird wiederholt.

Von den vielen köstlichen Flächenfüllungen mit symmetrischen Mustern, welche Hildesheim besitzt, haben wir in beistehenden Figuren einige Beispiele wiedergegeben (Fig. 124, 125, 126 u. 128). Trotz der einfachen Technik wirkt dieser Flächenschmuck vortrefflich durch die glückliche Verteilung der Zierformen. Der Reiz der Komposition beruht vornehmlich in einem gefälligen Linienzug der ganz im Sinne von eingelegter Arbeit erfundenen Motive. Die Musterung hat entweder einen strengen geradlinigen Zug oder sie bewegt sich rankenartig in Wellenlinien (Fig. 126), bei denen indes auch wieder eine gewisse Symmetrie waltet. In allen Fällen spielt das Blattmotiv eine bescheidenere Rolle gegenüber dem scharf gezeichneten Linienpiel der Ranke, das nicht selten sogar geometrische Figuren nachahmt und hierdurch der ganzen Ornamentik ein eigenartiges Stilgepräge verleiht. Die kleineren quadratischen Flächen sind mit Rosetten, Tierköpfen, in vereinzelt Fällen auch mit Quadersteinnachbildungen ausgelegt.



Was für die geteilten Schwellen gilt, kann für die ungeteilten nur wiederholt werden; an ihnen finden die nämlichen Musterungen Verwendung (Fig. 128), nur mit dem Unterschied, daß der faumartige Charakter vortritt, da die Teilungsstücke fehlen. Ein einziger abweichender Fall ist uns in Horn (Lippe-Detmold) bekannt (Fig. 129). Hier trägt der Schwellbalken einer 1599 aufgeführten Auslucht des Hauses Nr. 48 Figurenornamente, die ihrer Formenbildung nach der vorigen Periode angehören und an die auf Seite 61 beschriebenen Schwellen Hildesheims aus der Mitte des 16. Jahrhunderts erinnern.

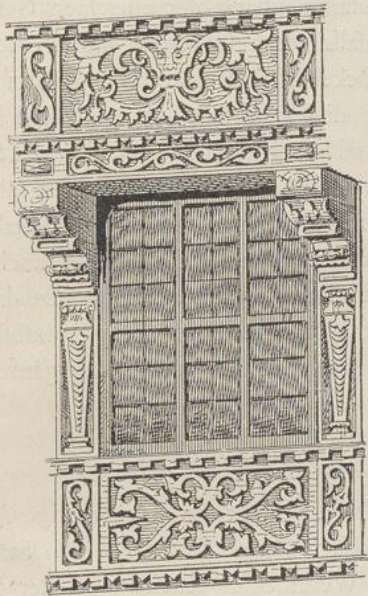


Fig. 127.

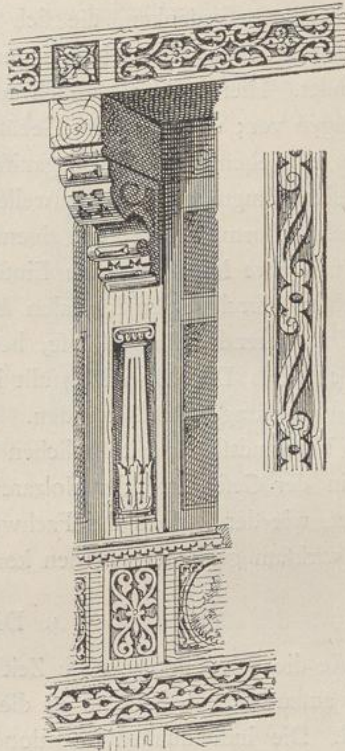


Fig. 128.

Werden der Schwelle Profileleisten vorgenagelt, so erfolgt dies nur an der oberen, nicht, wie in der Mischstilperiode, auch, an der unteren Kante; diese bleibt vielmehr ganz schlicht. Im großen und ganzen bleibt der Charakter der Schwelle als Balken



Fig. 129.

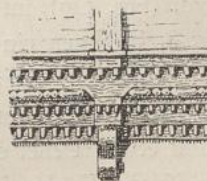


Fig. 130.

gewahrt; die vorgenagelten Zahnschnitt- und Konsolenplatten tragen nur dazu bei, die Schwelle von den oberen Holzflächen zu trennen; sie werden auch ausschließlich in Verbindung mit vorspringenden Platten, die scheinbar von ihnen getragen werden, verwendet.

Beispiele dieser Art finden sich in Höxter, Holzminden, Bevern, Polle und am durchgeführten am Rathause zu Blomberg, einem imposanten Fachwerksbau mit

Lachner, Holzarchitektur.



drei Giebeln vom Jahre 1587, an welchem fast alle Konstruktionsteile mit Zahnschnittplatten überzogen sind, die in übertriebener Weise die horizontale Linie betonen. Die Schwelle ist zur Hälfte von einer unverhältnismäßig hohen Platte mit Zahnschnittreihen bedeckt und unter dem Ständer vorspringend (Fig. 130), als selbständiges Konstruktionsglied behandelt.

Schließlich haben wir hier noch einer ganz vereinzelt dastehenden Ausbildung der Schwelle zu gedenken, die sich an der Altstädter Schenke zu Hildesheim, Hoherweg Nr. 1804, einem imposanten, 1612 erbauten viergeschoßigen, Fachwerksbau, findet. Hier kragen nämlich nicht die ganzen Geschoße, sondern nur die Balkenlagen vor; um aber dem Gebäude den gewohnten Schmuck von Füllhölzern nicht zu entziehen und einen organischen Zusammenhang der einzelnen Geschoße herzustellen, kragte man die Schwellen ebenfalls vor und verlieh ihnen eine oben abgerundete Form, wie sie etwa einem Steinsockelabluß zukommt. Zudem unterbrach man ihre Mitte, um die Eintönigkeit dieser großen, abgerundeten Fläche aufzuheben, durch einen schmalen Abfatz und arbeitete ihr, gleichsam als Schutz für die vortretenden Balkenköpfe, besondere Vorsprünge, Verkröpfungen ähnlich, an (s. Tafel IV). Die Schwelle erfüllt in diesem Falle den Dienst eines Schutzbrettes für die vorgekragten Balkenenden. Ihre äußere Form zeigt deshalb auch eine gewisse Verwandtschaft mit ähnlichen Konstruktionen. Ohne Frage besitzt das Gebäude in der Geschichte der Holzarchitektur eine gewisse Bedeutung, insofern es bekundet, wie der Aufbau des Fachwerkhäuses auch ohne Vorkragung ganzer Geschoße wirksam gegliedert werden konnte.

#### 4. Die Ständer.

Wie die Schwellen je nach Zeit und Ort eine sehr verschiedenartige Ausbildung aufzuweisen haben, so ist dies in noch höherem Maße bei den Ständern der Fall. Die individuellen Intentionen der Werkmeister scheinen bei der Formbildung derselben noch weit weniger durch überlieferte Regeln eingeengt zu sein.

Vom nackten Pfosten, den kein Schnitzmesser berührte, bis zu dem reichst gegliederten zur Säule oder Karyatide umgewandelten Ständer finden wir alle möglichen Zwischenstufen der Ornamentierung vertreten.

Fast ohne allen Schmuck stellen sich uns die Ständer der Halberstädter Gruppe vor (Fig. 149); im günstigsten Falle, wie z. B. am Schuhhof oder am Holzmarkt Nr. 8, ist ihnen ein rechteckiges Feld mit schlichter Profilierung und eigenartigen Kreisornamenten eingestochen; sonst gleichen sie in ihrer Einfachheit, abgesehen von der über sie verkröpften Fensterprofillatte, ihren gotischen Vorgängern.

Schon etwas reicher erscheint die Form in Braunschweig. Durch die Fensterprofillatte ist die Fläche in zwei Hälften geteilt, von denen die untere entweder ein Metallornament (s. o. Fig. 121) ziert, oder ein nischenförmiges (Fig. 131) von gedrehten Schnüren eingefasstes Feld. Dasselbe Motiv in rechteckiger Gestalt dient auch zur Belegung der oberen Hälfte; häufiger wird dies jedoch mittels stumpf abschließender, gedrehter Schnüre, deren meist vier neben einander liegen, erreicht.

Ihre vielseitigste Ausbildung hat die Ständerfläche ohne Frage in Hildesheim erfahren. Ganz nackte Ständer kommen hier so gut wie gar nicht vor, auch das in Braunschweig übliche Schema hat keine Parallele aufzuweisen. Dafür treten



Säulen und Stützenformen jeglicher Art vor die Ständerflächen, um die Bedeutung der Ständer als stützende Glieder hervorzuheben.

Die Ständer wurden hier wie allerwärts durch vorge nagelte Fensterprofillatten einer Zweiteilung unterworfen, so daß der untere Teil einem Postamente gleicht, dem weiter nichts als das Sockelglied mangelt. Die Fläche des Pseudo-Postaments wird als ein Feld behandelt, auf dessen tiefer liegendem Grunde ähnliche Ornamente sich abheben, wie wir sie an den Schwellen angetroffen und oben ausführlicher beschrieben haben.

Das obere längere Stück des Ständers erscheint ebenfalls als ein umrahmtes Feld, auf dessen Grunde die Form einer Säule hervortritt, die meist als sogenannte Kandelabersäule gebildet ist. Diese besteht aus einer ionischen Säulenbasis, einem breiten, tulpenförmigen Kelch, dem ein schlanker, sich nach oben verjüngender Stamm entspringt, und einem korinthischen Kapitäl (Fig. 132). Flach eingeschnittene Kanelluren verstärken ihre aufstrebende Tendenz. Den Kelch bilden drei lange, dem Stamme angeschmiegte, mit leichten Einschnitten versehene Blätter. Das Kapitäl stellen drei Akanthusblätter und drei rechtwinklig zu einander gerichtete Voluten her, von denen die mittlere aus der Ständerfläche hervorzutreten scheint. Das Relief ist ziemlich flach gehalten und gewöhnlich kaum einige Centimeter tief eingebildet. Diese Säulenbildungen haben, wie man sieht, keine eigentlich konstruktive, sondern nur eine symbolische Bedeutung. Sie deuten die Funktion der Ständer an, bringen sie aber, da sie nur als Füllung eines umrahmten Feldes erscheinen, nicht zum vollen Ausdruck.



Fig. 131.

Faßt alle Hildesheimer Renaissancebauten, welche der Zeit zwischen 1595 und 1625 angehören, haben die Kandelabersäule in der eben beschriebenen Gestalt aufzuweisen; mit großer Beharrlichkeit hängt man an der einmal lieb gewonnenen Gestalt fest; nur daß sie je nach der Ständerlänge bald schlanker, bald gedrungener erscheint. Selbst an Eckständern, die bislang stets schmucklos blieben, wurde dieser Zierat verwendet und kommt hier sogar ohne Einrahmung in der Gestalt wirklicher Säulen vor. In solchem Falle wird die Ecke durch eine  $\frac{3}{4}$  Kreisumfang messende Rundsäule abgerundet; die Ständer enden jedoch vollkantig, um die Zapfenverbindung mit den angrenzenden Holzteilen zu ermöglichen.

An Stelle der Kandelabersäule kommen übrigens wohl auch hin und wieder anders geartete, säulenartige Zierstücke vor, auf die wir weiter unten zurückkommen.

Weniger häufig, aber sehr mannigfaltig in der Form erscheinen die hermenartigen Pilaster, von denen wir unseren Lesern in den Figuren 133, 134, 135 eine kleine Auswahl vorsetzen. Der auf einem breiten Sockel sich entwickelnde und nach oben verbreiternde Schaft trägt ein quadratisches Glied, auf dem der meist durch



ein Riemchen umschlossene Hals des Pilasters aufsetzt; das Kapitäl ist gewöhnlich in ionischer Weise gebildet. Das zwischen Schaft und Hals eingeschobene quadratische Glied ist ein durchaus holztechnischer Gedanke und verwischt den Charakter des Pilasters. Auch die Füllung des oben und unten durch ein Profil abgegrenzten Feldes, bald durch eine Rosette, bald durch eine Maske u. f. w. bewirkt, widerspricht der vertikalen Tendenz des Pilasters, die an dem Schaft durch Kanelluren, durch ein Schuppenornament und dergleichen zum Ausdruck kommt.

Ganz eigenartig und ohne jedwedes Seitenstück steht die Ständerbehandlung an dem prächtigen Hause des Marktplatzes Nr. 385 da. An den Ständern des ersten Geschosses sind statt der einfachen Kandelabersäule gekuppelte Säulen mit selbständigen Postamenten (Fig. 136) und an den Ständern der obe-

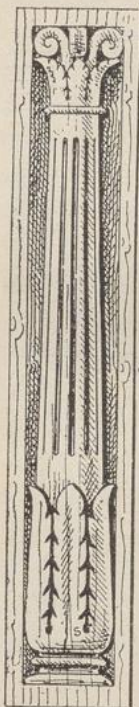


Fig. 132.

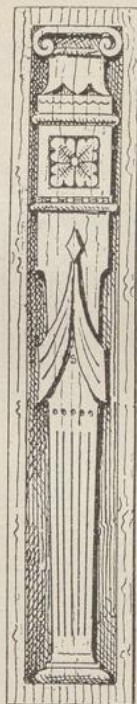


Fig. 133.

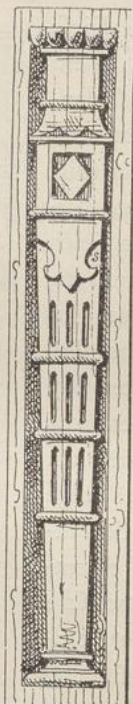


Fig. 134.

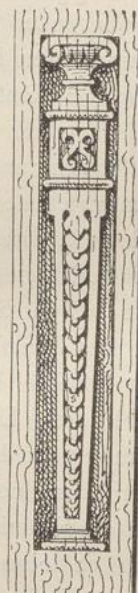


Fig. 135.



Fig. 136.

ren Stockwerke gekuppelte Pilasterhermen eingestochen, wodurch einesteils der Einzelform ein schlankeres Verhältnis verliehen, andernteils das Gefühl der Festigkeit erhöht wird. Die unteren Ständerteile weichen an diesem Hause gleichfalls von der gebräuchlichen Verzierungsweise ab; auf der Ständerreihe des ersten Geschosses sind Delphine, auf jenen der obren Geschosse Brustbilder als Zierstücke verwendet.

Wie sich die säulen- und pilasterartigen Zierformen ausnehmen, wenn die Ständer nicht durch Profilleisten eingeteilt sind, führt uns beistehende Figur 137 (Marktstrasse Nr. 78b) vor. Hier ragt ein Thorständer über das Zwischengeschoss hinaus und zeigt nach einander, der jeweiligen Höhenlage entsprechend, auf seiner Fläche die verschiedenartigsten Motive. Zu unterst erscheint eine kräftige, reich verzierte Säule mit Tücherbehang und ornamentirtem Fuß, darauf folgt eine Pilasterherme und darüber endlich ein Flachornament, das als Füllung eines Postaments für die Ständerfortsetzung in dem andern Geschosse aufgefäst werden muß, aber ebenso gut auch an einem anderen Konstruktionssteile und in einer anderen Lage





Verlag v. E. A. Seemann in Leipzig.

1.

HILDESHEIM.

1. Von der Neustädter Schenke.



2.

Lith. Anst. v. J. G. Pritzsche in Leipzig.

2. Von der Altstädter Schenke.







hätte Verwendung finden können. Dieses Beispiel illustriert sehr drastisch die naive Willkür, mit welcher die Handwerksmeister die Motive des Steinbaues auf Holzflächen übertrugen, welche ihrer struktiven Bedeutung nach eine ganz andere Ornamentierung verlangen.

Trotz aller ästhetischen Bedenken jedoch, die man gegen diese an sich geschmacklose Verzierungsweise geltend machen kann, muß doch anerkannt werden, daß der Gesamteindruck der in dieser Weise ornamentierten Renaissancehäuser ein ungemein malerischer und gefälliger ist. Er wird es in noch weit höherem Maße gewesen sein, als noch die Farbe, ein kräftiges Rot und ein entschiedenes Blau, das Schnitzwerk schärfer aus dem Grunde hervorhob.

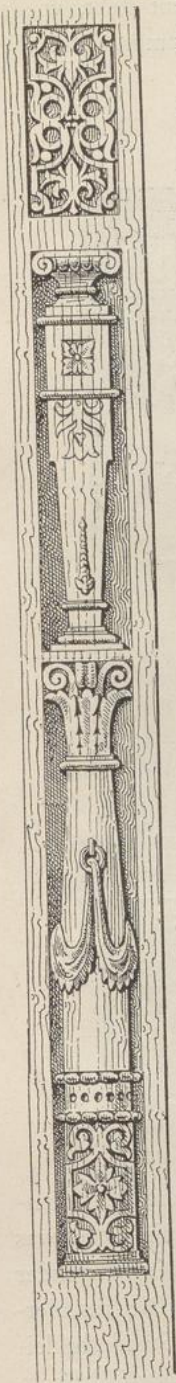


Fig. 137.



Fig. 138.



Fig. 139.

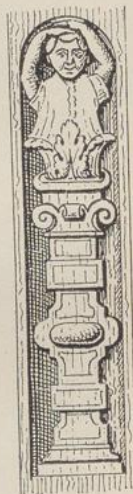


Fig. 140.

Noch mannigfaltiger als bei den Pilasterhermen erscheint das Spiel mit den Renaissanceformen bei der figürlichen Ornamentierung. Es gelingt kaum zwei derartige Füllungen zu finden, die sich einander gleichen; nicht selten kommen an einem und demselben Hause an die zwanzig verschiedene Zusammenstellungen von menschlichen Oberkörpern mit Hermenfüßen vor. In der Regel erscheint der Grund, aus dem sie herausgearbeitet sind, als nischenartige Vertiefung mit halbrundem Abschluß, so daß sie noch mehr als die Säulen rein dekorativ wirken.

In höchst ergötzlichen Bildungen führen sie uns sowohl Kinder- und Männer-, als auch Frauengestalten vor. Zu welchen sonderbaren Mißbildungen man bei der Gestaltung des Sockels, bez. des Schaftes verstieg, mögen beistehende Figuren 138, 139, 140 verdeutlichen. Die reichhaltigste Musterkarte dieser Art von Zierformen liefern ohne Frage die Erdgeschosßständer der Neustädter Schenke, von denen uns Figur 141 ein Beispiel vor Augen führt. Dem hier dargestellten Eckständer ist auf der einen Seite ein geflügeltes Meerweibchen eingestochen, dessen Haare, ähnlich einem Tannen-



zapfen, in ein korbförmiges Kapitäl übergehen; unten verläuft es in einen mit Schuppen überzogenen Hermenschaft, dessen Fuß auf einem schlanken Postamente aufliegt. Dieselbe Anordnung, welche die Herme auf ein Postament stellt, wiederholt sich bei allen anderen Ständerverzierungen dieses Gebäudes, kommt aber anderweitig nicht vor.

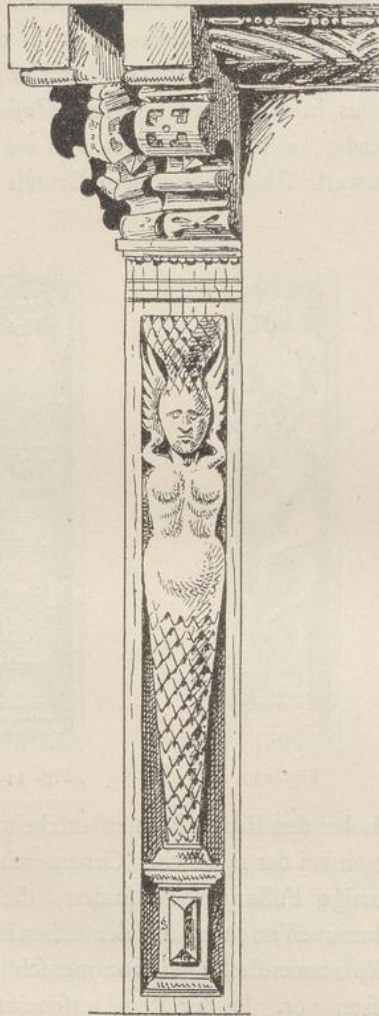


Fig. 141.



Fig. 142.



Fig. 143.

Ganz verschieden davon sind die Hermen an der früheren Ratschenke, Hoherweg Nr. 1804, behandelt. An diesem Gebäude treten nämlich die Figuren, was sonst nirgends der Fall ist, aus den Ständerflächen frei heraus, so daß ihr tragender Charakter sich deutlicher ausspricht und zu seinem Rechte kommt. Die aus Hermen, Athleten und anderen verwandten Stützbildungen bestehenden Ständerbekleidungen des unteren Geschosses treten direkt mit dem darüber liegenden Gebälk in Verbindung, das sie zu stützen scheinen; unten haben sie besondere Sockelglieder, welche bis zu der weit vorspringenden Fensterprofilleiste reichen, Figur 142 stellt einen Ständer des Erdgeschosses mit einem geharnischten Ritter dar; ähnlichen Gestalten begegnen wir an demselben Stockwerke noch in einer ganzen Reihe. An



den oberen Gefchoffen (Vergl. Tafel IV) find den Ständern stark abgerundete Säulen mit ionifchen und korinthifchen Kapitälern vorgefchnitzt, welche gleichfalls ganz aus dem Grunde hervortreten. Von einem richtigen Stilgefühl zeugen auch die karyatiden- und atlantenförmigen Hermen des Wohnhaufes: Vorderer Brühl Nr. 1036 von etwa 1615 (Fig. 143). Auch fie treten frei aus der Fläche hervor und ihre konftruktive Bedeutung wird zudem durch eine befondere Gliederung über ihrem Haupte klar hervorgehoben, welche aus einer ionifchen Schneckenplatte und einem mit Diamantquadern befetzten und durch Voluten gezierten Zwergpilaster darüber befeht. Die Figuren find teils nackt, teils modifch gekleidet; ihre hermenartigen Leiber find mit allerlei Ornamentenwerk befetzt und fchließen unten mit einer vorgeagelten Sockelprofilleifte ab. Die fchlanken Verhältniffe und die Technik der Schnitzarbeit zeichnen diefe Schnitzwerke vor vielen andern aus. Sie haben nur den einen Fehler, daß fie nicht aus dem Ganzen gefchnitzt, vielmehr aus befonderen Bohlen herausgearbeitet und den Ständern durch Bolzen vorgeheftet find.

Vereinzelte Verfuche, die Ständer in anderer Weife zu dekorieren, trifft man an den Häufern der Dammftraße Nr. 1436, vom Jahre 1615, Nr. 1384 und Andreasplatz Nr. 1772. An den genannten drei Häufern find einzelne Ständer mit rechteckigen Feldern verfehen, auf welchen fich ein zwifchen Ranken und geraden Linien wechfelndes Flachornament bewegt,

das an herabhängendes Schlinggewächs erinnert. Am ausgeprägteften findet fich diefe Verzierungsweife an dem erften Gebäude durchgeführt (Fig. 144); hier überzieht diefer eigenartige Schmuck fämtliche Ständer, zum Teil fogar ihrer ganzen Länge nach, ohne daß eine Teilung mittels Fensterprofillatten erfolgt.

Mit der Befchreibung der Ständerornamentirung in Hildesheim ift der Stoff für Niedersachfen erfchöpft; die anderen in Frage kommenden Städte haben es in diefer Beziehung zu einer felbftändigen, originellen Entwicklung nicht gebracht. Anders verhält es fich mit der Wefer- und Weftfälifchen Gruppe, wo infolge des abweichenden Konftruktionsprinzips (vergl. S. 12 u. 92) fich auch für die Ausbildung der Ständer andere Refultate ergeben mußten. Der Umftand, daß das Zwifchenglied der Kopfbänder zwifchen Ständer und Schwelle in Wegfall kam, ermöglichte es, das dem Steinbau entlehnte fäulenartige Ornament in einer der Bedeutung der Säule mehr entfprechenden Weife anzuwenden, fo daß wenigftens der konftruktive Schein gewahrt wird.

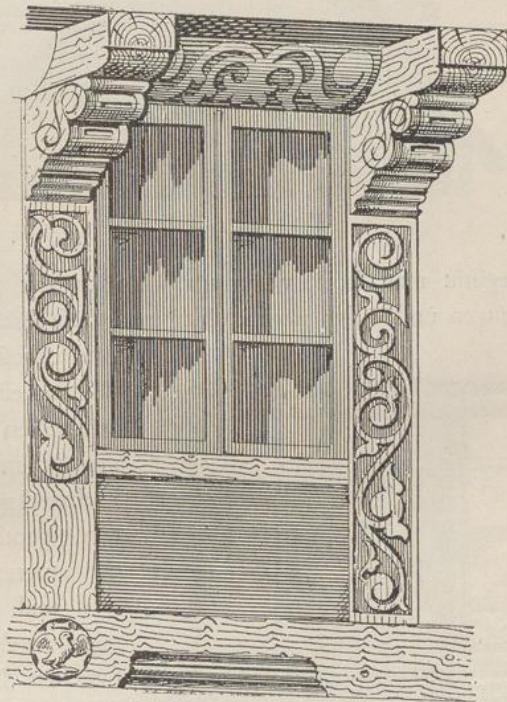


Fig. 144.



In der Anfangszeit der Renaissance bleibt das flache, der Schmiedetechnik entlehnte Ornament bei der Verzierung der Ständer noch fortdauernd in Übung, ebenso hat noch die Neigung Bestand, den untern Teil der Ständer mit den benachbarten Flächen zusammen als ein zusammenhängendes Feld zu behandeln und die ornamentalen Motive über die Fugen hinwegstreichen zu lassen (Fig. 151).

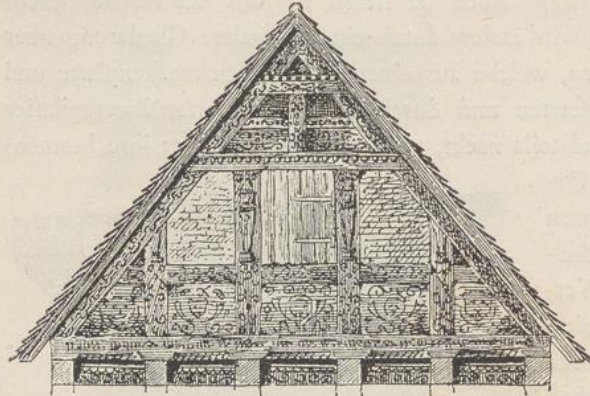


Fig. 145.

beginnt man in Bevern und Höxter mit peinlichster Gewissenhaftigkeit Steinstützen und Säulen nachzubilden und diese Nachbildungen den Ständern anzuflickern.

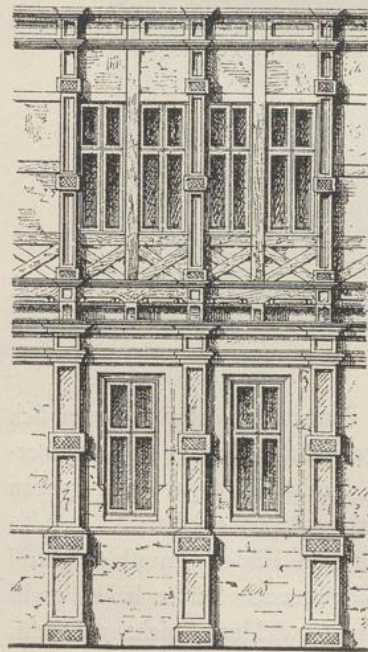


Fig. 146.

Am frühesten tritt diese Verirrung des Stilgefühls an einem 1612 erbauten Hause in Bevern auf, dessen steinernes Erdgeschoss mit Pilaster- und Architravaufbau (Fig. 146) in den oberen Fachwerksgechoffen sich fast getreu wiederholt; den eigentlichen Ständern sind als Fortsetzung der unteren Steinlisenen Scheinständer vorgeetzt und diesen wiederum Holzstücke vorge-nagelt, welche den unteren Rustikaquaden entsprechen. Da jedoch die wirklichen Steinlisenen des Unterbaues grössere Zwischenräume bedingten, als man sie mit den Ständern des oberen Holzbaues einhalten konnte, so liefs man von den letzteren je einen zwischen zwei dekorirten ganz schlicht. Klarer als durch diese Anordnung konnte nicht an den Tag gelegt werden, dafs diese Scheinarchitektur dem Holzbau gewaltfam aufgedrängt worden war. Was die Einzelformen betrifft, so wollen wir hier noch kurz hinzufügen, dafs sowohl Ständer mit Sockeln und ionisirenden Antenkapitälern vorkommen, als auch solche, welche ohne Kapitäl nur durch verkröpfte Profile oben mit dem Scheingebälk in Verbindung treten<sup>1)</sup>.

In Höxter befinden sich ebenfalls zwei Gebäude, das Tillyhaus aus der Zeit

<sup>1)</sup> Es liegt nahe, bei dieser ins Holz übertragenen Säulenarchitektur an die analoge Behandlung der Schrankmöbel zu denken.



von 1630 und ein anderes vom Jahre 1642, welche daselbe Gepräge tragen. Am ersten Beispiele (Fig. 147) sind den oberen Teilen der Ständer halbrunde, kanellierte Säulen mit ionischen Kapitälern und kräftiger Basisbildung, den unteren Postamenten

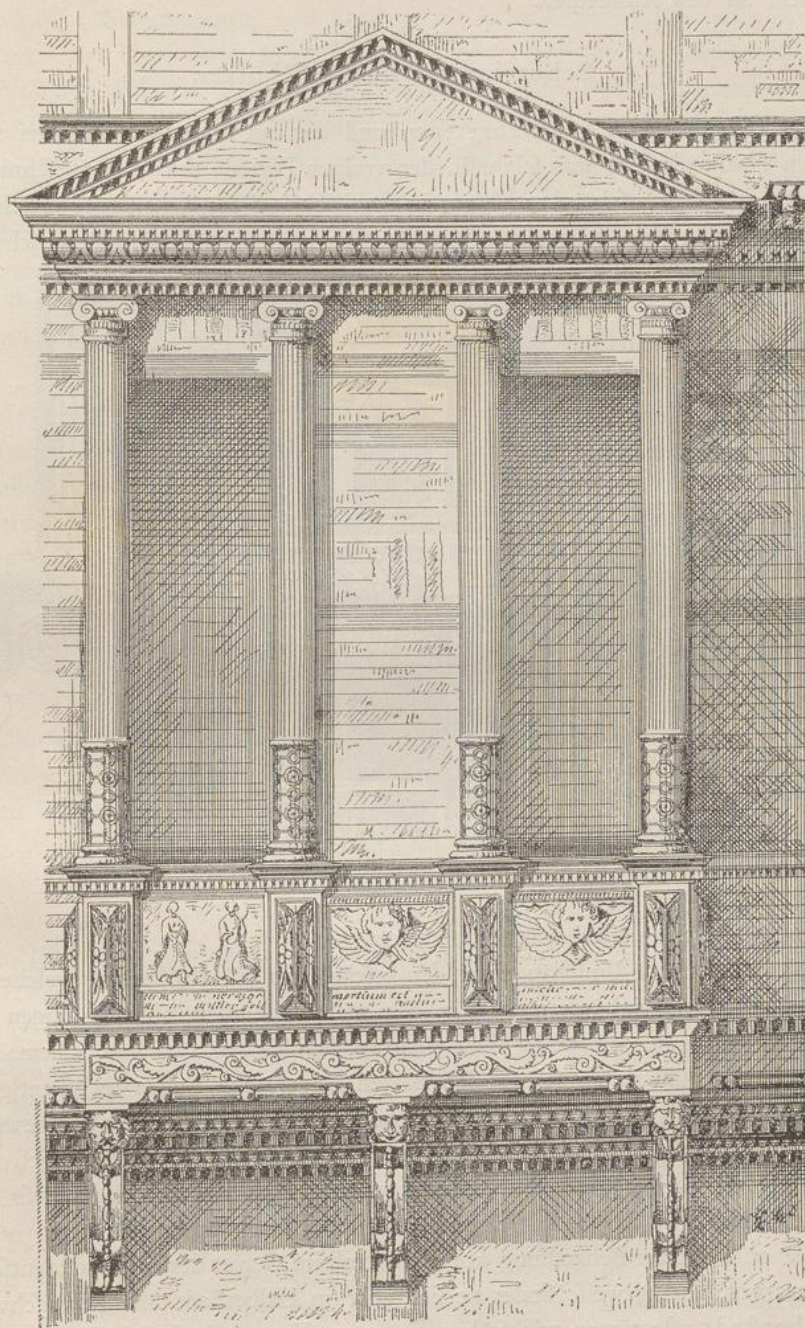


Fig. 147.

Diamantquader vorgeblendet. Das andere Gebäude ist diesem ganz ähnlich, nur haben die Ständerbekleidungen hier die Form eckiger Anten; sonst sind sie auch mit ionischen Kapitälern und Basen nebst Kanelluren ausgestattet.

Lachner, Holzarchitektur.



An diesen Bauten hat der Holzbau alle seine früheren Eigentümlichkeiten eingebüßt, kaum daß man ihn noch als solchen erkennt; der Gesamtaufbau wie die Einzelformen, alles sind Nachahmungen des antiken Tempels, selbst das Tympanon fehlt nicht an den Ausluchten.

### 5. Schutzbretter und Füllhölzer.

Der Gebrauch von Schutzbrettern und der mit ihnen verbundenen schablonierten Flachmalereien war schon in der vorigen Periode durch die geschnitzten Füllhölzer erheblich beschränkt worden; in dem Zeitalter der Renaissance verschwinden die Schutzbretter fast gänzlich. Am längsten hielten sie sich in Braunschweig, wo sie neben den Füllhölzern auch ferner den Platz behaupteten. Sowohl in schräger als auch in horizontaler Lage angeordnet, dienen sie wie früher zum



Fig. 148.

Schutz der Wellerung vorspringender Geschosse gegen die Witterungseinflüsse und sind manchmal, wie am Bohlweg Nr. 47 (Fig. 148), fogar mit geschnitzten Flachornamenten überzogen.

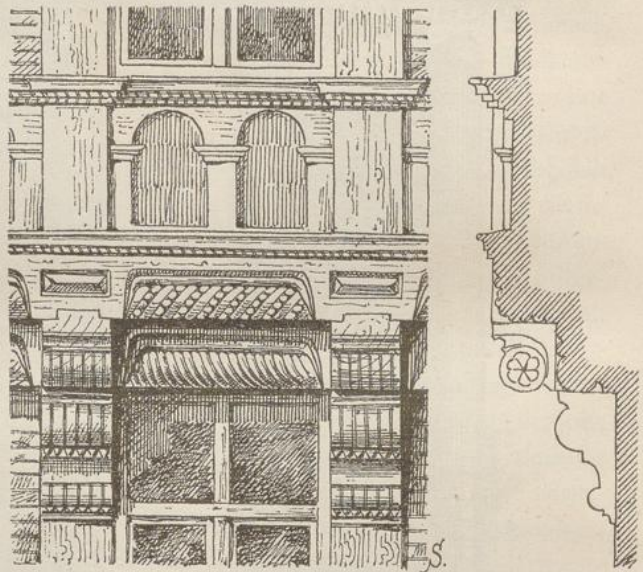


Fig. 149.

Lohnender ist die Umschau unter den geschnitzten Füllhölzern, welche sich nunmehr allerwärts einbürgern und in den mannigfaltigsten Abwechslungen zur Ausführung gelangen. Entweder hielt man an dem bislang üblichen Schema fest, indem man das Füllholz an seinen den Balken eingefügten Enden rechteckig anordnete, oder man gab ihm, wie dies vereinzelt auch schon früher der Fall gewesen, eine nach unten abgerundete und mit Schnüren besetzte Form, oder endlich man verwandelte es in eine Reihe von einander vorgeschobenen Profigliedern, so daß der Querschnitt etwa die Gestalt eines abgetreppten Dreiecks ergibt.

Die erste Art der Behandlung kommt überall im Gebiet des nordwestdeutschen Holzbaues vor, vorzugsweise findet sie sich aber in Halberstadt und Braunschweig. In Halberstadt pflegt man wie früher die untere Kante mittels Schiffskehlen oder Schnürrollen zu beleben (Fig. 149). In Braunschweig füllte man die Schiffskehlen durch aneinandergereihte parallele Schnüre, welche nach der Kante spitz zulaufen und von eingeschobenen Perlen wirksam unterbrochen werden (Fig. 122). An der Schützenstraße Nr. 34 zierte außerdem noch eine flache Nachbildung einer



Perlenschnur die lotrechte Füllholzfläche. In einem Falle, an der Südstraße Nr. 4, kommt das Füllholz sogar noch einmal in der ältesten Form vor, bei welcher die untere Kante nischenförmig ausgeschnitten ist (Fig. 131). An dem genannten Hause füllen in der zierlichsten Weise geflügelte Engelsköpfchen diese Hohlkugelflächen. Dieselbe Füllholzausschneidung tritt übrigens als vereinzelt Beispiel auch an einem 1601 erbauten Hause in Lemgo auf, unterscheidet sich aber von dem Braunschweiger Vorbilde dadurch, daß die Holzfläche von einem breiten Blattmotiv bedeckt wird und unten mit einer Blattschnur abschließt.

Abgerundete Füllhölzer finden sich vornehmlich in Hildesheim, Halberstadt, Münden, Lemgo und einigen hessischen Städten. In Hildesheim und Halberstadt werden die Sichtflächen von schräg gegen einander laufenden Schnürrollen belebt, die, wie an der Neustädter Schenke der erstgenannten Stadt (Fig. 141), zuweilen von Perlenschnüren begleitet werden. In Münden und Kassel hat das Füllholz die gleiche Gestalt, wie die auf Seite 95 beschriebene Schwelle, nähert sich also mehr der flachen Braunschweiger Weise. In Hildesheim und Münden finden sich abgerundete Füllhölzer, die mit Flachornamenten verziert sind. In Lemgo sind die Schmuckformen noch reicher entwickelt; das Ornament wird plastisch und nimmt selbst figürliche Elemente auf (Breitestraße Nr. 3). Diese Stadt zeichnet sich überhaupt durch die schöne Formbildung der Füllhölzer besonders aus. Als Beispiele seien erwähnt die Häuser: Breitestraße Nr. 1 und Nr. 4, Neuestraße Nr. 98. Außer den beiden in Fig. 150 wiedergegebenen Motiven kommen an anderen Füllhölzern desselben Hauses Fische und Drachen, ja selbst ein liegender Bogenschütze vor.

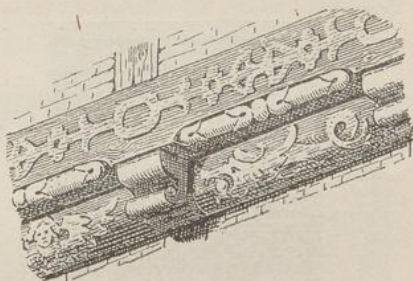


Fig. 150.

Weniger einer Füllung als vielmehr einer Gefüßbildung gleichen die aus Platten, Zahnschnitten, Konsolenreihen, Blätterwellen und anderen Profilgliedern zusammengesetzten Füllhölzer der dritten Gattung, welche hauptsächlich in Hildesheim, Hörter, Bevern, Polle und anderen westlich gelegenen Städten vertreten ist. Sie erwecken die Vorstellung, als ob sie dazu dienten, die Schwelle des vorkragenden Geschosses zu tragen, als bildeten sie stützende und nicht, wie es doch tatsächlich der Fall, ausfüllende Konstruktionsglieder. In den Einzelformen zeigen sie mannigfache Abwechslung; oft bestehen sie nur aus mehreren einander vorgehobenen Zahnschnittplatten (Fig. 147), dann wieder aus solchen im Wechsel mit herabhängenden, breitlappigen Blätterwellen; auch kommen kleine Konsolenreihen unter Plattengliedern vor; Perlenschnüre fehlen natürlich auch nicht. So zerfallen die Füllhölzer oft in vier oder fünf verschiedene einander vorgefetzte Reihen, deren bunter Wechsel, unterstützt von einer wirksamen, die tragenden und getragenen Glieder unterscheidenden Farbengebung eine prächtige Schattenwirkung ergibt (Tafel IV).

Sonderbarerweise finden sich an manchen Gebäuden alle drei von uns charakterisirten Füllholzgattungen vereinigt vor, wenn auch jede auf ein besonderes Stockwerk beschränkt ist.



Als eine gänzlich vereinzelt dastehende Füllholzbildung haben wir schliesslich noch jene an der Ratschenke zu Hildesheim hervorzuheben (Taf. IV), wo die Füllhölzer, dem gesamten Aufbau entsprechend, in Gestalt grosser Hohlkehlen unmittelbar mit den Schwellen in Verbindung stehen und mit jenen gemeinsam ein für sich bestehendes Gesimse zu bilden scheinen. Zu ihrer Dekoration dient ein Flachornament, unten schliessen sie mit Rundstäben und Hohlkehlen ab.

#### 6. Fensterlatten und Riegelbänder.

Als vorzügliches Mittel, um die Wandfläche durch horizontale Linien zu gliedern, blieb die Fensterprofillatte in ihrem alten Rechte. Sowohl verkröpft als auch ohne Unterbrechung streicht sie über die Ständer hinweg, je nachdem diese mehr oder weniger aus der benachbarten Wandfläche hervortreten. Dem Formgefühl der Re-

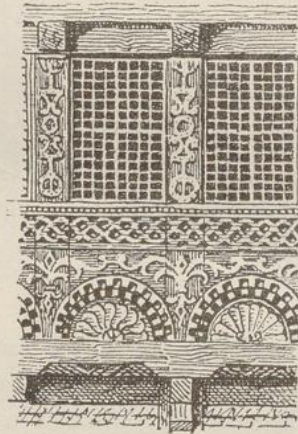


Fig. 151.

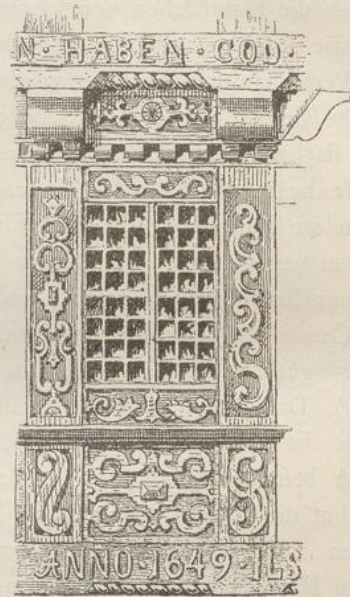


Fig. 152.

naissance entsprechend haben sie die Form von Gesimsen angenommen, die aus einer Platte und entweder einer Blätterwelle oder einer Zahnschnittreihe besteht. Nur in Braunschweig gelangte selbst an diesen Dekorationsteilen das dort überall unvermeidliche flach gewundene Schnuornament zur Herrschaft.

Ornamentirte Fensterriegel lassen sich in Niedersachsen nicht nachweisen; in den höchst seltenen Fällen, wo man ihnen keine Profillatte vornagelte, blieben sie ohne weiteres Schnitzwerk. Dafür sind sie im Lippe'schen und in Westfalen desto gebräuchlicher, während anderseits vorge nagelte Latten dort zu den Seltenheiten zählen. Die aus Flechtbändern, Metallornamenten und anderen Motiven bestehenden Schnitzereien gehen nicht selten ohne Unterbrechung über die Ständerflächen hinweg (Fig. 151). Hin und wieder begegnet man wohl auch Profillatten unterhalb der Fensterriegel (Fig. 152). Die gleichen Muster dienten übrigens auch dazu, die Sturzriegel, oder, wenn solche nicht vorhanden waren, die Rahmholzschnellen zu beleben. Es kann überhaupt als ein hervorragendes Merkmal der Lippe-westfälischen Gruppe mit Salzuflen und Lemgo an der Spitze gelten, dass man in der Renaissanceperiode gerade diesen Konstruktionsteilen eine erhöhte Aufmerksamkeit zuwandte (vergl. die Figuren 145 und 151).



Eine besondere Eigentümlichkeit besitzen die Braunschweiger Holzbauten in ihren ornamentierten Riegelbändern. Entgegen der sonst allgemein üblichen Einkleidung der Fensterbrüstungen mit vollständigen Platten, oder wie an der Weser mit sich kreuzenden schrägen Riegelhölzern, hat die Braunschweiger Bauart das dreieckige Riegelband beibehalten und ihm einen selbständigen Schmuck verliehen; hat also, ohne von der früheren Konstruktion abzuweichen, nur die unorganische Art der Ornamentierung beseitigt. Die Fächerrosette wurde abgedankt und durch einfache für sich abgeschlossene Flachornamente ersetzt, sei es in Gestalt eines leichten Rankenzuges, sei es durch Metallformen (Fig. 122). Eine solche Behandlung findet sich fast nirgends wieder, nur einige sich von den Ständern frei abhebende, gleichermaßen verzierte Riegelbänder in Salzzuffeln können allenfalls hier noch genannt werden.

#### 7. Fensterbrüstungsplatten.

Der schon in der vorigen Periode aufgekommene Gebrauch, die Felder unter den Fenstern mit Holzplatten zu decken, wird nunmehr allgemeine Regel; nur in einzelnen Gegenden, wie in Braunschweig und im Weserthal, hielt man an der Verriegelung mittels schräger, mitunter auch sich kreuzender Holzstücke (Fig. 146) fest, eine Behandlungsart, die in ornamentaler Hinsicht kein besonderes Interesse bietet. Ihrem wandbildenden Charakter entsprechend treten die Brüstungsplatten meistens



Fig. 153.

um einige Centimeter hinter die konstruktiven Bauglieder, in die sie sich einfügen, zurück und werden demgemäß in selbständiger Weise dekorirt. Für gewöhnlich finden wir sie als wirkliche Bildertafeln behandelt und teils mit Figuren, teils mit Flachornamenten ausgefüllt, doch kommen auch ganz schmucklose Platten vor.

In einigen Weser- und Harzstädten, so insbesondere in Salzzuffeln, Lemgo und Goslar, bleibt an diesem Bauteile das Fächerornament bis tief in das 17. Jahrh. in Übung, mitunter (z. B. in Goslar u. Osnabrück) zu einem ganzen Kreise ergänzt oder auch in der Weise des in Ostfriesland insbesondere bei der Verzierung der Mangelbretter üblichen Kerbschnittornaments entwickelt. Die eigentümlichsten Fächerrosetten finden sich im Lippe'schen; in Salzzuffeln z. B. sind einzelne mit einem Zahnschnittkranz umzogen (Fig. 151) und treten ihres größeren Umfangs wegen auf die in diesem Falle in gleicher Ebene liegenden Ständerflächen hinüber.

Die Fächerrosette bildet während der eigentlichen Renaissanceperiode die Ausnahme, an ihre Stelle tritt fast durchweg das Flachornament. Dasselbe ist fast ohne Ausnahme zu den Hauptachsen symmetrisch geordnet und besteht größtenteils aus Rankenwerk, Spirallinien und Bandverfählungen, ähnlich denen, welche an den Schwellen vorkommen. Die formvollendetsten Motive dieser Art finden sich am Erdgeschoß der Neustädter Schenke in Hildesheim (Fig. 153), man sieht hier, daß der Bildschnitzer eifrig bemüht war, eine gleichmäßige Verteilung der Massen zu erzielen und durch ein lebendiges Linienpiel immer neue Muster zu erzeugen.



Von 1620 ab beginnt das scharfgerandete Flachornament einer mehr naturalistischen Musterung zu weichen. Schnüre mit Quasten, Blumen und andere der Textiltechnik entlehnte Motive greifen Platz; bei etwaigen Überschneidungen der Formen scheute man sich nicht, aus der Hauptebene zu rücken, ohne es doch zu einer wirklich plastischen Technik zu bringen. Dergleichen Brüstungstafeln sind zwar nicht in grosser Anzahl vorhanden, doch lassen sie sich vereinzelt überall nachweisen (Fig. 154); sie bezeichnen den Übergang zu dem Zeitalter des Barockgeschmacks.

Figürliche Darstellungen trifft man an den Brüstungsplatten zwar in mehreren Städten vereinzelt an, eine durchgängige Regel bildet diese Zierweise aber nur in Hildesheim. Man geht nicht zu weit, wenn man sie geradezu als eine der hervorstechendsten Eigentümlichkeiten der Hildesheimer Holzarchitektur bezeichnet. Die Ideenkreise, in denen sich die Bildschnitzer bei diesem figürlichen

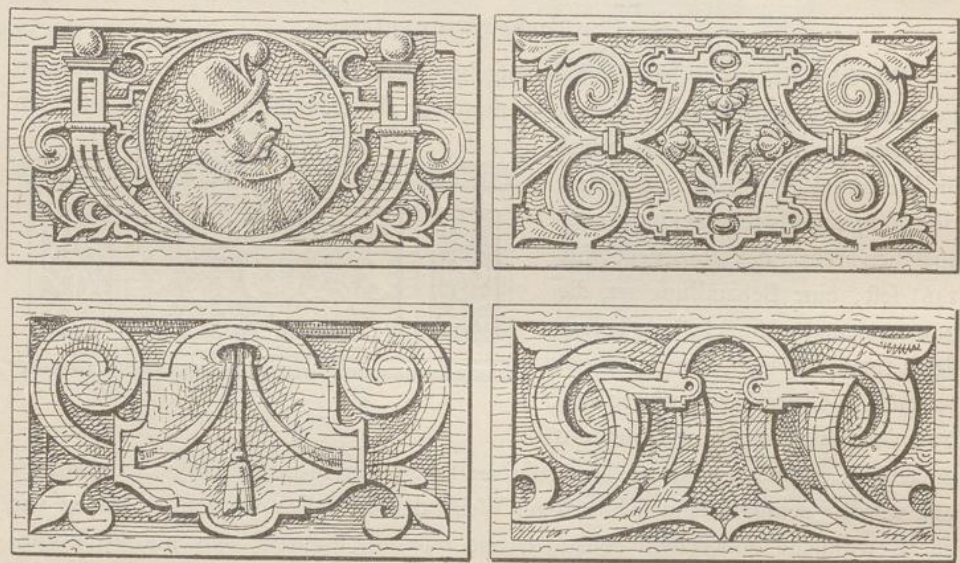


Fig. 154.

Zierwerk bewegen, sind selbstverständlich ganz dieselben, denen man auch bei der Steinarchitektur und bei dem Schmuck von Schrankmöbeln begegnet, und die uns zum Teil schon aus der Schilderung der älteren Holzornamentik (f. S. 40) bekannt sind. Das früheste Beispiel dieser Behandlung der Brüstungsflächen bietet die Ratsapotheke in Hildesheim, nachweisbar eine der ältesten Apotheken Deutschlands, die bereits um 1579 dem gleichen Zwecke diente. An diesem Gebäude befinden sich zwischen leeren oder mit Inschriften angefüllten Platten sechs Tafeln mit allegorischen weiblichen Figuren. Auf der ersten Tafel thront, mittels einer Wage gekennzeichnet, Frau Justitia; auf der zweiten weist die Inschrift «Pax» auf die Bedeutung der einen Palmenzweig tragenden Jungfrau hin; die Figur auf der dritten Platte hält eine Harfe und ist mit «Auditus» als Personifikation des Gehörs bezeichnet; auf der vierten Tafel finden wir die Überschrift: «Tactus» (Gefühl) über einer Figur, die einen Falken trägt; die fünfte Tafel (Fig. 155) zeigt eine weibliche Gestalt (Olfactus), welche ein Füllhorn mit Blumen an die Nase führt, die roh stilisierten Bäume und der nicht minder ungefüge Hund sind eine Abbeviatur des Parkes, in



welchem die Gestalt lagernd gedacht ist; auf der sechsten Platte erscheint im Hintergrunde eine Landschaft mit einer Stadt. Der vorn lagernden mit Essen beschäftigten Figur ist ein Affe beigelegt; die Überschrift lautet: «Gustus» (Geschmack). Zweifellos befanden sich ehemals an Stelle der anderen jetzt schmucklosen Platten dergleichen mit ähnlichem Schnitzwerk, darunter höchstwahrscheinlich noch die Darstellung des fünften Sinnes, Visus, das Gesicht. Ob mit diesen allegorischen Darstellungen auf die Benutzungsweise des Gebäudes hingedeutet werden sollte, oder ob eine solche Ideenverbindung fehlte, mag dahingestellt bleiben. Erklären ließen sich die Bürger-tugenden der Gerechtigkeit und Friedfertigkeit aus dem Umstande, daß in dem Hause ein Sitzungszimmer für die Vertreter der Bürgerschaft sich befand, während die fünf Sinne auf die Aufgabe der Apotheke, der Gesundheit des menschlichen Körpers zu dienen, hinweisen.

Diese Neuerung in der Verzierungsweise fand bald Nachahmung, und das figürliche Schnitzwerk wurde rasch so beliebt, daß es fast an keinem Hause mehr fehlen durfte. Man beschränkte sich aber nicht allein auf allegorische Figuren, der Trieb, Neues zu schaffen, griff auch auf andere Vorstellungskreise über, indem man neben mythologischen Figuren entweder Brustbilder historischer Personen oder Szenen des alten und neuen Testaments oder auch fittenbildliche Darstellungen



Fig. 155.

aus der Fläche herausschnitt. Daß hierbei die Technik manchmal zu einer recht handwerksmäßigen herabfank und häufige Wiederholungen nicht ausblieben, kann nicht besonders auffallen, wenn man die große Zahl solcher Schnitzereien berücksichtigt; jedoch ist anzuerkennen, daß auch manche vorzügliche Leistungen an Form und Technik nichts zu wünschen übrig lassen. Mitunter belebt ein Zug gesunden Humors das frostige Wesen der Allegorie, und es fehlt dabei nicht an drastischen Einfällen. Belege dieser volkstümlichen Verkörperung von Renaissancegedanken finden sich u. a. an dem Hause Braunschweiger Straße Nr. 612, wo die Allegorie der fünf Sinne in durchaus fittenbildlicher Weise zum Ausdruck kommt.

Besonders häufig kehrt die Darstellung der bürgerlichen und geistlichen Tugenden durch allegorische weibliche Figuren in Verbindung mit Symbolen und Attributen wieder. Justitia, Fortitudo, Prudentia, Temperantia, Patientia, Pax, Pietas, Veritas, Labor, Candor, Concordia, Diligentia, Dilecto, Parsimonia und Humanitas sind an den meisten Häusern jener Zeit in ähnlicher Weise, wie sie Figur 156 wiedergibt, zu finden; ebenso häufig treten Caritas, Fides und Spes auf; Figur 157 giebt ein Beispiel hierfür. Wunderlicherweise kommt es auch vor (Wedekind'sches Haus, Marktplatz Nr. 398), daß die Laster als Avaritia, Pigritia, Superbia, Gula, Invidia, Ira und Opulentia die Stelle der Tugenden einnehmen. Daß neben den Tugenden auch die freien Künste und die Wissenschaften allegorisiert wurden, bedarf wohl nicht noch der Erwähnung.

Nicht minder beliebt waren die als römische Gottheiten symbolisierenden Planeten und Himmelskörper Sol, Luna, Jupiter, Saturn, Mars, Merkur und Venus. In voll-



endeter Technik und reizvoller Komposition kommen sie insbesondere an der 1601 erbauten Neustädter Schenke und an dem Wohnhause Andreasplatz Nr. 1799 vor. Eine Platte des ersten Gebäudes, Saturn, im Begriff eines seiner Kinder zu verschlingen, darstellend, ist auf Tafel IV. farbig wiedergegeben. Dafs hier wirklich die Planeten und nicht, wie man denken könnte, römische Gottheiten dargestellt werden sollten, beweist die Reihe der Mufen, welche an dem oberen Geschoße angebracht sind, insofern nach damaliger Vorstellung, die in der Kalenderlitteratur ihren Boden fand, jeder Planet als Sitz einer bestimmten Muse gedacht wurde. Es kommen aber auch römische Göttergestalten ohne weitere Nebenbedeutung vor,



Fig. 156.

so Neptun, Bacchus, Vulkan und Pallas. Selbst die Thaten des Herkules lieferten den Stoff zu 10 Brüstungsplatten an dem dritten Geschoße der Ratschenke, Hoherweg Nr. 1804, von denen Tafel IV zwei enthält.

Ausnahmsweise kommt auch eine Bilderreihe vor, die einen bestimmten moralisirenden Gedanken zusammenfaßt. So an der Auslucht des Eckgebäudes Marktstrasse Nr. 316. Auf der ersten Tafel ist ein pflügender Landmann dargestellt; auf der zweiten ein reich gekleideter Mann mit einer Schlange; auf der dritten derselbe Mann in Begleitung von zwei Frauen, sowie ein Liebespärchen mit einer Fackel. Die vierte Tafel



Fig. 157.

enthält eine Jungfrau, deren Treiben eine Frau zu verdammen scheint, vier fliehende Jungfrauen ergänzen das Bild; auf der fünften Tafel wird ein Hund von einem Löwen zerissen und auf der sechsten und letzten Tafel erscheint der Tod als alter Mann, eine nackte Jungfrau mit sich ziehend. Aus dieser Bilderreihe in Verbindung

mit den sie begleitenden Inschriften liest Mithoff den Sinn: «Arbeite! Müßiggang ist verwerflich, giebt den Leidenschaften Raum, bringt — begünstigt vom bösen Verhängnis — unbewachte Herzen ins Verderben und — der Sünde Sold ist der Tod» (Mithoff III, S. 178).

Von den Häusern, welche mit Bildnissen historischer Personen verziert sind, ist wieder vor allen zu nennen die Neustädter Schenke, deren Langseite drei christliche, drei heidnische und zwei jüdische Helden vorführt. Die Wahl und Zusammenstellung derselben erinnert an den «Schönen Brunnen» in Nürnberg; hier wie dort erscheinen: Karl der Große (Fig. 158), König Artus und Gottfried von Bouillon; Hektor, Alexander und Julius Cäsar, David und Judas Makkabäus. Nächst der Neustädter Schenke verdient insbesondere das Haus: Godehardsplatz Nr. 1167 her-



vorgehoben zu werden; ausser dem Gründer Hildesheims, Ludwig dem Frommen, sind hier noch die Schutzpatrone der Stadt, die Bischöfe Bernward und Godehard, sowie als Schirmherren der Kirche die Kaiser Karl der Grosse und Heinrich der Fromme (Fig. 159) in Halbfiguren dargestellt. Die Bilder der Heilgötter und der berühmtesten Ärzte des Altertums finden sich in ganzen Figuren an dem von Doktor Joachim Middendorp 1611 errichteten Anbau seines Hauses, Marktstrasse Nr. 318, nämlich Hippokrates, Galenus, Dioskorides, Machaon, Chiron, Apollo, Aeskulap und Asklepiades mit je einer Heilpflanze ausgerüstet.

Von den Häusern, deren Brüstungsplatten Begebenheiten aus der biblischen Geschichte enthalten, erwähnen wir das 1611 erbaute «Rolandshospital», den 1609 als Postgebäude aufgeführten «Wienerhof» und das Wohnhaus Nr. 487 der Altpetrisstrasse.

Darstellungen aus dem bürgerlichen Alltagsleben finden sich auf 12 Tafeln des Rolandshospitals und auf 18 Tafeln der Ratschenke.

Statt der Bilder kommen auch Wappen als Verzierungsmotive der Brüstungsplatten vor. Neben den Wappen sind dann häufig die Namen der Inhaber, des Bauherrn und der Ehefrau desselben eingeschnitten. An Zunfthäusern, wie z. B. an dem Halberstädter Schuhhof, finden sich auch mitunter die Wappen sämtlicher Innungsgenossen auf diese Weise angebracht.

Neben dieser aus einem durchaus richtigen Gefühl entsprungenen Verzierungsweise der Brüstungsplatten trifft man an anderen Orten auf eine Formbildung, die offenbar aus dem Steinbau abgeleitet ist; die Platte erscheint nämlich aufgelöst in einen oder mehrere Blendbögen, denen eine Profilleiste als Abdeckung dient (vergl. Fig. 149). Die Blendbögen sind in der Regel den Tafeln ange schnitzt und nur in seltenen Fällen angeheftet. Den Kämpfern der Bögen pflegte man kleine Profilstücke vorzunageln. Übrigens beschränkt sich die Anwendung der so behandelten Platten nicht allein auf die Fensterbrüstungen, sie dienen auch wohl zur Ausfüllung der Giebfelder, wo sie dann in durchaus gefälliger Weise die Fläche in horizontalem Sinne gliedern (Fig. 160).

Die Zahl der auf einer Platte angebrachten Bogenfelder richtete sich ganz nach den Grössenverhältnissen der ersteren; war die Tafel quadratisch, so fand nur ein Bogen auf ihr sein Unterkommen, war sie mehr breit als hoch, so wurden zwei, ja in



Fig. 158.



Fig. 159.



einzelnen Fällen, wie an der Bäckerstraße Nr. 3 in Goslar, sogar drei Bogenfelder angebracht. In der Formenbildung der Blendbögen herrscht eine seltene Übereinstimmung, nur eine einzige Abweichung läßt sich, und zwar am Schuhhof in Halberstadt, nachweisen. An dem zweiten Stockwerk des genannten Gebäudes sind nämlich die Bogenstützen in flache Kandelaberfüßen umgewandelt und an dem ersten vorgekrachten Geschoße die Arkadenfelder ausnahmsweise mit Zierwerk versehen; den kleinen, die Bogenfelder trennenden Pilastern sind hermenförmige Figuren ange schnitten und an Stelle der Profilstücke den Kämpfern Kapitäle gegeben (Fig. 120); außerdem ist die Bogenumrahmung noch schärfer hervorgehoben, während burleske Masken die Bogenzwickel ausfüllen. Die tieferliegenden Bogenfelder tragen die Wappen der Innungsgenossen, deren Namen unterhalb auf einem Bande angebracht sind. In Höxter reicht an einem 1642 erbauten Hause die mit Diamantquadern besetzte Arkadengalerie nicht ganz bis zur Fensterbrüstung.



Fig. 160.



Fig. 161.

Fensterbrüstungsplatten mit Bogengliederung kommen vereinzelt in Höxter, Helmstedt und Goslar, allgemein verbreitet in Halberstadt vor, in letzterer Stadt bilden sie geradezu das charakteristische Element der Renaissanceperiode. Ohne Zweifel bewirkten ursprünglich kräftige Farben die Trennung der Bogenfelder von den sie einschließenden Arkaden, so daß die malerische Wirkung des Anblicks eine ebenso reiche wie ansprechende gewesen sein mag.

Wie wir bereits bei der Beschreibung der Konstruktion (Seite 25) feststellten, wurden in Braunschweig die Fenstergefache meistens mit Riegelbändern und Ziegelmauerwerk ausgefüllt. Daneben versuchte man es indes auch mit einer vollständigen Holzverkleidung, indem man das dreieckige Feld zwischen den Riegelbändern und der Fensterbank mit einer Holztafel ausfüllte, deren ornamentale Ausstattung durchaus selbständig für sich bestand, so daß sich das Gefüge der einzelnen Bauteile dem Auge deutlich bemerkbar macht. Die Unterschiede der einzelnen Glieder treten um so schärfer hervor, als das eingeschobene dreieckige Feld mit reliefirtem Zierwerk, mit Masken etc., die Riegel aber mit Flachornament ausgestattet zu werden pflegten (Fig. 161 u. 168).



## 8. Thüren- und Fensteröffnungen.

Mit der Beseitigung der gotischen Kiel- und Vorhangsbögen treten die Ständer, welche bis dahin den Fenstern als umrahmende Glieder dienten, in ihr naturgemäßes Verhältnis zum Aufbau zurück; die Fenster erhalten damit wieder eine ganz schlichte rechteckige Form ohne Zierglieder.

Bei den Umrahmungen von Thüren und Thorfahrten tritt an Stelle des Spitzbogens der Rundbogen oder der gerade Sturzbalken und dieser wird, seiner äußeren Form entsprechend, in verschiedenster Weise geschmückt.

Den kleineren Hausthüren giebt man entweder ein Umrahmungsprofil, oder schnitzt aus den Ständern Säulen und Hermen heraus. Von der Zähigkeit der gotischen Tradition mag der Umstand Zeugnis ablegen, daß der Sturzbalken bisweilen eine den Kielbogen verwandte geschwungene Form annimmt (Fig. 162).

An den Innenthüren überrascht uns in dieser Periode der außerordentliche Reichtum der Einzelformen, von denen wir jedoch nur einige der interessanteren in Betracht ziehen können.

Häufig tragen freistehende Säulen ein weit vorspringendes Gebälk; man versuchte also mittels geeigneter Formen den Gegensatz von Stütze und Balken klarer zum Ausdruck zu bringen, als es eine einfache Profillumrahmung vermochte. Gestattete es die Zimmerhöhe, so folgte dem Gebälk ein weiterer Säulenaufbau in bescheideneren Verhältnissen, welcher die eigentliche Bekrönung vorbereitete; in jedem Fall war aber eine solche vorhanden, sei es in Gestalt einer horizontalen Überdachung, sei es als Giebeldreieck mit Rinnleiste.

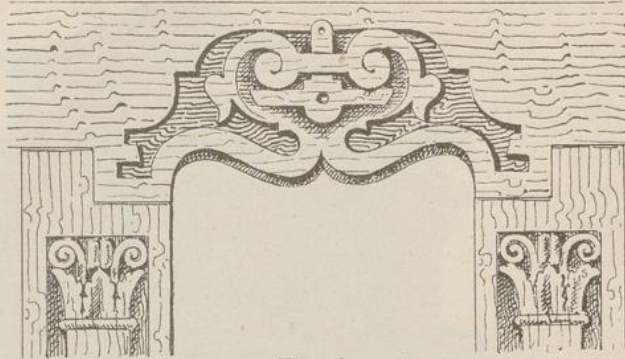


Fig. 162.

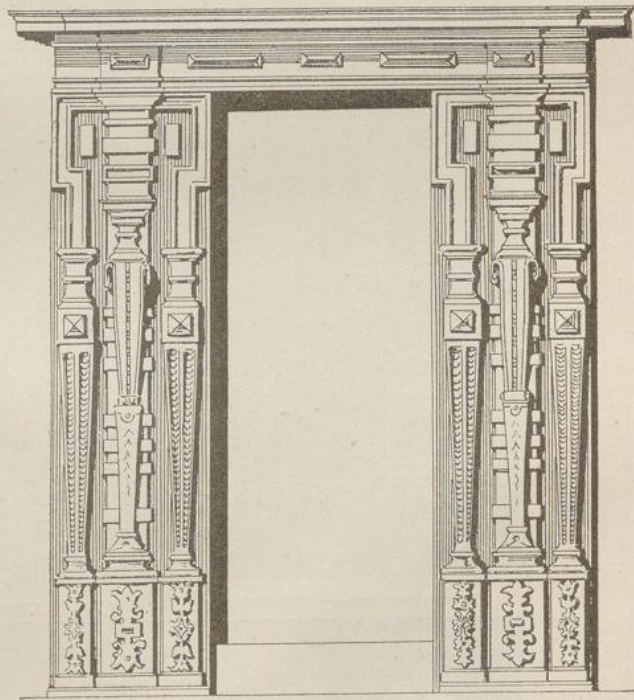


Fig. 163.



Die unter Fig. 163, 164 und 165 wiedergegebenen Thüren veranschaulichen besser, als es Worte vermögen, die hauptfächlichsten Grundformen der Thürbildung im 17. Jahrhundert.

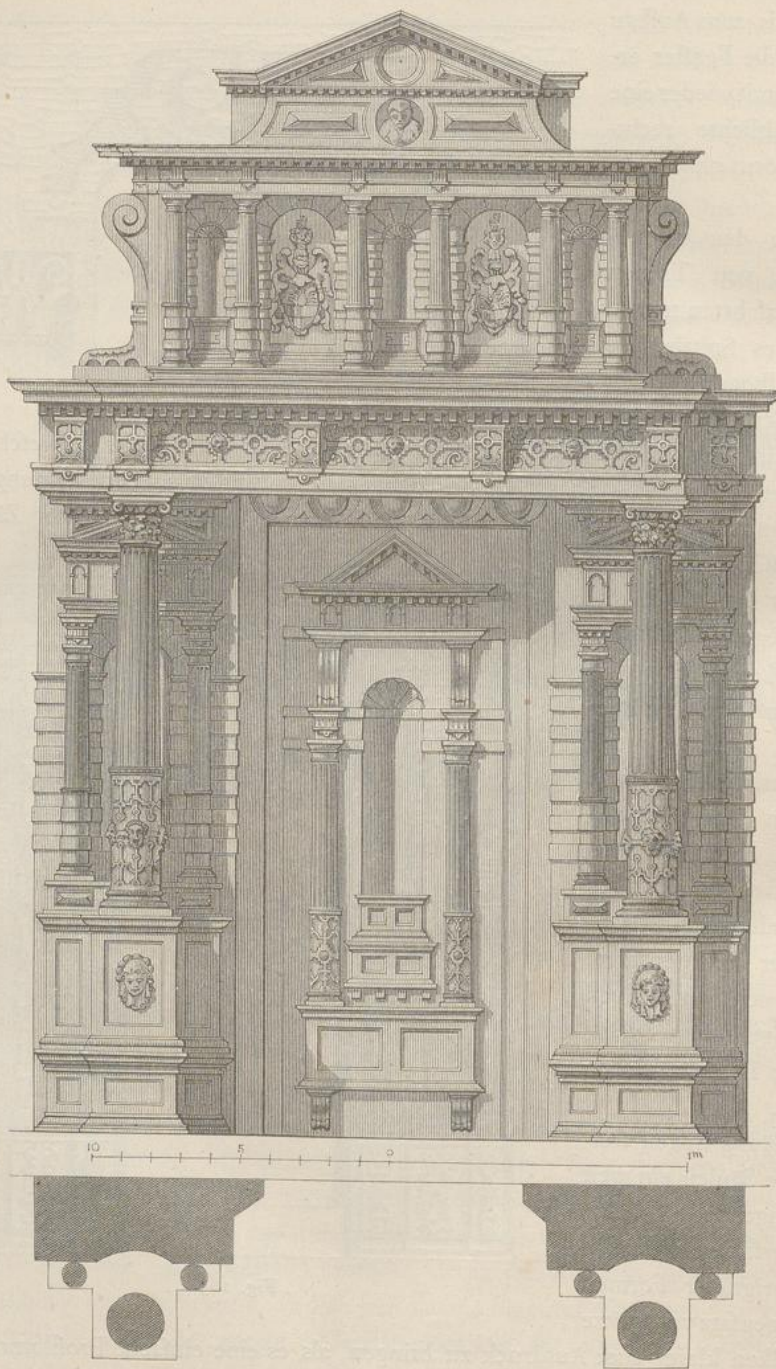


Fig. 164.

Figur 163 zeigt eine Thüre aus der Neustädter Schenke, deren dekorative Ausstattung im Vergleich zu anderen Thüren ziemlich einfach gehalten ist. Aus der breiten Fläche der den Thürständern vorgeetzten Platten erhebt sich in der



Mitte ein Pilaster mit einer ausgebauchten Volute; zu beiden Seiten umgeben ihn kleinere Pilaster mit Hermenfüßen als scheinbare Träger eines Umrahmungsprofils. Sämtliche Stützglieder stehen auf getrennten Sockeln. Dem Sturzbalken sind Dia-

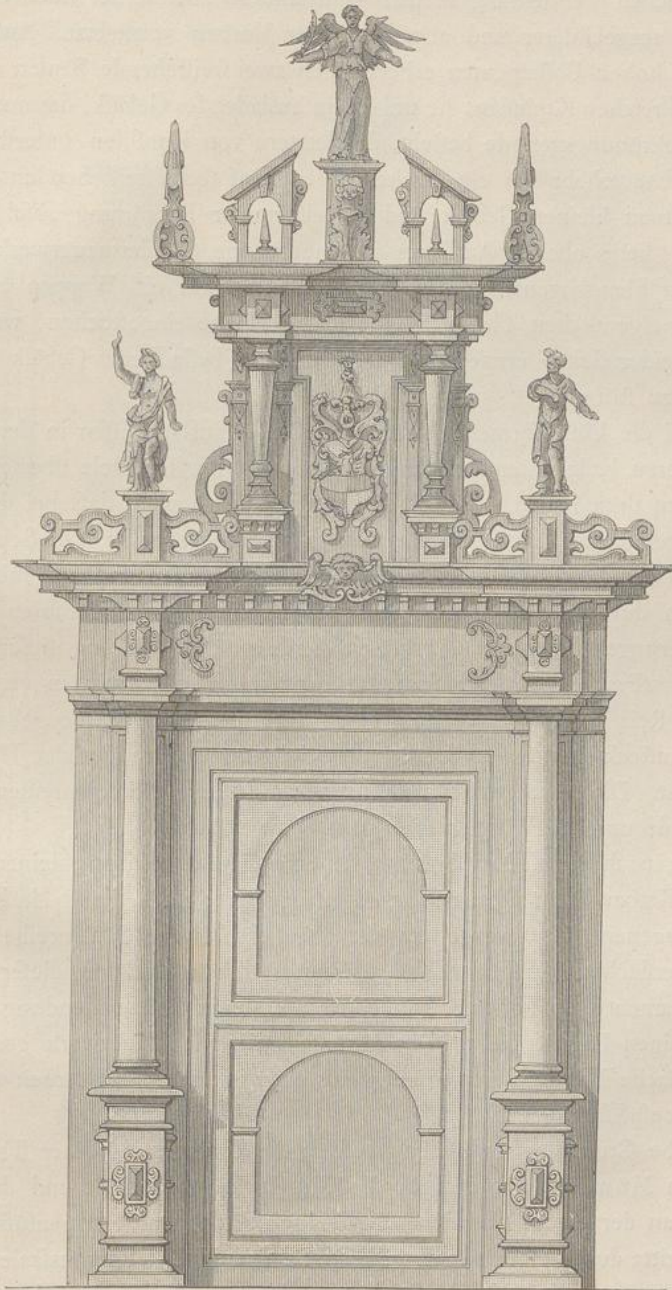


Fig. 165.

mantquaderbildungen angearbeitet; das Bekrönungsgefimfe erscheint so dürftig, daß es nur schlecht zu der reichen Ständerbekleidung paßt.

Das zweite Beispiel führt uns in den Saal der Ratsapotheke und in die Zeit von 1621. Hier erscheint das eigentliche Thürgewände als Quaderwand, auf beiden



Seiten von je einer Nische unterbrochen. Die Nischen haben eine selbständige Umrahmung in Gestalt von zwei Säulen, die oben ein regelrechtes Gebälk mit Giebelverdachung tragen, unten sich auf mächtige Sockelpostamente stützen. Ausser jener eigentlichen Verkleidung ist den Thürständern aber ferner noch ein vollständig für sich ausgebildeter und abgeschlossener Vorbau vorgesetzt. Auf weit vorspringenden, hohen Postamenten erheben sich zwei freistehende Säulen mit Sockelschmuck und reichen Kapitälern; sie tragen ein ausladendes Gebälk, das aus Architrav, Fries und Bekrönungsgefmse besteht, das letztere von Konsolen unterstützt. Über jenem Unterbau erhebt sich ein zweiter Aufbau auf sechs freistehenden Säulen, der oben mit einem kleinen Gebälk und giebelförmiger Bekrönung abschliesst. Der Hintergrund dieses oberen Auffatzes ist wieder wie Quadermauerwerk behandelt und mit fünf Blendbogenstellungen belebt, deren zwei ein Wappen zur Füllung haben. Der eigentlichen Thüre ist eine flache Nische eingestochen, welche Halbsäulen auf beiden Seiten umgeben, um ein darüber befindliches Gebälk mit Giebelverdachung zu stützen.

Sowohl die Einzelformen als auch der Gesamtaufbau lassen in dem einen wie in dem anderen Falle erkennen, dass wir es mit einer ins Holz übersetzten Steinarchitektur zu thun haben. Die Nachahmung ging so weit, dass bei den Nischenbögen der Steinschnitt durch Einritzen von Fugen angegeben ist. Die Schnitzarbeiten bestehen aus Metallornamenten, Tier- und Menschenköpfen und sind mit Ausnahme der letzteren durchweg flach gehalten. Zahnschnittplatten, Konsolen und reiche Gefmigliederungen beleben und erhöhen die dekorative Wirkung dieser Thüre, die als ein wahres Prachtstück der Holzarchitektur bezeichnet zu werden verdient. Den malerischen Reiz ihrer Formen unterstützt eine geschickte Farbengebung, welche die Hauptkonstruktionsteile in heller, den Schnitzgrund in dunkler Holzfarbe erscheinen lässt. Die Metallornamente sind vergoldet, die Konsolenreihen stehen auf rotem Grunde und die Wappen sind bunt bemalt.

Genau nach demselben Schema ist eine Thüre in dem kleinen Saale des Neustädter Rathauses zu Braunschweig ausgeführt; auch ihr ist ein kräftiger von Säulen getragener Anbau vorgesetzt, der oben eine zweite Säulenreihe mit giebelförmiger Verdachung trägt. Ganz besonders schön sind an dieser Thüre die Füllungsornamente des oberen Auffatzes, von deren Formvollendung beistehende Figur 166 einen Begriff giebt. Das Mittelfeld ist wie Mauerwerk gequadert und zeigt eine flache Nische, deren Füllung aus einer in eingelegter Arbeit ausgeführten stilisirten Topfpflanze besteht.

Dieselbe Grundidee im Aufbau befolgt die Umrahmung einer Thüre im Rathausfaale zu Münden, nur dass ihr die Giebelbekrönung fehlt und dass an Stelle der Säulen an der eigentlichen Wandbekleidung Pilafter mit Hermenfüßen treten <sup>1)</sup>.

Das dritte durch Figur 165 dargestellte Schema ist dem Rathausfaale zu Hildesheim entnommen. Es weicht insofern von den anderen Thüren ab, als das Material hier mehr zu seinem Rechte kommt. Der untere Aufbau ist erheblich einfacher; vor allem fehlt der Vorbau; das Thürgewände schliesst oben mit einem Profil ab, welchem unmittelbar darauf das eigentliche Gebälk folgt. Nur, soweit es die vor-

<sup>1)</sup> Vergl. Ortwein-Scheffers „Deutsche Renaissance“, der auch die Braunschweiger Thür entlehnt ist.



gesetzten Säulen bedingten, verkröpft sich dieses nebst dem Hauptgesimse über jene hinweg, und damit die Vorsprünge berechtigt erscheinen, benutzt man sie als Träger von auf Postamente gestellten Figuren. Im weiteren Aufbau stützen das obere gleichfalls verkröpfte Gebälk zwei sich nach unten verjüngende Säulen, zwischen welchen das Hildesheimer Wappen aus der hinteren Wand hervortritt. Das weit



Fig. 166.

ausladende Bekrönungsgesimse schliessen zu beiden Seiten Obelisksen ab, während zwischen den beiden Stücken der Giebelverdachung auf hohem Postamente die Figur eines Friedensengels sich erhebt. Das Ganze ist eine lustige Erfindung der mit den ornamentalen Formen in voller Willkür spielenden Barockzeit und dürfte etwa um 1650 entstanden sein.

In der Regel schloß sich den Thüren eine hölzerne Wandverkleidung an.



Diese bestand im wesentlichen aus einem profilirten Sockel, darüber einer in Felder geteilten Tafelung und schliesslich einer von Konsolen getragenen, weit vorspringenden Platte, die zur Aufstellung von Gerätschaften diente. Auf diese Wandvertäfelungen, von denen sich noch manche erhalten haben und deren glänzendstes Beispiel das Fredenhagensche Zimmer in Lübeck bildet, näher einzugehen, liegt ausserhalb des Bereichs unserer Aufgabe.

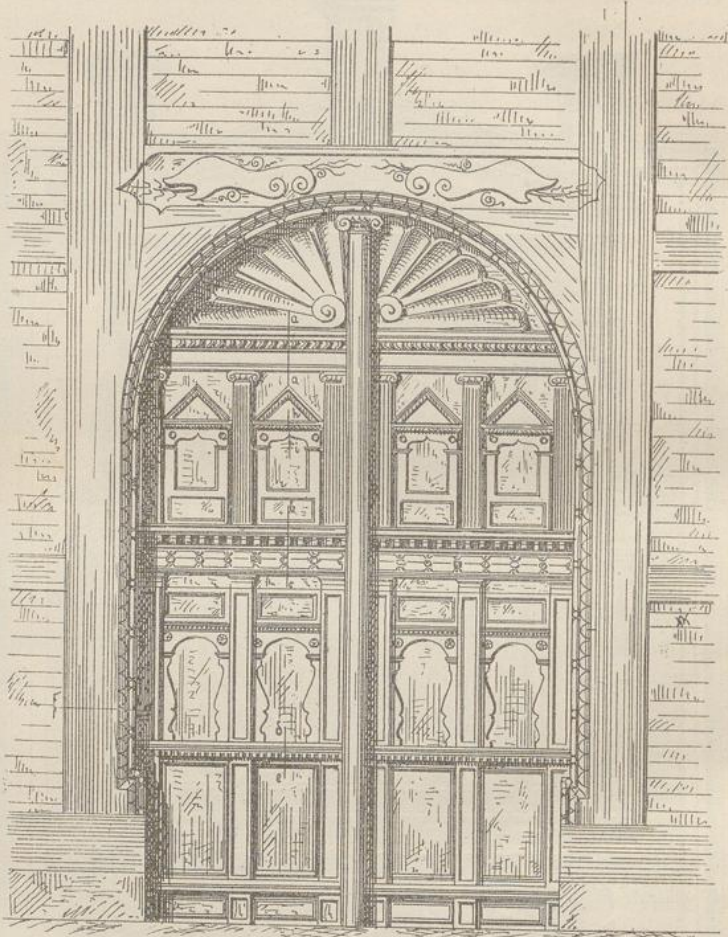


Fig. 167.

Von den Thorfahrten gilt im allgemeinen, was wir bezüglich der Thüröffnungen hervorgehoben haben. Als auffallende Erscheinung könnte hier die Thatfache erwähnt werden, daß sie an Holzhäusern viel einfacher gehalten waren als an Mischbauten, deren untere Geschosse aus massivem Mauerwerk bestanden. So legte man z. B. in Braunschweig an solchen Bauwerken auf eine prunkvolle Ausbildung steinerne Thorfahrten ganz besonderes Gewicht. Wir finden an ihnen einen Formenreichtum angehäuft, der vollständig mit dem Aufbau der Innenthüren rivalisirt, ja ihn häufig übertrifft (Fig. 168).

Die Thorfahrten an reinen Fachwerksbauten haben als Schmuckwerk der Umrahmung ein einfach gegliedertes Profil, das in Braunschweig und Münden



als gewundene Schnur mit Perlenbefatz erscheint; in Hildesheim werden die Thorständer durch flache Säulen und Karyatiden belebt, ohne daß sie durch einen weiteren Aufbau besonders ausgezeichnet wären, und in Halberstadt waren vornehmlich Rosetten mit Kerbschnittornamenten in Gebrauch. Das einzige, was die Sturzbalken an bildnerischem Zierat tragen, sind Sprüche und Wappen.

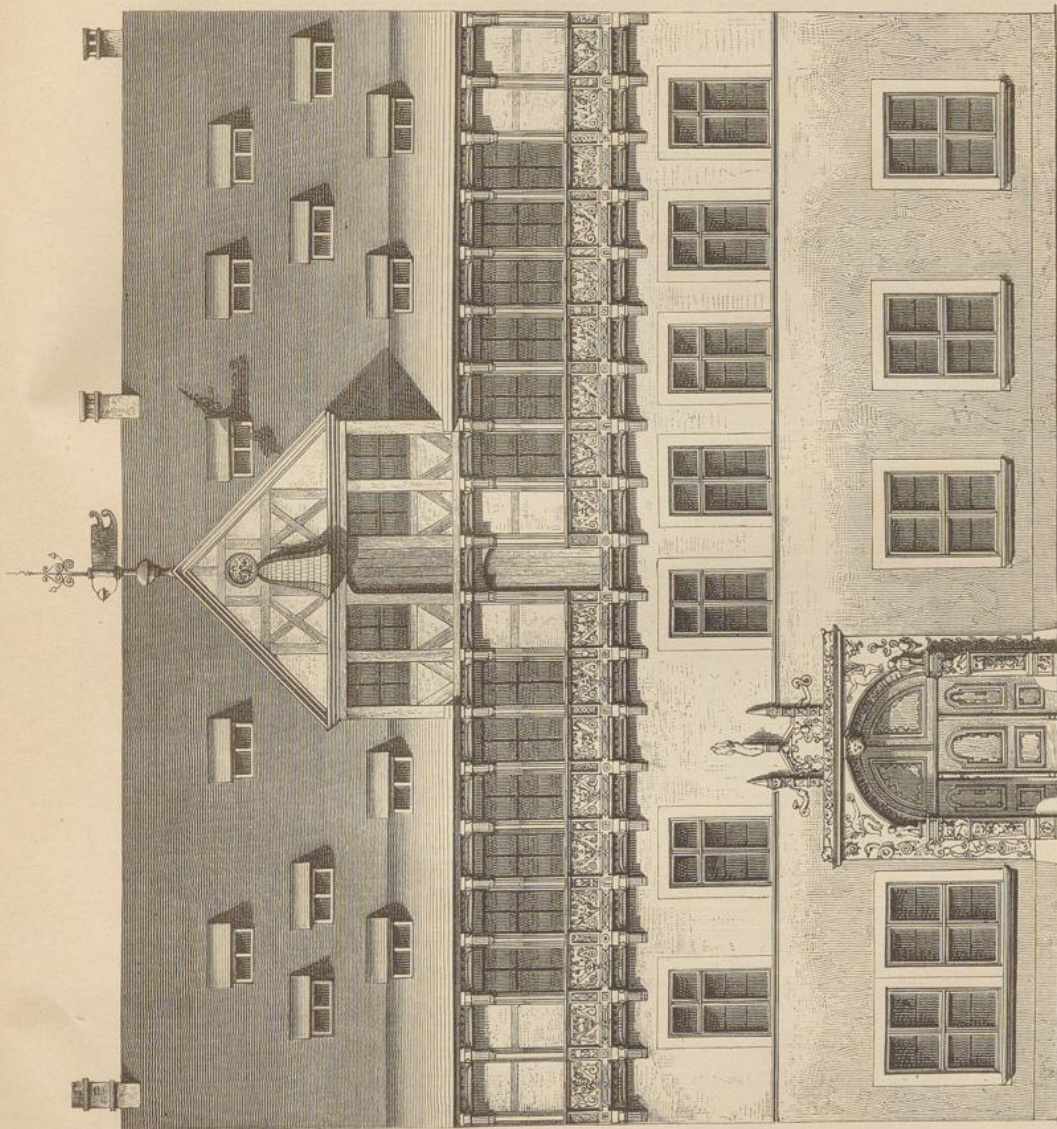


Fig. 168. Das Merkelsche Haus in Braunschweig.

Größere Sorgfalt wandte man der Ausstattung der Thürflügel zu; in einfacher Gestalt setzen sie sich aus schräg gegen einander gestellte, profilirte Leisten zusammen; in reicherer Form tragen sie ähnliche Bekleidungen, wie wir sie an den Innenthüren bereits kennen lernten. So sind beispielsweise den Flügelthüren des Merkelschen Hauses in Braunschweig kräftig profilirte Felder vorgesetzt; an dem Tilly-Hause zu Höxter sind sie mit einer Fassadenblendarchitektur versehen, die mehr wunderlich als schön zu nennen ist (Fig. 167). An der letztgenannten Thorfahrt

Lachner, Holzarchitektur.



stellt die Schlagleiste eine Säule vor; mehrfache Reihen von Zahnschnittplatten, Konfolenleisten, Blätterwellen, Pilaster und Anten bewirken eine dreiteilige horizontale Gliederung, während das obere Bogenfeld eine Art Fächerrofette füllt.

Über die architektonische Ausstattung von Windenluken läßt sich den schon früher aufgezählten konstruktiven Eigentümlichkeiten wenig mehr hinzufügen. Kamen sie an vorgekragten Geschossen vor, so glichen sie in allem den Fensteröffnungen; schoben sie sich dagegen aus der Dachfläche heraus, so erhielten sie eine eigene Verdachung mit Giebelabschluß. Nur in diesem Falle legte man auf ihre selbstän-

dige Ausbildung Wert; es wurde dann ihre Öffnung rundbogig geschlossen, die Holzflächen mit Schnitzwerk belebt und das Giebeldreieck durch Zahnschnittplatten und profilirte Leisten gegliedert.

#### 9. Innendekoration.

Über Thüren und Wandtäfclung haben wir bereits auf Seite 119 die nötigen Andeutungen gemacht; über die Treppen läßt sich nicht viel mehr sagen, als daß ihr Schmuck in einer kräftigen Handleiste und reich profilirten gedrehten Docken oder durchbrochenen Brettstücken bestand. Ihren malerischen Reiz verdanken sie mehr der Gesamtanlage als den Einzelformen. An Balkendecken sind noch manche hervorragend schöne Leistungen aus jener Epoche erhalten, so namentlich in Rathäusern. Häufig profilirte

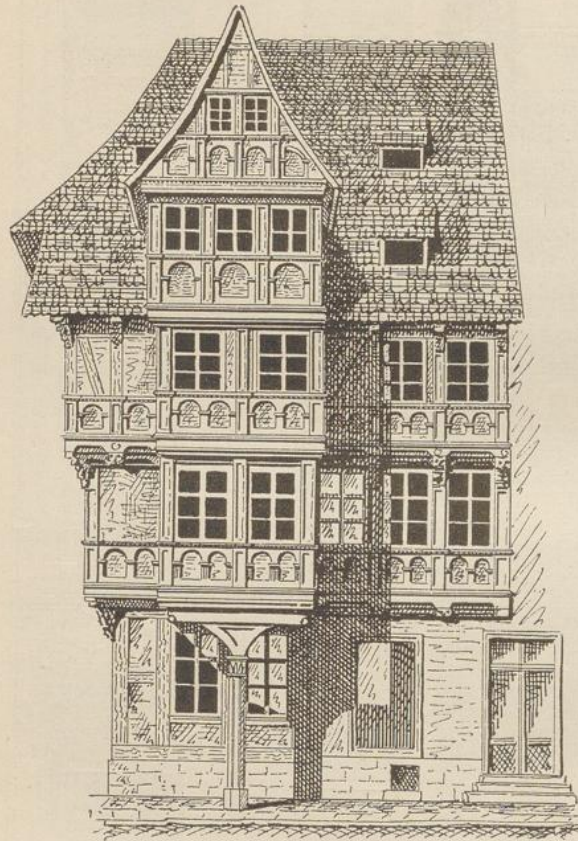


Fig. 169. Holzmarkt Nr. 8 in Halberstadt.

man ihre Kanten und stützte die einzelnen Balken durch Konfolen; man begegnet aber auch getäfelten Decken, denen allerlei Wappen und figürliches Schnitzwerk eingefügt ist.

Zum Schluß dieses Kapitels geben wir wiederum eine Übersicht der interessantesten Denkmale des Holzbaues aus der Periode der reinen Renaissance:

Hildesheim: Rathausstrasse Nr. 385 vom Jahre 1598; Ritterstrasse Nr. 1429 vom Jahre 1598; Osterstrasse Nr. 265 und Nr. 275; bemerkenswert durch seinen Eckaufbau ist das Haus Osterstrasse Nr. 132 vom Ende des 16. Jahrhunderts; Neustädter Schenke vom Jahre 1601; Godehardsplatz Nr. 1167 und Nr. 1099; Hoherweg Nr. 391 vom Jahre 1608; Marktstrasse Nr. 316; Ratschenke, Hoherweg Nr. 1804 vom Jahre 1612; Vorderer Brühl Nr. 1036; Dammstrasse Nr. 1436 vom Jahre



1615; Annenstraße Nr. 721 vom Jahre 1621; Jakobistraße Nr. 124; Wienerhof vom Jahre 1609; Rolandhofpital vom Jahre 1611; Andreasplatz Nr. 1799 vom Jahre 1623; Ausluchten der Marktstraße Nr. 318 vom Jahre 1609 und 1611; Pfaffenstieg Nr. 1298 vom Jahre 1601; Dammstraße Nr. 1384; Andreasplatz Nr. 1771 und 1772 vom Jahre 1619; III. Querstraße Nr. 181 und 182 und andere.

Halberstadt: Der Schuhhof vom Jahre 1579; Holzmarkt Nr. 8 vom Jahre 1576; Breitestraße Nr. 20 etwa vom Jahre 1590; Hoherweg Nr. 50 vom Jahre 1594; Unter den Zwicken vom Jahre 1611; Hoherweg Nr. 51 vom Jahre 1621.

Braunschweig: Burg Nr. 2 vom Jahre 1573; Papenstieg Nr. 2 vom Jahre 1581; Kohlmarkt Nr. 2 vom Jahre 1584; Reichenstraße Nr. 32 vom Jahre 1589; Am Magnithor vom Jahre 1590; Südklint Nr. 15 vom Jahre 1591; Wilhelmsplatz Nr. 8 vom Jahre 1590; Bohlweg Nr. 47 vom Jahre 1608; Poststraße Nr. 5 (Hofseite); Wilhelmstraße Nr. 95 vom Jahre 1619; Reichenstraße Nr. 3 vom Jahre 1630; Schützenstraße Nr. 34 vom Jahre 1637; Beckenwerperstraße Nr. 32 vom Jahre 1638; Bäckerklint Nr. 11 vom Jahre 1639.

Quedlinburg: Breitestraße Nr. 39 vom Jahre 1612 und Nr. 42.

Helmstedt: Mehrere Häuser in der Nähe des Holzberges.

Goslar: Bäckerstraße Nr. 3 vom Jahre 1592; Jakobistraße Nr. 113 vom Jahre 1612.

Celle: Kanzleistraße Nr. 222.

Hameln: Bäckerstraße Nr. 7 vom Jahre 1602; Baustraße Nr. 7; Marktstraße Nr. 9 vom Jahre 1615.

Höxter: Tilly-Haus; Wilke'sches Haus vom Jahre 1642.

Eimbeck: Northeimsches Haus von etwa 1610.

Salzuffeln: Langenstraße Nr. 33 von 1612; das ganze Städtchen ist ein wahres Schmuckkästchen der Renaissanceperiode.

Lemgo: Papenstraße Nr. 70; Neuestraße Nr. 98; Breitestraße Nr. 1, Nr. 2 und Nr. 3 vom Jahre 1631.

Horn: Nr. 48 vom Jahre 1599.

Blomberg: Rathaus vom Jahre 1587.

Münden: Kirchplatz Nr. 255 vom Jahre 1600; Siebenturmstraße Nr. 348 vom Jahre 1611; Tanzwerderstraße Nr. 446 vom Jahre 1621.

Kassel: Mittelstraße Nr. 6 und Nr. 50; Fischgasse Nr. 1, Hinter dem Judenbrunnen Nr. 12 vom Jahre 1597.

Zu den Figuren 168, 169, 170 wolle man noch Figur 31 von Seite 28 zur Vergleichung herbeiziehen, um vier der bemerkenswertesten Typen aus der Renaissancezeit vereinigt zu sehen. Das dort wiedergegebene Hildesheimer Gebäude (Fig. 31) zeichnet sich durch die malerische Gruppierung feiner Gebäudeteile aus und kann als interessanter Beleg dafür gelten, zu welchen wirkungsvollen Gruppierungen die organische Verbindung der Ausluchten mit dem Hauptbau führen konnte. Die Erbauungszeit fällt auf das Ende des 16. Jahrhunderts.

Das Merkelfche Haus in Braunschweig, Bäckerklint Nr. 4, bei welchem der Massivbau mit dem Holzbau vereinigt ist, dürfte dem ersten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts angehören.



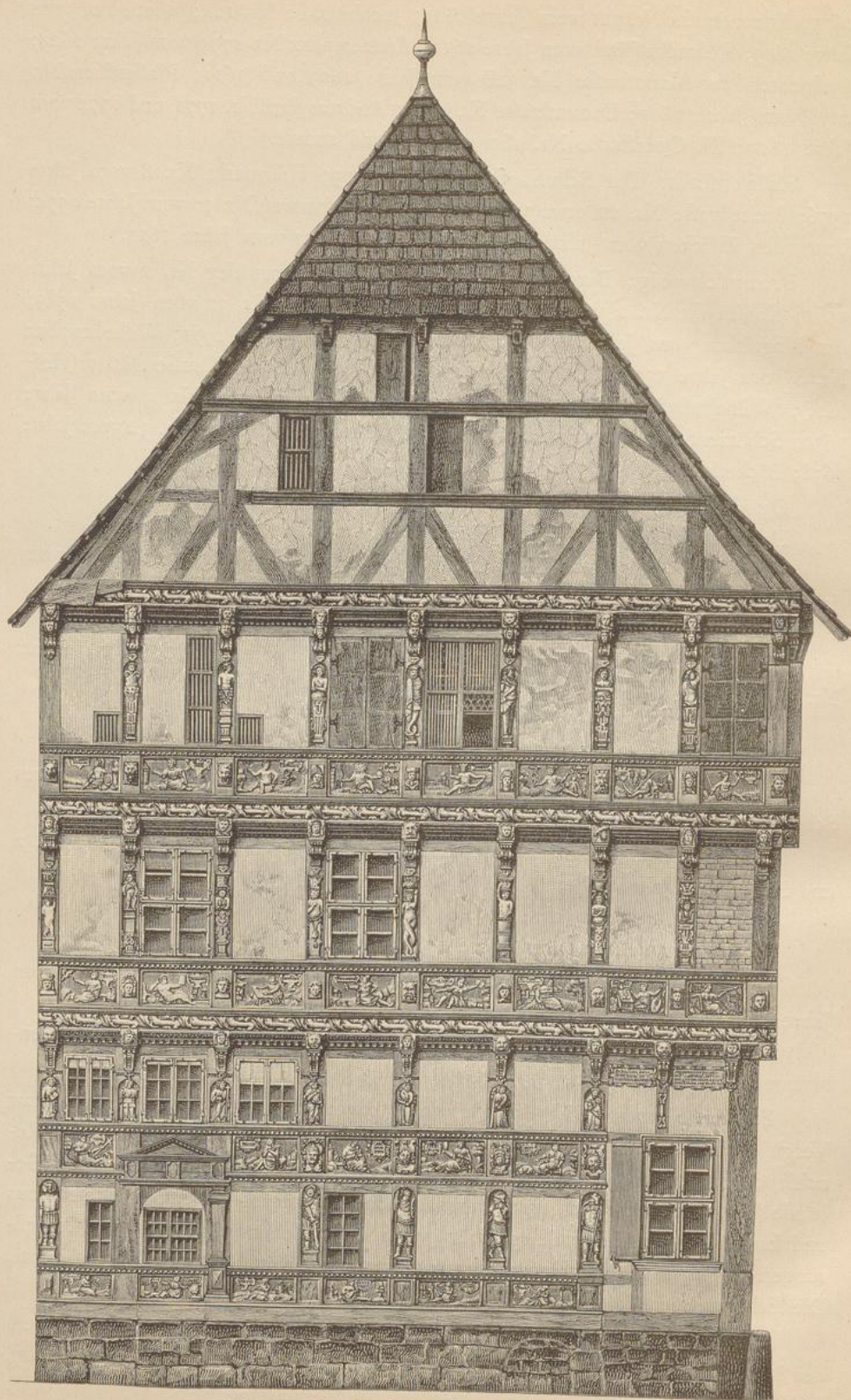
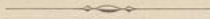


Fig. 170. Das Northeimsche Haus in Eimbeck.



Nach Halberstadt führt uns Fig. 169. Dies am Holzmarkt Nr. 8 befindliche Wohnhaus ist bemerkenswert wegen seiner in einen Giebelbau endenden Auslucht, der weit über das gewöhnliche Maß hinausragt und deshalb einer außergewöhnlichen Stütze, in Gestalt eines einzeln freistehenden Ständers, bedurfte. Errichtet wurde es im Jahre 1576.

Reiche Ornamentik und vielgestaltiger Bilderschmuck zeichnen das Northeimsche Haus in Einbeck (Fig. 170) aus; es vereinigt mit den allgemeinen Merkmalen der Renaissance noch besondere Eigentümlichkeiten. Laubstäbe beleben die Schwellen; Brettstücke mit Masken verdecken die vortretenden Balkenköpfe, und Heiligenfiguren nebst Kriegergestalten geben den Ständerflächen der unteren Geschosse ein reiches und malerisches Relief. Mit feinem Giebelabschluss kann das Gebäude als hervorragendster Vertreter der Wesergruppe gelten.





#### IV. KAPITEL. Die Verfallperiode.

**A**uf die Umstände, welche den Verfall der Holzarchitektur im zweiten Drittel des 17. Jahrhunderts herbeiführten, ist schon im Vorausgegangenen wiederholt hingewiesen (S. 32 u. 89). Die Verarmung der Nation verbunden mit der Entvölkerung vieler Städte, die infolge des dreißigjährigen Krieges eintrat, legte die Bauthätigkeit lahm und mit der Ermattung der Baulust ermattete auch die Handfertigkeit der Kunstarbeiter, der Werkmeister und Gefellen. Der Holzbau wurde um so empfindlicher getroffen, als er im wesentlichen nur für das bürgerliche Wohnhaus in Frage kam. Der Aufschwung der monumentalen Baukunst gegen Ende des 17. Jahrhunderts, welcher in manchen reichen und phantasievollen Schöpfungen von dem Wiedererstarken des deutschen Kunstgeistes Zeugnis ablegte, berührte den Fachwerksbau so gut wie gar nicht. Die Barockkunst ist im wesentlichen ein Ausfluß der fürstlichen Prachtliebe und Prunksucht. In gleichem Maße fast, wie die baukünstlerische Phantasie über Schlösser, Zeughäuser, Kirchen und Theater eine verschwenderische Fülle von plastischem Zierwerk ausbreitete, wurde das Bürgerhaus schlichter und ärmlicher, wenn auch hin und wieder in einzelnen Städten der neugewonnene Wohlstand eine reichere Ausbildung der steinernen Wohnhausfassaden herbeiführte. Diese Erscheinung findet ihre Erklärung, ganz abgesehen von der Ungunst der äußeren Umstände, unter denen die Wohnhausarchitektur ihr Leben fristete, auch in dem geringen Einfluß, den das barocke Formenwesen seiner Natur nach auf den Holzbau haben konnte. Während der Barockstil durch ein starkes Relief, durch geschwungene Formen und große Verhältnisse der Bauglieder zu wirken suchte, blieb der Holzbau darauf angewiesen, seine Zierformen nur mäßig aus der Fläche heraustreten zu lassen. Den malerischen Effekt, den ihm die Vorkragung der Geschoße verliehen, büßte er, wie wir schon oben bemerkt haben, im Laufe des 16. Jahrhunderts mehr und mehr ein. Er verflachte in des Wortes eigentlicher Bedeutung. Je mehr aber der Sinn für die malerische Erscheinung der Fronten verloren ging, wurde auch das Auge abgestumpft gegen den Reiz des geschnitzten Zierwerks, vollends nachdem der ehemalige farbige Anstrich der älteren Bauten in ein stumpfes Braun übergegangen war. Man empfand nun die Nacktheit der Holztheile als etwas Unangemessenes und begann mehr und mehr die Verputzung des Mauerwerks auch über die Holztheile der Front auszudehnen. Mit dem Aufkommen



des Putzbaues gegen Ende des vorigen und am Anfang des jetzigen Jahrhunderts ist der Fachwerksbau um alle seine Eigentümlichkeiten gekommen, eine einst so wirkungsvolle, echt volkstümliche Bauweise ist mit ihm zu Grabe getragen.

Es verlohnt nicht der Mühe, an den einzelnen Orten den Verfall der Holzbaukunst zu verfolgen. Die lokalen Eigentümlichkeiten treten im Laufe der Zeit immer mehr zurück hinter die allgemeine nüchterne Schablone. Nur sporadisch findet sich hier und da einmal ein frischer Zug, ein schüchterner Versuch, neue Schmuckformen einzuführen. So namentlich in Quedlinburg und Salzuflen. Wir werden des weiteren darauf zurückkommen.

Das charakteristische Merkmal des Verfalls bildet, wie schon oben S. 32 erwähnt, die Abschaffung der Kopfbänder. In Westfalen verlieren sich dieselben zwar bereits gegen Ende des 16. Jahrhunderts. Dieser Umstand findet aber dort aus der mit dem Giebel nach der StraÙe zugewendeten Stellung der Häuser (vergl. S. 31) eine natürliche Erklärung. Für Niedersachsen bezeichnet die Beseitigung dieser Stützformen den Beginn des Niedergangs.

Abgesehen von einigen Häusern in Braun-

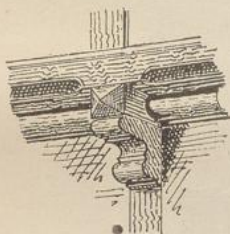


Fig. 171.



Fig. 172.

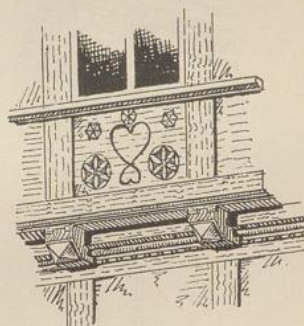


Fig. 173.

scheide finden sich nur in Quedlinburg eine Anzahl Riegelbauten aus dem letzten Viertel des 17. Jahrhunderts, welche mit Kopfbändern versehen sind. Die hier häufig wiederkehrende Form ist aus zwei Rundstäben, zwischen denen eine breite Hohlkehle liegt, gebildet (Fig. 171). Daneben finden sich aber auch an einigen mit ausladenden Ausluchten versehenen Häusern ganz freistehende Stützen vor (Fig. 181), deren Stirnseiten durch leicht geschwungene Profile oder auch durch Masken belebt sind.

Bezüglich der Balkenköpfe verdient zunächst bemerkt zu werden, daß die Zierform der Maske oder Fratze, welche in der gotischen Zeit gang und gäbe war, wieder zu Ehren kommt, freilich in einer sehr verallgemeinerten, wenn man will, stilisierten Form, aus der die Armut der Erfindung und der Mangel an bildnerischem Sinn hervorschaut. Beispiele bietet Halberstadt, Breiterweg Nr. 64, vom Jahre 1651, Holzmarkt Nr. 21 (Fig. 172), Wernigerode, BreitestraÙe Nr. 32 vom Jahre 1674. Die Maske dient in allen Fällen nicht wie früher zur Füllung einer Hohlkehle, sondern ist in Flachrelief einem Rundstabe angearbeitet. Daneben tritt namentlich in Quedlinburg die Form eines fassettierten Steins (Pyramiden spitze) als Schmuck der Rundung des Balkenkopfes auf. Auch in Halberstadt findet sich dies Motiv sowohl in schräger wie in lotrechter Stellung (Fig. 173), außerdem kommt hier noch vereinzelt das Akanthusblatt, PaulsstraÙe Nr. 19, als Zierform vor.



Am fühlbarsten macht sich die Dürftigkeit des Schmuckes an der Schwelle bemerkbar. Sie schrumpft auf das notdürftigste Maß zusammen und behält kaum so viel Körper, um zwischen den Balkenköpfen eine unbedeutende Einkehlung zu gestalten oder Raum für ein schmales Ornament oder einen Spruch zu gewähren.

Verhältnismäßig reich erscheinen noch die Schwellen an den schon genannten Häusern: Breiterweg Nr. 64 in Halberstadt und Breitestraße Nr. 32 in Wernigerode, welche beide dem Anfang unserer Periode angehören. An dem Halberstädter Gebäude ist der einen Schwelle ein Spruch eingeschnitten und die abgefasste untere Kante mit einer Eierstabwelle belebt; an dem oberen Stockwerk besitzt die Schwelle eine schiffskehlenähnliche Abfäufung, von Rosetten und Blumen bedeckt (Fig. 180). Die Schwellen des Wernigeroder Gebäudes sind jenen ziemlich ähnlich.

An einem 1659 errichteten Gebäude in Höxter und dem 1685 erbauten Hause zum goldenen Engel in Stadthagen kommen als

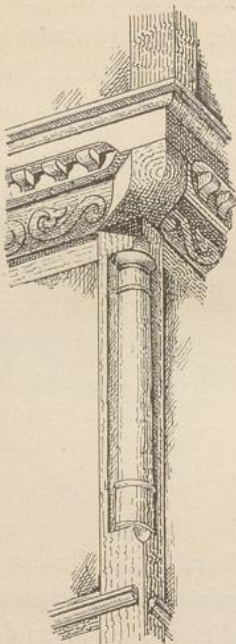


Fig. 174.

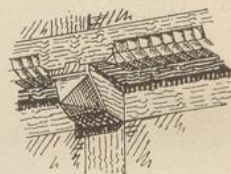


Fig. 175.

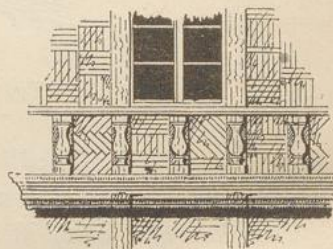


Fig. 176.

vereinzelte Erscheinungen dürftige Nachbildungen der gotischen Laubstabschwelle vor; einer langgezogenen, schwindfächtigen Rankenlinie entwichen magere Blätter nebst Blüten und Früchten.

Ein Eckhaus der Tanzwerderstraße in Münden an der Weser vom Jahre 1660, das den besseren Bauten jener Zeit zugezählt werden darf, hat als Schwellenmotiv eine kantige Schiffskehle mit eingefügten Konföfchen (Fig. 174). Dieses auch in einigen anderen Städten nachweisbare Motiv läßt am besten erkennen, wie der Sinn für die eigentliche Bedeutung einer bestimmten Schmuckform sich getrübt hatte. Ein verständigeres Motiv findet sich in Quedlinburg, indem dort statt der Abfäufung die drei Seiten einer achteckigen, scharfkantigen Schnürrolle den Übergang der beiden Schwellenflächen vermitteln (Fig. 175). Die Perlschnurschwelle erhält sich noch an einigen Orten, so vorzugsweise in Höxter, Stadthagen und Salzdahlungen.

Unterblieb die Abkehlung, so setzte man der Schwelle an ihrer oberen Kante



wohl auch eine profilierte Leiste vor, oder man verwandelte sie, wie in Quedlinburg, Steinweg Nr. 33 vom Jahre 1716, in Gemeinschaft mit den Füllhölzern und den Balkenköpfen in ein großes, zusammenhängendes Gefimse, dessen Gliederung die genannten Konstruktionsteile ohne Unterbrechung überzieht (Fig. 176). Im 18. Jahrhundert kommen fast nur noch schmucklose Schwellen vor.

Wie die Schwellen so bieten auch die Ständer, soweit sie überhaupt noch ornamentiert werden, wenig Bemerkenswertes. An dem wiederholt angeführten Hause der Breitenstraße in Wernigerode sind den oberen Hälften Masken vorgesetzt, den unteren Kelchbildungen geschnitten. In Stadthagen finden sich mitunter, so an dem besonders reichen, 1649 erbauten Hause des Marktplatzes, Figur 152, die Ständerflächen mit aneinandergereihten, barocken Schnörkeln, hin und wieder auch mit Metallornamenten verziert. In Salzufeln kommen neben ähnlichen Formen auch naturalistische Zierformen vor, so z. B. an der Langenstraße Nr. 47 Blumentöpfe, denen Pflanzen mit Glockenblüten entwachsen (Fig. 177), oder

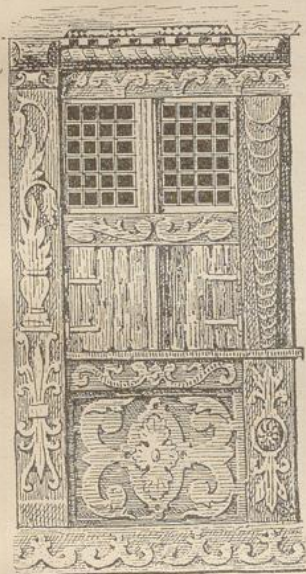


Fig. 177.



Fig. 178.

mißverstandene Nachbildungen von Hermenfüßen (s. die Fig.) an Quedlinburger Bauten erhielten die unteren Ständerhälften Verblendungen in Gestalt flacher Ballustraden (Fig. 176) und in Münden verlieh man den Eckständern mitunter die Form von Dreiviertelsäulen (Fig. 174). Auch Herford liefert zu ähnlichen Ständerdekorationen einige Beiträge, die sich bis zum Jahre 1691 erstrecken.

Verhältnismäßig am längsten erhielt sich der Gebrauch von geschnitzten Füllhölzern; sie verschwinden erst, seitdem das Auskragen der Geschosse überhaupt nicht mehr stattfindet. Am häufigsten gleicht ihre Grundform einem Viertelstabe, der entweder wie in Fig. 171 schlicht belassen, oder wie in Fig. 174 durch ein Rankenmotiv belebt ist. Als Zierform der Füllhölzer finden sich Blumenguirlanden an dem oben erwähnten Hause in Wernigerode, desgleichen an den Häusern Paulsstraße Nr. 19 und Dominikanerstraße Nr. 7 in Halberstadt (1710). Mit gleicher Grundform kommen sie an einem Wohngebäude der Ritterstraße Nr. 4 vom Jahre 1686 in Hameln vor, nur daß sie hier mit einem figürlichen Ornamente verziert sind, welches für den übeln Einfluß des Barockstils auf den Barockbau deutlich genug spricht (Fig. 178).

Als konstruktives Element erscheint das Füllholz an unserem Beispiel aus Halberstadt (Fig. 180), indem es in Gestalt einer kräftigen Eierstabwelle dem Schwellbalken eine Stütze bietet; eine Vergrößerung des Motivs findet sich an einem Hause der Backenstraße Nr. 43 in derselben Stadt (Fig. 179). — Neben jener beliebteren abgerundeten Form nimmt das Füllholz aber auch die Gestalt von über



einander vorgeschobenen Platten an, gewissermaßen als Nachbildung der älteren Zahnschnitt- und Konsolenfüllhölzer (die sich übrigens in Herford 1639 und in Höxter selbst noch 1642 vorfinden, nur daß statt dieser im günstigsten Falle Perlen-schnüre, oder wie in Halberstadt (Fig. 36) gewundene eckige Schnüre gewählt wurden. In Blomberg kommen die aufwärts strebende Blätterreihen und in Salzuffeln außerdem noch gewundene Schnüre an den Füllhölzern vor (Fig. 177).

Die wenigen, in den Figuren 152, 177 und 180 wiedergegebenen Beispiele von Fensterbrüstungsplatten sind so ziemlich alles, was die Verfallperiode an bemerkenswerten Bildungen dieser Art hinterlassen hat. Den entschiedensten Barockgeschmack zeigen die Platten des Hauses Breiterweg Nr. 64 in Halberstadt (Fig. 180). An dem Wernigeroder Gebäude, Breitestraße Nr. 32, verdient der Versuch einer Darstellung der Weltteile Afrika und Amerika durch dort heimische Menschen- und Tierrassen besondere Beachtung. Wie bescheiden man in den Ansprüchen an Schmuckformen geworden war, lassen am besten die Brüstungstafeln an dem 1653 aufgeführten Wohnhause in Halberstadt, Westendorf Nr. 23 erkennen, wo zwischen einigen Kerbschnittrosetten ein Linienzug zwei Herzformen bildet (Fig. 173). In Stadthagen und Salzuffeln sind die Brüstungsplatten vorzugsweise mit

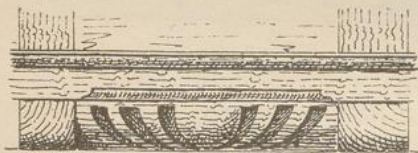


Fig. 179.

Schnörkelwerk in Verbindung mit Metallornamenten ausgestattet. An letzterem Orte behauptet auch die Fächerrosette noch ihren Platz (obere Mühlenstraße Nr. 1).



Fig. 180.

Was die Holzhäuser Salzuffeln besonders auszeichnet, ist, daß an ihnen die Fensterriegel fast durchweg von Flachornamenten bekleidet sind. Dieselbe Sitte tritt stellenweise auch in Lemgo und Stadthagen auf. Während die Riegel aber in Salzuffeln die Profillatten ersetzen (Fig. 177), wurden letztere in den beiden anderen Städten beibehalten, ja zum Teil sogar unter die Fensterriegel gerückt (Fig. 152), um so noch engere Wechselbeziehungen zu den Fensteröffnungen anzubahnen. Man ging jedoch in jenen Orten noch weiter und zog auch die Rahmhölzer und, wo solche vorhanden waren, die Sturzriegel in das Bereich der Schnitzarbeiten herein. Zweifellos gehören diese Gebäudegruppen trotz oder vielmehr wegen ihrer Überladung an Schmuckformen zu den vollkommensten Leistungen der Barockperiode; aber auch sie reichen kaum in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts hinüber, mit etwa 1660 schließt ihre Lebensdauer ab.

Statt der Platten findet sich sehr häufig gerades und geschweiftes Riegelwerk (Fig. 36) zur Füllung der Felder verwendet, eine Konstruktionsweise, die im Süden Deutschlands längst eingebürgert war, im Norden aber erst im 17.



Jahrhundert Boden faßte und infolge dessen nicht mehr zur vollen Entwicklung kommt. In Quedlinburg liefs man mehrere schwächere Riegelhölzer sich kreuzen und stellte so ein quadratisches über Eck gestelltes Muster her (Fig. 181), in Münden bediente man sich stärkerer Hölzer. Hand in Hand damit wird auch die übrige Wandfläche mit ähnlichen Mustern überzogen und hierdurch der Anstoß zur vollständigen Auflösung der bisherigen Ständerordnung gegeben. Zum Teil ersetzte man die Ständer durch schräggestellte Streben und Verriegelungen, um so einerseits die Schwelle mit dem Rahmholz konstruktiv zu verbinden, andernteils kleinere Gefache für gemustertes Mauerwerk herzustellen.

Bezüglich der Fensterumrahmungen bietet die Verfallperiode, abgesehen von den schon erwähnten Ornamentierungsversuchen in Salzufeln und Stadthagen (S. 130), nichts Bemerkenswertes. Mehr Wert wird offenbar auf die Verzierung der Haustüren gelegt, und der Zwang der Mode äußert sich darin, daß an manchem Wohnhause die ältere Haustür einer neuen, im Geschmack der Zeit ausgeführten weichen mußte.

In umstehender Figur 182 geben wir eine Thüre aus Hildesheim, welche als gebräuchlichstes Schema nicht nur für diese Stadt, sondern für ganz Norddeutschland gelten kann. Ein gekehltes Umrahmungsprofil verdeckt die Thürständer und den Sturzbalken, um unten mit einem Flachornament abzuschließen; oben ist dem Profil in der Mitte eine Art Schild, von Blattornamenten umgeben, vorgesetzt. Thürflügel und Oberlicht sind durch eine geschweifte profilirte Rahmleiste getrennt. Frei herausgeschnittenes Schnörkelwerk füllt das Oberlicht; die Thüren sind in rautenförmige Felder geteilt, denen barockes Rankenwerk zur Füllung dient. Die Bildung des Ornaments deutet zwar auf pflanzlichen Ursprung, läßt aber von der Naturform nichts mehr erkennen.

Außer dieser Grundform, deren hervorstechendste Merkmale in dem Umrahmungsprofil und dem Oberlicht bestehen, kommen aber auch noch reichere Thürumrahmungen vor, die sich in ihrem Gesamtaufbau den Thorfahrten der Renaissanceepoche anschließen. Säulen, verkröpfte Gebälke und selbst Giebelvorbauten mit Figuren (Portal des alten Andreanums in Hildesheim) gehören keineswegs zu den Seltenheiten und sind allerwärts vereinzelt anzutreffen (Marktstraße Nr. 1 in Quedlinburg von 1701, Münden a. d. W. u. f. w.).

Eine interessante Thorfahrt mit gewundenen Flachsäulen auf den Hauptstän-

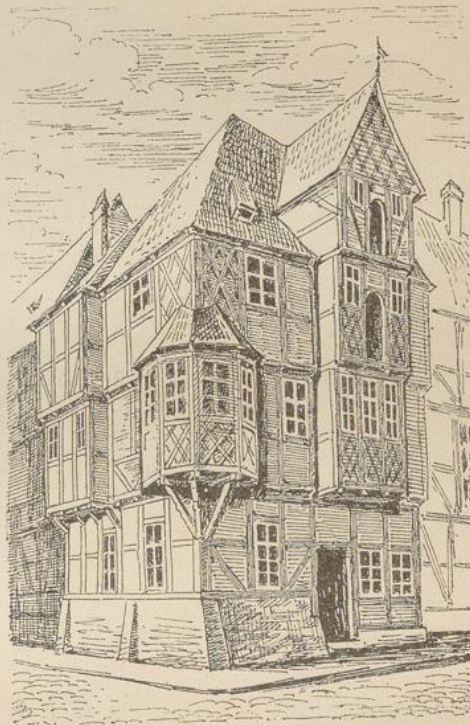


Fig. 181.



dern bietet der goldene Engel in Stadthagen von 1685. Sonst hat noch Salzuffeln eine stattliche Reihe beachtenswerter Thorfahrten aufzuweisen, an welchen sinnige Sprüche den Eintretenden empfangen. Überhaupt hat sich in der dortigen Gegend die schöne Sitte, das Eingangsthor mit Sprüchen zu versehen, noch vielfach bis zum heutigen Tage erhalten.

Die ornamentale Ausstattung der Treppen hat gegen früher nur geringe Abweichungen aufzuweisen; rechnet man die gedrehten Docken ab, so erhielt sich die ältere Anlage bis tief in das 18. Jahrhundert unverändert; erst von da an beginnt man allerdings die verschiedenen Treppenläufe in einen Raum zu verlegen

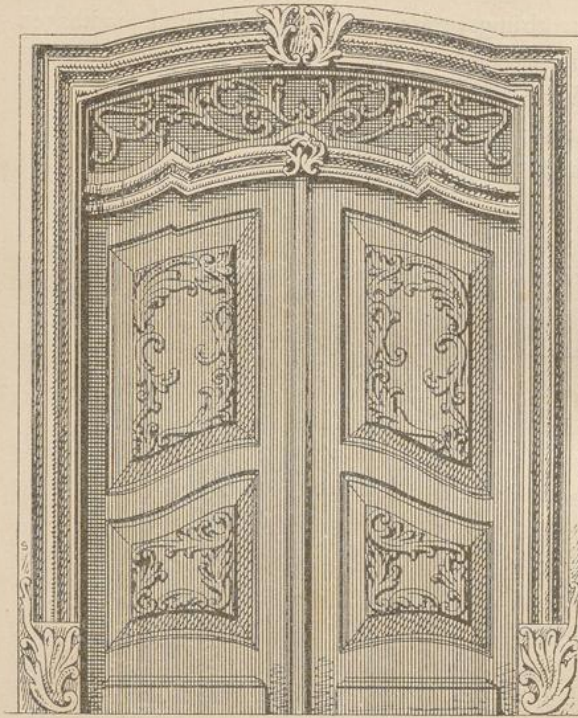


Fig. 182.

und dem Innenbau seine heutige Gestalt zu verleihen. Die Zimmerthüren sind nicht selten ähnlich den Hausthüren mit leichtem Schnörkelwerk belebt, während die umrahmenden Gewände mit ihrer reichen Profilierung und sonstigen Ausstattung verschwanden. Die ganze Erscheinung des Zimmers wird kahler und nüchterner, je mehr mit dem Rococo-Stil der Stuck zum Verputz der Decken und Wände aufkommt. Die geschweiften Formen des Rococo wiesen von selbst auf das bildsamere Material des Gipses hin.

So ward das Holz allgemach aus dem Innenbau verdrängt und seine früher beliebten warmen Farben durch weiße, graue, blaue und andere

kalte Töne ersetzt. Später erging es ihm an dem Außenbau auch nicht besser; man bemühte sich, auf eine billige, mühelose Weise den Steinbau nachzuahmen und mit Stuckornamenten aufzuputzen. Da konnte man denn freilich Vorkragungen und sichtbare Holzflächen oder gar Schnitzereien nicht mehr brauchen; diese mußten dem Auge durch einen Mörtelbewurf entzogen werden. Damit war aber der letzte Zerstörungsprozeß des norddeutschen Fachwerksbaues eingeleitet und seine schließliche Umbildung in den modernen Putzbau herbeigeführt.



ZWEITER THEIL.

---

DER

SÜDDEUTSCHE STÄNDERBAU

UND

DER BLOCKBAU.

---



ZWEITER THEIL

STADTVEREINE UND STADTVEREINE

DER BECKEN



# Das süddeutsche Ständerhaus.



Das süddeutsche Ständeverband



## Einleitung.



Waren im nordwestlichen Deutschland alle Vorbedingungen zu einem gesunden Aufblühen des Ständerbaues gegeben, so konnte sich der Süden nicht des gleichen Vorzugs rühmen. Hier kamen schon in vorchristlicher Zeit Einflüsse zur Geltung, welche einer gedeihlichen Entwicklung der Holzarchitektur hemmend in den Weg traten. Vor allem war das Vordringen der römischen Weltherrschaft bis über die Donau hinaus ein ausschlaggebendes Moment für die Entwicklung der Baukunst. Die befestigten Plätze der Römer, ihre Wohnhausanlagen, die von ihnen errichteten Prachtbauten, von denen Trier heute noch zu reden weiss, mussten dauernden Einfluss auf die süddeutsche Bauweise gewinnen. Auch im Mittelalter blieben die Beziehungen der Franken und Schwaben zum romanischen Süden erhalten, und wenn auch Italien zur Zeit der Gotik Lehre und Beispiel von den deutschen Baumeistern annahm, so wirkte es mit dem Aufkommen der Renaissance um so kräftiger auf jene zurück. Es darf uns daher auch nicht befremden, jenseits des Mains vorzugsweise die Steinarchitektur gepflegt und die überwiegend große Mehrzahl der hervorragenden Bauanlagen massiv aufgeführt zu sehen.

Wenn indes die Anführung dieser Thatsache das Wertverhältnis der süddeutschen Holzarchitektur zur norddeutschen herabdrückt, so soll damit doch nicht gesagt sein, dass die erstere keine beachtenswerten Früchte gezeitigt hätte. Freilich treten diese Früchte nicht so dicht gedrängt auf, wie zwischen Elbe und Weser, aber den Einzelercheinungen fehlt es nicht an originellem Reiz im Gesamtaufbau wie im geschnitzten Zierwerk.

Im allgemeinen kann die Sprachgrenze der nieder- und oberdeutschen Mundart auch als Grenze der norddeutschen und süddeutschen Ständerbauweise gelten. Wie dort kann man auch hier einzelne in ihrem konstruktiven Aufbau und in ihrer Dekorationsweise abweichende Baugruppen unterscheiden. Indes sind diese Abweichungen doch nicht so einschneidender Natur, als dass es erforderlich wäre, eine Trennung des Stoffes nach Provinzen oder Gauen vorzunehmen.



Von einigen Grenzgebieten abgesehen, wie vorzugsweise Hessen, wo norddeutsche Einflüsse nachweisbar sind, weicht das Aufbauschema des süddeutschen Ständerhauses, welches wir in Fig. 1 zur Anschauung bringen, wesentlich von jenem des norddeutschen ab. Wenn wir an letzterem als bemerkenswerte Eigentümlichkeit die starke Vorkragung der einzelnen Geschosse über einander hervorhoben, so finden wir zwar schärfer hervortretende Vorkragungen auch im Süden, allein sie sind hier keineswegs bedingt durch das konstruktive Gerüst, sondern sie haben entweder den Zweck Raum zu gewinnen, oder — was häufiger der Fall — sie dienen dazu, das dekorative Bedürfnis zu befriedigen. Gelang es uns für den norddeutschen Ständerbau die Entwicklungsgeschichte seines Vorkragungsprinzips festzustellen, so fehlen uns ähnliche Belege für die süddeutsche Bauweise; für sie wissen wir nur die eine Erklärung: man kannte die

prächtige Wirkung vorkragender Geschosse vom Norden her und suchte sie unabhängig von ihrer konstruktiven Bedeutung auf die eigenen Bauten zu übertragen.

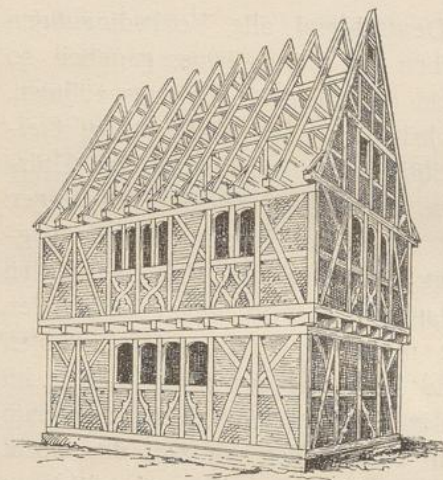


Fig. 1.

Dem starren norddeutschen Schema gegenüber bestehen die Merkmale und Vorzüge des süddeutschen Ständerhauses in einer gänzlichen Unabhängigkeit der Ständer von der vorspringenden Balkenanlage, in einer freieren Bewegung der einzelnen Konstruktionsteile und in einer dekorativen Ausbildung der Fensterumrahmungen, indem man letztere durch Vorschiebung aus der Wandfläche gleichsam vorkragt, ohne jedoch auch hier ein bestimmtes Einteilungsgesetz zu beobachten; kurz der Aufbau des süddeutschen Ständerhauses bewegt sich nicht in einem streng vorgeschriebenen Schema. Ziehen wir ferner noch die verschiedensterlei Anbauten mit in den Vergleich, so ergibt sich als weitere Eigentümlichkeit, dass den rechteckigen Ausluchten des Nordens im Süden willkürlich angelegte Chörlein und vieleckige Erker gegenüber-treten; legte man dort großes Gewicht auf die bildnerische Ausschmückung der Einzelformen, so wandte sich hier das Interesse mehr der malerischen durch Gruppierung einzelner Bauteile erzielten Gesamtwirkung zu.

Die freiere Behandlung der Konstruktion, welche auch in längeren Zeiträumen keine erhebliche Umbildungen erfahren hat, veranlasst uns, von einer zeitlichen Einteilung abzusehen; dafür werden wir aber, wo es Not thut, periodisch auftretende Konstruktionsarten der allgemein gehaltenen Beschreibung des süddeutschen Ständerhauses und seiner Bestandteile einreihen.



Die Geschichte des süddeutschen Ständerhauses beginnt streng genommen mit dem Jahre 1320, der Erbauungszeit eines vor mehreren Jahren abgetragenen Wohngebäudes in Marburg, dessen Kenntnis uns teils durch eine Aufnahme des Prof. Schäfer\*), teils durch einige im Museum zu Marburg aufbewahrte Fragmente überkommen ist. Da aber diesen Bau ein mehr als 150 Jahre langer Zeitraum von der Reihe der noch vorhandenen Holzhäuser trennt, so steht er mit seinen Eigenartigkeiten, welche sich später nirgends wieder finden, ganz vereinzelt da. Immerhin bietet er Interesse genug, um auf seine Eigentümlichkeiten besonders einzugehen und ihn der allgemeinen Abhandlung des süddeutschen Holzbaues voranzustellen.

Auf steinernem Sockel erheben sich, oben durch einen Rahmbalken mit einander verbunden, mächtige Ständer; auf dem Rahmbalken ruht des ersten vorspringenden Stockwerks vorkragendes Gebälk, von welchem jeder zweite Balken durch ein Kopfband unterstützt ist. Statt nun, wie es sonst zu geschehen pflegt, die darüber liegende Schwelle in ihrer ganzen Länge sichtbar zu lassen, wird sie von den Ständern des darauf folgenden Stockwerks überplattet, wobei jene außerdem noch über die Endflächen der vorkragenden Geschossbalken hinabreichen, um unten schliesslich in frei herabhängende Stiele mit Rosetten zu endigen. Die Schwelle ist ungewöhnlich niedrig und durch keinerlei Ringelbänder mit den Ständern verknüpft; der letzteren Querverband besteht in der Mitte aus einer vorge nagelten kräftigen Fensterbrüstungslatte

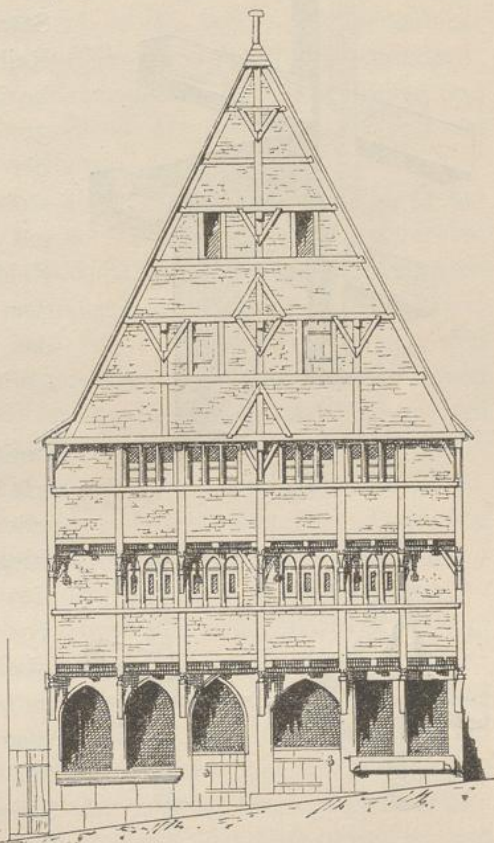


Fig. 2.

und oben in einem Rahmbalken, welchen vier Riegelbänder, zwei in der Mitte und je eins an beiden Enden, noch enger mit einander verbinden; der Rahmbalken dient aber auch gleichzeitig als Lagerholz für das vorkragende Gebälk. An dem zweiten vorgekragten Geschoße wiederholt sich die nämliche Anordnung. Hingegen nimmt die Balkenlage über diesem eine andere Richtung an; lief sie in den unteren Geschossen senkrecht zur Außenseite, so verlangte die Dachkonstruktion hier eine zur

\*) S. Die Holzarchitektur Deutschlands von Cuno, Schäfer.



Straßenflucht parallele Lage, und da trotzdem auch an dieser Stelle noch eine Geschossauskragung erfolgt, so treten die zwei obersten Wandrahmenbalken der Längsseiten sowie ein Unterzug in der Mitte aus der unteren Wandfläche hervor, um im Verein mit Kopfbändern der ersten Dachbalkenschwelle, oder — wenn man so will — dem Abschlussbalken des vorgekragten Giebfeldes als Stützen zu dienen.

Wesentlich verschieden von dem Unterbau gestaltete sich die Konstruktion des steil ansteigenden Giebfeldes. Während an ersterem die Entfernungen der Balken und Ständer infolge ihrer teilweisen Unterstützung

durch Kopfbänder annähernd gleiche bleiben, verteilt die Giebelfläche ihre Ständer ohne Rücksicht auf die unteren Reihen, auch unterbleibt jede weitere horizontale Abteilung durch Vorkragungen; rechnen wir das Mauerwerk, die Brüstungsriegel und die Schrägstreben, welche die mittleren Ständer mit der Giebelschwelle und dem ersten Kehlbalken verbinden, ab, so bleibt an dem Giebeldreieck von Holzwerk nur das getreue Abbild des Dachstuhles übrig.

Die eigentlichen Holzverbindungen besitzen eine überraschende Ähnlichkeit mit jenen der Braunauer Kirche; hier wie dort treten alle Schrägstreben und Riegelbänder aus den Flächen der durch sie verbundenen Konstruktionsteile hervor und sind mit ihnen sichtbar überplattet und verbolzt (s. Fig. 4). Noch auffallender macht sich aber die Verwandtschaft an der Verbindung der frei herabhängenden Ständer mit den Schwellen bemerkbar; wie jene an der Braunauer Kirche, durchkreuzen auch sie die untere Schwelle; die frei herabhängenden Stiele mit angeschnitzten Rosettenendigungen (s. Fig. 3) bedeuten hierbei weiter nichts als eine dekorative Zuthat. Beachtet man, dass vermöge der Ständerüberplattungen die Verzapfungen fortfielen, also eindringendes Regenwasser sich nirgends in Holzfugen ansammeln konnte, so erscheint die Anordnung frei schwebender Ständerstiele nur als eine wohldurchdachte Konstruktion, welche die alten Zimmermeister anwandten, um ihren Holzverbindungen nicht nur ein haltbares, sondern auch wetterfestes Gefüge zu verleihen. Die oberen Ständerenden schützten die Geschossvorkragungen hinlänglich vor Schlagregen und durften daher ohne

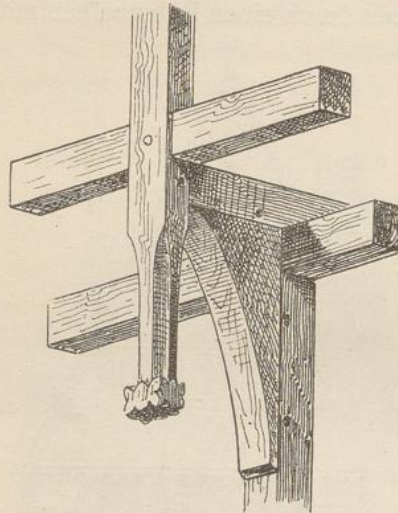


Fig. 3.

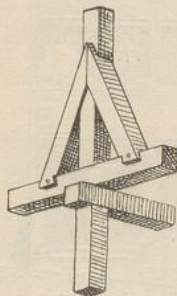


Fig. 4.

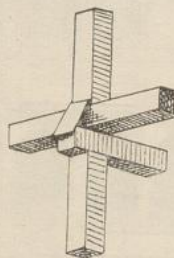


Fig. 5.

hängenden Stiele mit angeschnitzten Rosettenendigungen (s. Fig. 3) bedeuten hierbei weiter nichts als eine dekorative Zuthat. Beachtet man, dass vermöge der Ständerüberplattungen die Verzapfungen fortfielen, also eindringendes Regenwasser sich nirgends in Holzfugen ansammeln konnte, so erscheint die Anordnung frei schwebender Ständerstiele nur als eine wohldurchdachte Konstruktion, welche die alten Zimmermeister anwandten, um ihren Holzverbindungen nicht nur ein haltbares, sondern auch wetterfestes Gefüge zu verleihen. Die oberen Ständerenden schützten die Geschossvorkragungen hinlänglich vor Schlagregen und durften daher ohne



Bedenken dem Rahmholzbalken eingezapft werden; am Giebelfelde hingegen, wo die Ständer sich ebenfalls den Schwellen nur einzapfen, wird ein anderes Schutzmittel, etwa eine Verdachung oder Verschalung (s. Fig. 5) ihre Enden gedeckt haben. Die Kehlbalkenunterzüge, von Ständerpfosten direkt unterstützt, kragen als Stumpfen aus der Mauerfläche hervor und liefern so einen weiteren wertvollen Beleg für unsere im vorigen Bande aufgestellte Entwicklungsgeschichte der Geschossvorkragungen (s. B. I., S. 13).

Die sichtbare und vorgeschobene Überplattung einzelner Konstruktionsteile erscheint am deutschen Ständerbau als die älteste bekannte Holzverbindung und kommt nur noch sehr vereinzelt, wie beispielsweise an einigen Homberger Bauten aus dem 15. Jahrh., vor. Im Riesengebirge erhielt sie sich etwas länger, bis ungefähr Ende des 16. Jahrhunderts; hingegen sind in einer Ebene liegende Kreuzungen von Schrägstreben und Riegelbänder bis heutigen Tages sowohl in der Schweiz, als auch im Süden Deutschlands im Gebrauch verblieben.

Besonderes Interesse beanspruchen die Fenster- oder richtiger Lichtöffnungen. Am unteren Geschosse nehmen sie den vollen Zwischenraum zwischen den Ständern ein, sind teils mit Spitzbögen, teils mit wagerechten Sturzbalken geschlossen. In Form schmaler Spitzbogenarkaden treten sie in dem ersten Hauptgeschosse auf, wo sie, zu je dreien gruppiert, sich den Gefachen einfügen. Laden mit rechteckigen vergitterten Ausschnitten bilden in Ermangelung von Glasscheiben den Verschluss nach außen. An dem zweiten Hauptgeschosse sind die Fenster ebenfalls zu je dreien gekuppelt, schliessen aber rechteckig ab und sind zur Hälfte mit Laden, zur Hälfte mit hölzernem Gitterwerk versehen; an den Dachgeschossen sind die Fensteröffnungen mit vollen Läden abgeschlossen. Die Thüren sind — wie noch heute vielfach auf dem Lande — der Höhe nach in zwei Flügel geteilt, der obere dient während des Tages als Lichtöffnung, der untere bildet die eigentliche Thüre.

Darf nun auch ohne weiteres das oben beschriebene Gebäude als das einzige seiner Art bezeichnet werden, kommt doch unseres Wissens ein zweiter Fall von Ständerüberplattungen mit freischwebenden Endigungen in der gesamten Holzbaukunst nicht wieder vor, so birgt es andererseits doch schon die Keime zu dem späteren süddeutschen Aufbauprinzip, und man würde entschieden fehl gehen, wollte man, weil es uns die letzte und einzige Kunde von dem Holzprofanbau längst entschwundener Jahrhunderte überbringt, in seiner Bauart eine jenerzeit allerwärts verbreitete Zwischen- oder Vorstufe zu dem niedersächsischen Typus vermuten. Vielmehr lehrt der Vergleich mit dem älteren Schema des niedersächsischen Ständerhauses, dass es in seiner Entwicklung jenem um nichts zurücksteht, wohl aber, dass es in mancherlei Hinsicht weit eher als eine jenem vorgeschrittenere Stufe aufgefasst werden muss. Mit ihm hat es die Vorkragung der Balken und Geschosse gemein, auch liegen die Ständer mit dem Hauptbau in vertikalen Ebenen; dagegen unterscheidet es sich von



dem niedersächsischen Schema dadurch, dass zwischen den Ständern und den vorkragenden Balkenköpfen ein Rahmholz lagert. So nebensächlich nun auch das Vorkommen dieses Rahmholzes an dem Marburger Hause erscheinen mag, so wichtig ist es doch für den gesamten süddeutschen Fachwerkbau, als dessen charakteristisches Merkmal wir es später erkennen werden. Mit der Einfügung des Rahmholzbalkens empfing der Ständerbau den Anstoss zu einer neuen Entwicklung; eine gröfsere Ungebundenheit in der Anordnung seiner Balkenlage war ermöglicht und damit das ganze Aufbausystem in andere Bahnen gelenkt. Diese gröfsere Freiheit macht sich bereits an dem Marburger Hause erkennbar, denn wenn schon die hinter den Ständern befindlichen Geschossbalken (s. Fig. 3) der norddeutschen Einteilung entsprechen, so liegen zwischen ihnen auch noch andere Balken, für welche sowohl Ständer wie Kopfbänder fehlen.

Wohl liesse sich hiergegen einwenden, dass der Entwicklungsgang ebenso gut auch in umgekehrter Richtung erfolgen konnte, dass das Rahmholz in Norddeutschland ebenso gut erst später beseitigt als es in Süddeutschland hinzugefügt worden sei; allein die Erfahrung lehrt, dass man leichter aus einem streng gegliederten System in ein freieres übergeht und jenem durch Einfügung neuer Konstruktionsglieder lästige Fesseln abzustreifen vermag, als umgekehrt vorhandene brauchbare Teile zu beseitigen trachtet. Für uns gilt daher die Verwendung des Rahmholzbalkens als ein Beweis, dass die norddeutsche Bauweise ein höheres Alter als das Marburger Haus besitzt.

Fügen wir schliesslich noch hinzu, dass das Marburger Gebäude 1. kein Zwischengeschoss enthält, 2. ungleiche und grofse Ständerentfernungen aufweist, 3. eine ungesetzmäfsige Verteilung der Fenster in den einzelnen Gefachen aufweist und 4. keinen Zusammenhang der Giebelständer mit jenen des Unterbaues erkennen lässt, so haben wir damit seine wichtigsten Eigentümlichkeiten aufgezählt und erkennen in ihnen den gemeinschaftlichen Grundzug aller süddeutschen Fachwerkbauten: »den Mangel an gröfserer Gesetzmäfsigkeit«. —



## Erster Abschnitt. Die Konstruktion.

### 1. Wandbildung und Aufbau.

Wie schon bemerkt, tritt im Gegensatz zur norddeutschen Art in Süddeutschland bei der Wandbildung eine gewisse Ungebundenheit auf. Einmal halten die Ständer nicht gleiche Entfernungen ein, zum andern stehen sie nicht in lotrechten Ebenen, d. h. in vorgeschobenen Absätzen übereinander.

Die Aufsenwände der Geschosse bestehen aus einer Reihe Ständer. Diese werden unten von einer rechteckig behauenen Schwelle getragen, in der Mitte durch Riegel und Streben gegenseitig abgesteift und oben mittelst eines Rahmholzbalkens verbunden. Wie schon in der Einleitung erwähnt, erreicht man so die Möglichkeit, die darüber liegende Balkenlage nach Gutdünken anordnen zu können, ohne jedem Balken einen Ständer als Stütze zuteilen zu müssen. Die Folge war, dass die strenge Gleichförmigkeit der Bauten, die vertikale Gliederung der Gebäudeaufsensen in schmale durch Ständerlinien, Balkenköpfe und Kopfbänder eingefasste, lotrechte Felder aufhört, und der Vorteil entspringt, die Fenster nach Belieben ungebundener der inneren Einteilung anpassen zu können. Hingegen musste beim süddeutschen Holzbau der Mangel jeder festen Gliederung den sonst für Dekorationszwecke so äußerst wirksamen schrägen Füllbrettern und Kopfbändern die Berechtigung zu ihrer Verwendung entziehen und ihren Gebrauch auf bescheidene Grenzen beschränken.

Bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts treten allerdings Kopfbänder in dem Grenzgebiet nördlich des Maines ziemlich allgemein auf; anfangs in ihrer Bedeutung als konstruktive Bauglieder, um vorgekragten Balkenlagen nach norddeutschem Muster als Stützen zu dienen, später als gebräuchlich gewordene Zierden, die dann nur noch einzelnen vorspringenden Balken angeheftet und in kümmerlichen Dimensionen ausgeführt wurden. In ihrer Eigenschaft als Stützen frei vorspringender Erker erhalten sie sich länger, nehmen aber dann die Gestalt von frei aus der Wandfläche hervortretenden Streben an. An solchen Vorbauten erfüllen sie eine wirklich



konstruktive Aufgabe und ihr Gebrauch lässt sich bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts verfolgen. Einer dritten Art von Kopfbändern, Stützen für vorkragende Fensterreihen, begegnen wir später an den Fensterkonstruktionen.

Waren die Ständer an ihren beiden Enden durch Zapfen und Bolzen mit den Schwellen und Rahmholzbalken fest verbunden und stand infolgedessen ihr seitliches Ausweichen nicht zu befürchten, so benötigte man auch nicht jener Schrägstützen, welche sonst den Verband der Ständer mit der Schwelle verstärken. Dreieckige, den Raum zwischen jenen Konstruktionsgliedern ausfüllende Riegelbänder finden sich nur ganz ausnahmsweise (s. Fig. 89), vierkantige, die Ständer schräg abstützende Schubstreben wohl hin und wieder angewendet, während geschweifte, mit allerhand Zierformen versehene Riegelkreuze sich allerwärts breitmachen.

Als neues, im Norden zu keiner Zeit gebrauchtes Verbindungsglied tritt an der Wandfläche ein kleines geschweiftes Riegelband von dreieckiger Grundform auf, ein Eckholz, das man rechten Ecken der Schwellen, Rahmbalken und Ständer einfügte (s. Fig. 6), um so letztere an ihren Enden scheinbar zu verstärken. Diese Eckhölzer, welche mitunter eine recht wirksame Dekoration der Wandfläche erzeugen, verbreiteten sich am Rhein und

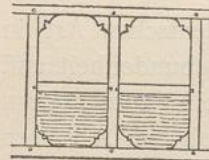


Fig. 6.

südlich des Maines von der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ab so ziemlich über das ganze dortige Holzbaugebiet, und bleiben ihm als beliebte Zierstücke bis tief in das 18. Jahrhundert zu eigen. —

Für gewöhnlich liegen die Riegelbänder in den Sichtflächen der durch sie vereinigten Holzteile, sind also mit ihnen bündig; die in der Einleitung beschriebene ältere Konstruktionsweise, an welcher ihr Verband mit den Nachbarhölzern mittelst sichtbarer Überplattung und Verzahnung erfolgt, findet sich, wie schon erwähnt, nur noch an wenigen Ständerbauten erhalten. Der Vorzug, welcher letzteren im Vergleich zu Zapfenverbindungen in konstruktiver Hinsicht zugemessen werden darf, wird andererseits durch die Schwierigkeit, das wandbildende Material den Gefachen einzufügen, mehr wie aufgewogen, und da ferner auch ihre vorspringenden Kanten Hindernisse in der Dekoration bilden, so gab man ihren Gebrauch schon frühzeitig auf.

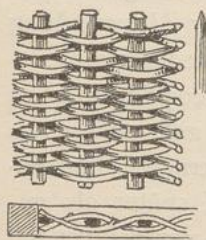


Fig. 7.

Zur Ausfüllung der Gefache benutzte man häufiger Weidenflechtwerk mit Lehmschlag und Mörtelbewurf (s. Fig. 7) als gebrannte Ziegelsteine und suchte mit Rücksicht darauf die Größe der Felder möglichst einzuschränken; die Einfügung vieler kleinerer Riegelstücke war daher nicht nur dekorativ, sondern auch konstruktiv geboten. Ihr Ersatz durch gänzlich geschlossene rechteckige Platten, wie sie der Norden in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts verwendete, kommt im Süden nur vereinzelt und zwar meist auf bevor-



zugte Stellen beschränkt, wie an einzelnen Fensterbrüstungen und Erkerwänden, vor.

Dahingegen bürgern sich am süddeutschen Ständerhause allerhand Verschalungen zu konstruktiven wie auch dekorativen Zwecken ein. Die geringe Auskragung der Geschosse, der Mangel an Kopfbändern erheischte eine andere organische Vermittlung der einzelnen Stockwerke, als es Füllhölzer oder Füllbretter vermochten. Verhältnismäßig frühzeitig, bereits in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, werden schon die unschönen Balkenstumpfen dem Auge entzogen und ihre Endflächen mittelst einzelner schräg gestellter Brettstückchen (s. Fig. 20) gegen Schlagregen geschützt, später liefs man längere Bohlen an ihre Stelle treten und nagelte sie hochkantig den Balkenlagen vor; wobei die höher gelegene Schwelle entweder die Balkenlage um Bohlendicke überragt (s. Fig. 67), oder aber gleichfalls von profilierten Verschalbrettern überzogen wird und so mit jener ein breites, scheinbar zusammengehöriges horizontales Gesims bildet. Ausserdem verwendete man schräg gestellte Schalhölzer noch zur Maskierung unbedeutender Geschossvorsprünge (s. Fig. 78) und verlieh mit ihrer Hilfe der Profilierung eine noch gröfsere Breite. — War ohnehin früher allein durch die Verwendung von Rahmholzbalken Anlass geboten, sich der im Norden gesetzmäfsig gewordenen Verteilung der Ständer zu entziehen, so fiel nunmehr, nachdem die scharf vortretenden Balkenköpfe verhüllt waren, auch der letzte Anlass für eine solche Anordnung weg; der breite Sims von Unterkante Rahmbalken bis Oberkante Schwelle mit seinen langgezogenen einförmigen Profilen liefs eine lebendigere Gliederung dieser Konstruktionsstücke nicht mehr aufkommen. Um jedoch die Wandfläche auf andere Weise zu beleben und sich für den Verlust der zu Schnitzornamentik so brauchbaren Schwellen- und Kopfbandflächen zu entschädigen, zog man das Fenster mit in die Dekoration, bildete seinen unteren Abschlussriegel als vorgekragte Schwelle aus und brachte letztere mit Nachahmungen von verschiedenen Kopfbandarten in Verbindung; wir kommen später eingehender auf diese eigenartige Konstruktion zurück. Der anderen Wandfläche legte man dagegen nur untergeordnete Bedeutung bei, beschränkte sich darauf, durch allerlei Riegelbänder und Backsteinmuster Flächenmotive zu ersinnen, und verzichtete auf ihre weitere architektonische Gliederung.

In schieferreichen Gegenden, wie am Mittelrhein und dessen Seitenthäler, tritt teils aus konstruktiven, teils aus dekorativen Gründen noch Schieferbekleidung hinzu. Anfangs als Ersatz der Schalbretter zur Bedeckung von Balkenköpfen und Schwellbalken in Form von Flugdächern an Geschossabschnitten eingeführt, verbreitet sich die Schieferbekleidung später, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, auch über die Giebelflächen und schliesslich über ganze Hausseiten. Dekorativ wirkte sie nicht nur durch ihre zum Holzton trefflich harmonisierende blaugraue Farbe, sondern auch vermöge vielgestaltiger Einzelformen und Verstellungen zu verschiedenen Flachmustern. In konstruktiver Hinsicht gewährt sie anderer-



seits den von ihr bekleideten Flächen einen wirksameren Schutz als alle anderen Bedeckungsarten.

In einzelnen allerdings seltenen Fällen, die der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts angehören, ging man mit der Verschalung der Fachwand sogar so weit, dass man, wie beispielsweise an dem Salzhaus zu Frankfurt a. M., die ganze Facade von unten bis oben mit Brettern verkleidete. Damit hatte aber die Verschalungswut im süddeutschen Holzbau ihren Gipfel erreicht. Nicht lange darauf, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. beginnt das Dekorationsbedürfnis nachzulassen und die nackte konstruktive Gestalt wieder zum Vorschein zu gelangen, dann allerdings aber auch nur, um in der nüchternsten Form den Übergang zum Putzbau einzuleiten. Im 18. Jahrhundert wird dieser allgemein und damit hört selbstverständlich der letzte Rest einer symmetrischen Verteilung von Holzflächen an der Ständerwand auf.

Als Gesamtbau wendet das süddeutsche Ständerhaus seinen Giebel der Strafe zu und schliesst für gewöhnlich mit steil ansteigendem altfränkischem Dach. In dem Aufbau seiner Geschosse weicht es insofern von dem norddeutschen Schema ab, als ihm das Zwischengeschoss mangelt. Wir wiesen schon im I. Bande, Seite 13, darauf hin, dass die norddeutschen Zwischengeschossanlagen den Geschossvorkragungen vorangingen, sowie dass man sie dort später mehr aus Gewohnheit beibehielt. Hier fehlte ihnen dagegen jede Berechtigung und wäre ihr Gebrauch zu keiner Zeit konstruktiv zu erklären oder geboten gewesen. Dem gegenüber hielt man im Süden, abgesehen von Hessen, im grossen und ganzen an dem altfränkischen Gebrauche fest, das Untergeschoss nur aus Steinen und zwar höher als im Norden aufzuführen. Konnte man wohl infolge dieser Anordnung weniger starke und lange Hölzer verwenden, als in Niedersachsen gebräuchlich war, so kommen doch und zwar auch an den untergeordneten Hof- und Nebenseiten durch mehrere Geschosse gehende Ständer vor, welche hier treffend mit «Stiele» bezeichnet werden.

## 2. Balkenlage und Deckenbildung.

Da im allgemeinen das süddeutsche Ständerhaus den Giebel der Strafe zuwendet, laufen seine Balkenlagen in der Regel ihr parallel. An allen Langseiten, welche gleichzeitig Nachbarhäusern angehören, also die Aufgabe von Zwischenwänden erfüllen, war eine Auskragung der Balken ohnehin ausgeschlossen; unterblieb aber auch dann, wenn die Seitenwände vermittlest Tropfenfallgänge frei standen. Entweder man bediente sich, wie bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts in Hessen, durchgehender Stiele und zapfte, nach norddeutscher Weise, das Gebälk in sie ein, oder lagerte dieses, wie es gewöhnlich geschah, auf Rahmholzbalken, ohne jedoch nach der Giebel- und Strafsenseite besondere Stichbalken einzufügen (s. Fig. 8). Wollte man nun nicht in den Fehler unserer Zeit verfallen und glatte Wände ohne Vorsprünge der Geschoss-

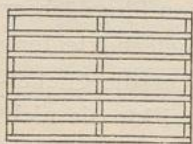


Fig. 8.



abschnitte herstellen, so war es bei einer solchen Lage und Anordnung des Gebälks eigentlich von selbst geboten, den äußersten der Straßenseite nächst gelegenen Balken, der hier gleichzeitig zur Wandschwelle wurde, über das untere Geschoss vorzuschieben. Diese Konstruktion bedurfte aber zu ihrer Haltbarkeit besonderer Stützen, und so liess man denn die beiden Rahmhölzer der benachbarten Seitenwände, sowie einen oder mehrere Unterzüge in der Mitte vorkragen und die vorgeschobene Wandschwelle tragen (s. Fig. 9). An geringen Ausladungen vermitteln und bedecken profilierte Schalhälzer die Vorkragung, an beträchtlicheren Geschossvorsprüngen hingegen, beschränkte sich die Verschalung auf die Schwelle und die Balkenstumpfen, welche letztere alsdann wohl auch hin und wieder vereinzelt Kopfbänder stützen.

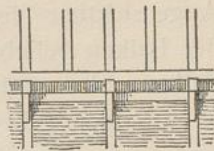


Fig. 9.

Obschon die eben geschilderte Anordnung der Balken für die Mehrzahl der Gebäude zutrifft, lassen sich doch an vielen Fachwerkhäusern auch andere Lagen nachweisen. Mit derselben Ungebundenheit, wie sie an dem Aufbau der Außenwände auftritt, wechselt ihre Richtung sogar mitunter an verschiedenen Geschossen ein und desselben Bauwerks; wie an dem ältesten Marburger Hause (s. Fig. 3) können die Balken des einen Stockwerks senkrecht, die des anderen parallel zur Straßenseite flucht laufen und lassen somit ein allgemein gültiges Gesetz nicht zu. Bemerkenswert sind ferner ihre mitunter sehr geringen Abstände, die, wie beispielsweise am Hause Limprecht in Frankfurt am Main, manchmal kaum anderthalb Balkendicken betragen (s. Fig. 10).



Fig. 10.

Füllbretter zur Verkleidung der vorkragenden Teile der gewellten Decke finden sich nur an wenigen älteren hessischen Bauten (s. Fig. 34), sie besitzen durchweg bescheidenen Umfang und reichen nie über die Unterkante Rahmholz hinaus; in gebogener Form und sehr mäfsiger Dicke besitzt sie das Rathaus zu Alsfeld (s. Fig. 21); hier wie in den meisten anderen Fällen beschränken sie sich nur auf den Raum zwischen den Balkenköpfen. In der nämlichen verschüchterten Gestalt begegnet man ihnen wohl hin und wieder im Riesengebirge (s. Fig. 94). In der zweiten Hälfte des 16. und 17. Jahrhunderts werden sie durch Füllhölzer ersetzt; jedoch kommen auch diese nur selten vor und bleiben in kümmerlichen Verhältnissen auf die Grenzgebiete beschränkt.

Ruhte das Gebälk parallel zur Straßenseite, so vertrat die Wandschwelle gleichzeitig den Abschluss der Deckenwellerung, und machte in solcher Gestalt Füllbretter und Füllhölzer entbehrlich, nahm jenes aber eine senkrechte Lage zur Straßenseite an, so bestand das gebräuchlichste Schutzmittel der freiliegenden Deckenfüllungen in der den Balkenköpfen vorgeagelten Verschalung. An dieser Stelle bezweckt letztere also nicht allein die Balkenenden vor Verwitterung zu behüten, sondern ebensogut



auch die zwischen ihnen befindliche Wellerung vor Schlagregen zu schützen, vollzieht also hier in jeder Weise die Aufgabe der Füllbretter.

Die Decken selbst bestehen wie im Norden aus parallelen Balken mit eingefügter Wellerung, die ihre obere Hälfte ausfüllt, so dass die untere behufs Aufnahme von farbigem und plastischem Schmuck, dem Auge sichtbar bleibt. Jene Decken aber, an welchen eine engere Lagerung der Balken beliebt war, dienten zur Ausbildung von Kassetten. In beiden Fällen schlossen die Gefache unten mit gehobelten und profilierten Brettern ab. Balkendecken größerer Räume erhielten zur weiteren Stützung Unterzüge.

### 3. Dach- und Giebelbildung.

Die Konstruktion des Dachstuhls stimmt im wesentlichen mit dem norddeutschen überein. Hier wie dort bilden mehrere Kehlbalkenlagen die Hauptglieder; um der Gefahr der Durchbiegung zu begegnen, erheischt die beträchtliche Länge der unteren Kehlbalken eigene Längsträger zu ihrer Unterstützung und diese wiederum freistehender Pfosten; außerdem verstärken Büge und Winkelbänder sowohl in der Längs-, als auch in der Querrichtung ihren Verband. Die Sparren setzen sich mittelst Zapfen und Verzahnung in die Dachbalken ein und tragen an ihrem unteren Ende Aufschieblinge; diese ruhen jedoch nicht wie in Niedersachsen auf einer besonderen Dachschwelle (s. Band I, Fig. 15), sondern sind den Dachbalkenenden direkt angeplattet. Infolgedessen unterbleibt die Vorkragung des Dachgeschosses und die Dachfläche selbst ladet bei weitem nicht so weit aus, als man es im Norden zu thun gewohnt war. Die norddeutsche Lösung mit vorgekrager Dachschwelle hat einzelne Vertreter im Osten, insbesondere im Riesengebirge aufzuweisen.

Wie es die Stellung des Hauses nicht anders mit sich bringen konnte, wurde vorzugsweise auf Ausbildung des Giebels großer Wert gelegt, an ihm entwickeln sich in reicher Mannigfaltigkeit alle möglichen Konstruktionen, die sowohl einer zeitlichen als auch örtlichen Scheidung bedürfen.

Die ältere Form war die eines steil ansteigenden gleichschenkeligen Dreiecks mit weit vorspringendem Dache (s. Fig. 17), die Giebelfläche erscheint hierdurch entweder ganz schlicht oder setzt sich aus mehreren einander vorgekragten Geschossen zusammen.

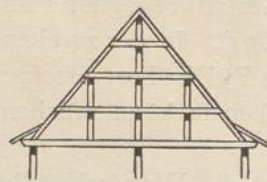


Fig. 11.

Anfangs des 16. Jahrhunderts verschwindet im südwestlichen Deutschland die obere Wandfläche der Giebelseite und räumt ihren Platz einer Abwalmung ein. Ursprünglich schloss diese rechteckig ab, ohne das obere Walmdreieck mehr als die anderen Dachflächen aus der Giebelwand hervortreten zu lassen (s. Fig. 2), später verwandelt sie sich, wie vorzugsweise in Nürnberg, in einen baldachinähnlichen Ausbau von halber sechseckiger oder achteckiger Grundform, der sich frei von der Giebel-



fläche abhebt und sie gleichsam als Haube abschließt (s. Fig. 12). Anlass zu dieser Umbildung mögen wohl ältere Windenvorrichtungen gegeben haben, welche sich an dieser Stelle dem vorkragenden Firstbalken einfügten und einer Verdachung bedurften; nachdem indessen einmal ihre vorzügliche malerische Wirkung erkannt war, trug man kein Bedenken, sie auch ausschließlich zu dekorativen Zwecken zu verwenden. Ihre

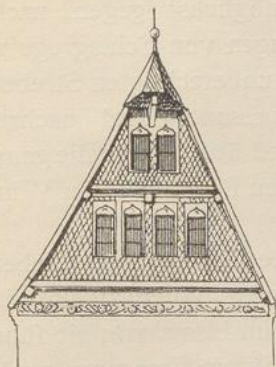


Fig. 12.



Fig. 13.

Spitze bildet gleichzeitig den Abschluss der Firstlinie; die Verdachung erfolgt bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts in Gestalt eines halben Zeltdaches mit geraden Ebenen, um sich später in geschweifte Flächen zu verwandeln (s. Fig. 13).

Mit Ausnahme der Grenzgebiete war von der Mitte des 16. Jahrhunderts ab diese wirkungsvolle Giebelendigung über das ganze süddeutsche Ständerbauggebiet allgemein verbreitet; am Main, Rhein und im Moselthal liebte man es, sie als pyramidal aufsteigendes halbes Sechseck in Gebrauch zu nehmen, in Nürnberg hin und wieder auch als halbes Achteck von nicht selten beträchtlichem Umfang; dort bildeten Schiefer, hier Hohlziegel das Deckmaterial. Die Konstruktion der Giebelbaldachine besteht aus kleineren von vorspringenden Stichbalken getragenen Gratsparren und eingefügten Riegelhölzern mit unterer Bretterschalung.

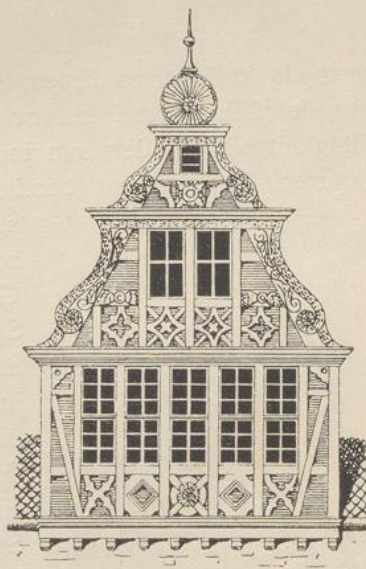


Fig. 14.

In der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts vollzieht sich eine weitere weniger glückliche Gestaltung des Giebelfeldes, fortan begrenzt man es nicht mehr durch vorspringende schräge Dachflächen, sondern lässt umgekehrt die Giebelfläche über jene hinausragen und in geschweiften Linien enden (s. Fig. 14). In dieser Konstruktion, welche dekorativen Gründen ihre Entstehung verdankt,



macht sich wieder die für eine gesunde Holzarchitektur so verderbliche Sucht, Gliederungen des Steinbaues nachzuahmen, in bedenklichster Weise geltend. Ob die Befriedigung dieser übel angebrachten Dekorationslust zum Vorteil oder Nachteil der Konstruktion ausfiel, kam nicht weiter in Betracht; man vergaß ganz die Bedeutung der weit vorspringenden Dachanlagen und missachtete mit die wichtigsten Regeln der Holzbaukunst.

Unbedacht gab man das Gebot, alle Holzflächen möglichst gegen nachteilige Wirkungen von Schlagrege zu schützen, dem unberechtigten Streben, steinerne Renaissancegiebel nachzubilden, preis und überlieferte die ganze Giebelfläche den Einflüssen von Wind und Wetter.

Eine dritte Gattung von Giebelbildungen kommt vorzugsweise im Moselthal und im Elsass vor, sie führt uns, wenn wir ihrem Ursprunge nachspüren, in die Schweiz. Zum Schutze der Wand schiebt sich das Dach weit über die Giebelfläche hinaus, um mittelst herabhängender oder stehender Konstruktionen sichtbar unterstützt zu werden. Einem freiliegenden Sparren-

paar als Auflager zu dienen, treten die Wandrahmenbalken der Längsseite aus der Giebelwand hervor und erhalten zur Verstärkung ihrer Tragfähigkeit Kopfbänder; um indessen den Sparren für ihre Verapfung ein faserrechtes Lager zu bereiten und gleichzeitig die Aufschieblinge zu

stützen, liegen auf den Wandrahmenbalken zunächst die Endstücke einer unterbrochenen Giebelschwelle. Oben schließten sich die Sparren einer Hängesäule oder Helmstange an, die ihrerseits entweder, wie in Fig. 15, in einem vorspringenden Längsträger und darunter geschobenem Kopfband ihren Halt findet, oder wie in Fig. 16, frei endet. Im ersten Falle überplattet die Hängesäule einen Spannriegel und gewährt zwei kleinen, den letzteren scheinbar tragenden Schrägstreben Gelegenheit zur Versatzung, im zweiten Falle vermittelt den Verband der Sparren, Schrägstreben und der Helmstange eine Zange. Bogenförmige Ausschnitte und allerlei kleinere Strebenstücke ersetzen das dekorative Schnitzornament und verleihen dem Holzwerk stellenweise das Äußere von gotischen Spitzbögen und Dreipässen.

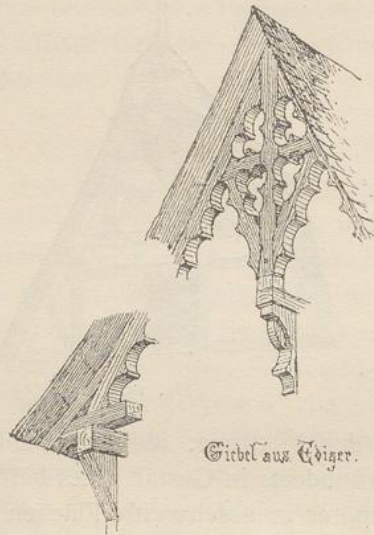


Fig. 15.

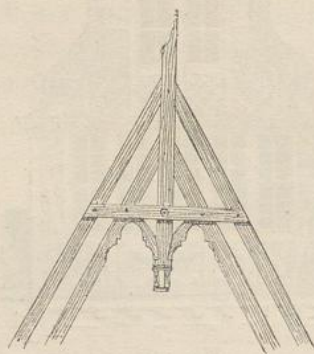


Fig. 16.

streben und der Helmstange eine Zange. Bogenförmige Ausschnitte und allerlei kleinere Strebenstücke ersetzen das dekorative Schnitzornament und verleihen dem Holzwerk stellenweise das Äußere von gotischen Spitzbögen und Dreipässen.



Aus diesen beiden Grundformen lässt sich eine Reihe verschiedenartigster Motive herleiten und vertritt diese Gruppe eine der wirksamsten und stilgerechtesten Zierweisen der gesamten Holzarchitektur; der Gedanke ihrer Ausbildung entspringt einem gesunden Gefühl und bemüht sich, die Dekoration mit den Eigenschaften des Holzes in Einklang zu bringen. Am häufigsten begegnet man ähnlichen Giebelkonstruktionen im Elsass, vereinzelt und vereinfacht wohl auch in Franken; der Zeit nach gehören sie der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts an. Berücksichtigt man, dass sie verhältnismäßig nur sparsam in den süddeutschen Gruppen vertreten sind, sowie dass sie in der Schweiz nicht nur den Ständerbauten des 15. und 16. Jahrhunderts angehören, sondern selbst heute noch mit Vorliebe verwendet werden, so wird man mit ziemlicher Sicherheit die Schweiz als ihre eigentliche Heimat erkennen, von wo aus sie in das benachbarte Süddeutschland hinübergewandert sein dürften.

#### 4. Eckbildung.

Die Aufgabe, die Konstruktionsglieder zweier benachbarten Hausseiten an der Ecke in organischen Zusammenhang zu bringen, wurde in Süddeutschland sehr verschiedenartig gelöst. Jene Ständerbauten, welche sich zur Stützung ihrer vorgekragten Geschosse Kopfbänder bedienten, ahmten mit

Vorliebe das norddeutsche Schema, soweit es sich um die Anordnung der drei über Eck gestellten Kopfbänder handelt, nach. So lange die Balkenköpfe an den älteren Bauten noch nicht verschalt wurden, traten sie über dem Eckständer zu je drei gepaart hervor und wurden von drei ihren Richtungen angepassten Kopfbändern unterstützt, wobei, da sie in gleicher Höhe liegen, zwei von ihnen durch Stichbalken ausgeführt werden mussten. Soweit wäre also die norddeutsche Lösung nachgebildet; den weiteren gesetzmäßigen Aufbau der Wand hingegen, hinderte die herrschende Regellosigkeit der Ständerverteilung und veranlasste an dem höher gelegenen Eckständer die nämliche Kopfband- und Balkenkopfgruppierung. Ein Beispiel hierfür gibt uns das in Fig. 17 dargestellte ehemalige Fischer'sche

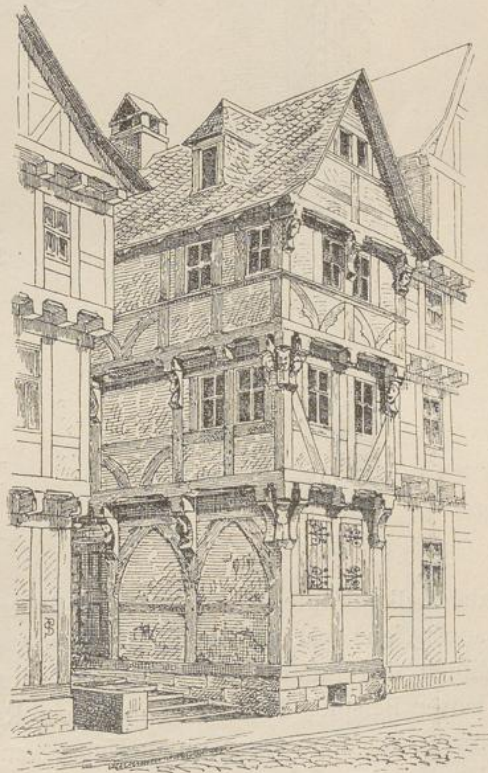


Fig. 17.



Haus in Marburg, dessen Abbildung wir Herrn Regierungsrat Cuno verdanken; es gehört unserer Schätzung nach der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts an, und vertritt in vortrefflichster Weise das Schema des gleichzeitig norddeutschen und süddeutschen Einflüssen unterworfenen Ständerhauses des hessischen Grenzgebietes (im Jahre 1866 wurde es abgebrochen).

Dieselbe Lösung mit den drei Kopfbändern erhielt sich aber auch noch dann, als bereits das Prinzip der Balkenverschalung Anwendung fand. War das weitere Aufbauschema schon zu jener Zeit, in welcher

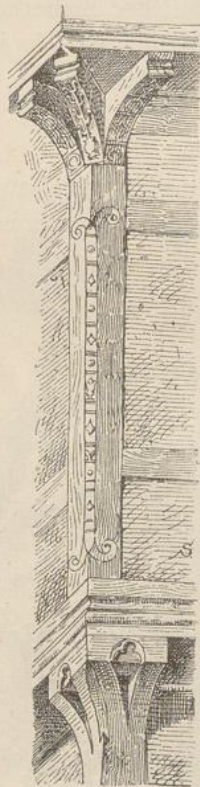


Fig. 18.

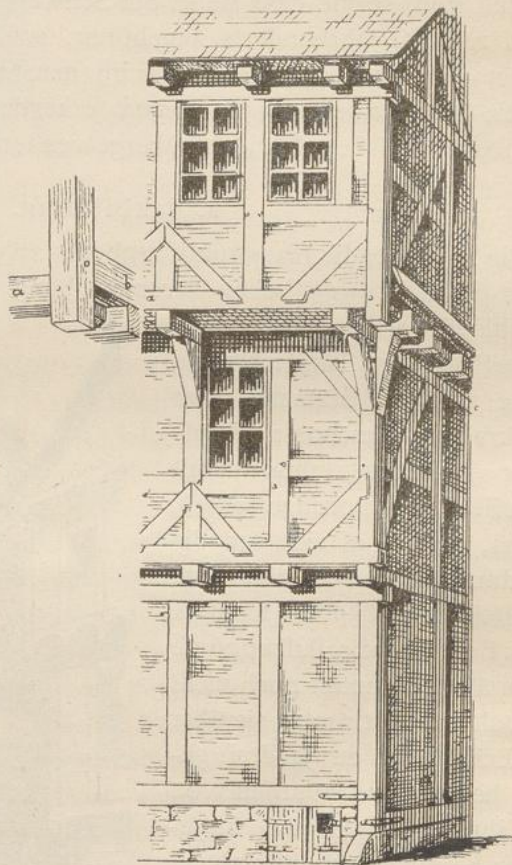


Fig. 19.

die Balkenköpfe noch sichtbar blieben, mit der Schwelle unterbrochen, so lag jetzt erst recht kein Anlass vor, die schwach angedeuteten Vertikallinien des unteren Ständers oben durch drei benachbarte fortzuführen. Unser Beispiel, Fig. 18, gehört dem Rückgebäude des Römers zu Frankfurt a. M., dem sogenannten Hause »zum Nyde« und der Zeit um 1520 an. Vor einigen Jahren ermöglichte seine damals erfolgte Renovierung die Aufnahme der Ecke; gegenwärtig bedeckt sie wieder ein grauer Verputz.

Fand die Auskragung der Geschosse nur nach einer Seite statt, so fiel die kompliziertere Ecklösung weg; man begnügte sich dann, ohne der Seitenfläche irgend welche Beachtung zu schenken, mit einem Kopfbande.



Eine gänzlich vereinzelte Konstruktion, welche die Ungebundenheit der süddeutschen Wandteilung auch auf die Ecke überträgt, bringen wir in Fig. 19, zur Darstellung; sie ist einem dem Rathause in Alsfeld ziemlich nahe gelegenen Eckhause entnommen und mag, weil die Riegelbänder noch in dem älteren Verband die Ständer und Schwellen sichtbar überplatten, etwa der Mitte des 15. Jahrhunderts angehören. Von den drei Hauptgeschossen des genannten Gebäudes kragt nur das oberste nach beiden Seiten aus, seine Balkenlage streicht parallel zur Langseite und findet in dem Rahmholzbalken der Giebelseite ihr Lagerholz. Da nun der äußerste vorgeschobene Hauptbalken (a) gleichzeitig die Schwelle der vorgekragten Längswand bildet, während die Schwelle der Giebelwand (b) über der eigentlichen Balkenlage liegt, so tritt hier der Fall ein, dass die Schwellen zweier benachbarten Wandseiten sich in ungleicher Höhe befinden. Statt nun sie sich kreuzen zu lassen und ihnen den Eckständer aufzustellen, verlängerte man letzteren, liefs sein Ende freischweben, und zapfte ihm die Schwellen zu beiden Seiten ein. Da ferner das über den unteren Eckständer vorkragende Rahmholz der Giebelwand, sowie der darauf gelagerte zweite Hauptbalken noch durch Kopfbänder gegen den Eckständer abgestützt werden, so ergaben sich als weitere Unregelmäßigkeit zwei Kopfbänder von ungleicher Länge. Wir fügen unserer Beschreibung noch hinzu, dass die Giebelwandschwelle (b) ein schräggestelltes Schutzblech deckt, sowie dass die Langseitenschwelle (a) von dem verlängerten Wandrahmenholz (c) der Giebelseite und einigen anderen vorkragenden Unterzügen getragen wird.

Als wirksame Illustration, wie weit die Gesetzlosigkeit im süddeutschen Ständerbau ging, findet sich an dem nämlichen Gebäude, ein Stockwerk tiefer, noch eine andere Eckkonstruktion. Hierselbst ward das Gebälk parallel zur Giebelseite gelagert und kragt das Geschoss dem entsprechend nur an der Langseite vor. Der äußerste Hauptbalken liegt bündig mit der Giebelwand und dient sowohl als Wandrahmenholz für das untere Geschoss, wie auch als Schwelle für das obere. Die drei an dieser Stelle sich überkreuzenden horizontalen Rahmhölzer und Schwellen kragen hierbei je über das darunter liegende Holzstück hinaus, so dass nach der einen Seite zwei Balkenstumpfen aus der Mauerfläche vortreten, nach der anderen Seite einer mit dem höher gelegenen Geschoss bündig wird. Die Sohl-schwellen zapfen sich wieder in ungleichen Höhen dem Eckständer an.

Wir sind damit in das Gebiet der Eckkonstruktionen ohne Kopfbänder übergetreten. Ähnliche Eckbildungen kommen bis in das 16. Jahrhundert vor; in Fig. 20 ist beispielsweise eine solche aus Alsfeld wiedergegeben, an welcher eine Geschossvorkragung überhaupt nicht stattfindet; hier stehen die Ständer in lotrechten Linien und sind auf beiden Seiten bündig. Um haltbare Holzverbindungen zu erzielen, treten



Fig. 20.



die Balkenenden über ihre Unterlage hinaus; sie gegen Schlagregen zu schützen, wurden ihnen Verdachungen durch kleine, schräg gestellte Holzschindeln vorgesetzt. Augenscheinlich liegen hier die nämlichen Motive vor, welche der Entwicklung des norddeutschen Vorkragungsprinzips Vorschub leisteten (s. Band I, S. 14), da man sicherlich nicht aus dekorativen Gründen die Balkenstumpfen aus der Wandfläche vortreten liefs. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts kam diese Art Konstruktion außer Gebrauch, oder verschwand hinter einer Verschalung.

Ein anderer Eckaufbau mit Geschossvorkragung ohne Kopfbänder und Verschalung, der auch noch einer verhältnismäfsig frühen Periode angehört, begegnet uns an dem 1512 erbauten Rathause von Alsfeld (s. Fig. 21). Wie in den früheren Fällen, ist auch an diesem Beispiel der Ständerstellung kein Wert beigelegt. Da die Schwellen und Balkenköpfe in gleichen Höhen liegen, mussten auf der einen Gebäudeseite Stichbalken zur Verwendung zu gelangen; die den Schwellen einge-

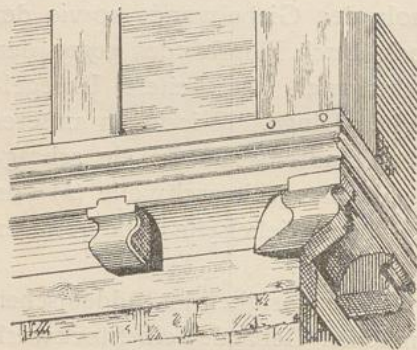


Fig. 21.

schnittenen Profile sind bis zur Ecke durchgeführt und enden hier auf Gehrung, welche sich auch auf den Eckbalkenkopf erstreckt. Auf solche Weise ist die Kontinuität der Ecklinie hergestellt und diese selbst scharf hervorgehoben.

Das nämliche Schema befolgen fortan sämtliche Ecken freistehender Ständerbauten; blieben die Balkenköpfe sichtbar, so bediente man sich zur Ausfüllung ihrer Zwischenräume Füllhölzer nebst anschließender Profilierung, wurden sie mit Bohlen verschalt, so gehen die jenen eingestochenen Profile in gleicher Höhe von der einen Gebäudeseite auf die andere über; immer, wenn auch Schiefer- oder Blechverkleidung an die Stelle der Verschalung tritt, bleibt die Ecke an der Vorkragung scharfkantig.

Als hervorragendes Charakteristicum der süddeutschen Bauweise für die Zeit nach 1520 kann die äußere Ausstattung des Eckständers durch Schnitzwerk aller Art gelten. Breiter als alle übrigen, wird er, wenn auch sonst an dem Hause keine weiteren Zierraten zu finden sind, von plastischem Bildwerk oder architektonischen Gliederungen überzogen und an seiner Eckkante stellenweise unterbrochen. Es bürgerte sich an ihm eine Reihe eigenartiger Motive ein, welche mit großer Beharrlichkeit in dem ganzen süddeutschen Gebiete immer und immer wiederkehren, ohne auch nur einmal im Norden angetroffen zu werden. Wir gehen nicht zu weit, um seine Bedeutung für die süddeutsche Holzarchitektur zu kennzeichnen, ihn als den Vertreter der norddeutschen Schwelle zu bezeichnen. In Straßburg hat sogar ein Eckgebäude am Domplatz — das weitaus



hervorragendste Fachwerksgebäude Süddeutschlands — um figürlichen Darstellungen noch mehr Raum zu schaffen, jedem Eckständer zu beiden Seiten einen weiteren Ständer beigefügt und so eine ansehnliche zusammenhängende Holzfläche hergestellt. Es fällt dies hier um so mehr auf, als die Schwellen und Balkenlagen nur schmucklose Bohlen verschalen, die in jüngster Zeit, wahrscheinlich als Ersatz einer ehemaligen Schieferverdachung, mit schrägen Blechen überzogen sind.

#### 5. Fenster, Thüren, Windeluken und andere Öffnungen.

In der süddeutschen Holzarchitektur spielt die Fensterkonstruktion durch ihre Eigenart eine wichtige Rolle. Wir machten schon in der Einleitung, bei der Beschreibung des ältesten Ständerhauses, auf den Umstand aufmerksam, dass die Verteilung der Fenster und Lichtöffnungen nicht von dem Rahmwerk und den Fenstern beeinflusst wurde, sondern sich nur den Bedürfnissen des Innenraumes anpasste. Die gleiche Tendenz weiter ausgesponnen finden wir an der Hofseite eines dem 15. Jahrhundert angehörigen Nürnberger Patrizierhauses, Winklerstraße No. 15, zum fertigen Schema herangebildet (s. Fig. 56), und wenige Jahrzehnte später, in der Mitte des 16. Jahrhunderts, tritt es in ganz Süddeutschland auf.

Das Wesentliche dieses Schemas besteht darin, dass an Stelle der in der norddeutschen Holzbaukunst gebräuchlichen Fensterlatte eine Fensterbankschwelle als Trägerin einer für sich abgeschlossenen vorgeschobenen Wandfläche mit Ständer und Rahmbalken (s. Fig. 22) tritt.

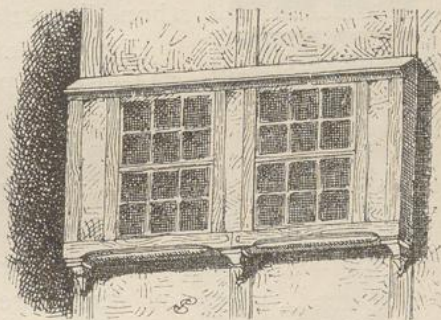


Fig. 22.

Wir haben es hier mit einer regelrechten Vorkragung zu thun, der weiter nichts fehlt, als konstruktive Begründung und Berechtigung. Schlösse diese Vorkragung seitwärts nicht mit Ständern und oben durch eine Verdachung ab, so könnte man wirklich irre geführt werden und eine Geschossvorkragung mit tief herabgehenden Fenstern vermuten, denn selbst Nachbildungen von Balkenköpfen und Kopfbändern treten an ihnen auf.

Deutlich genug macht sich hier das Bestreben bemerkbar, der prächtigen Wirkung der norddeutschen Geschossvorkragungen nicht verlustig zu gehen und da man sie den Stockwerksabschlüssen nicht einzufragen verstand, so versuchte man es mit selbständigen vorgeschobenen Anbauten. Diese Art Fensterbildung ist so charakteristisch, dass sie als hervorragendes Merkmal der süddeutschen Holzarchitektur für das gesamte 16. und 17. Jahrhundert gelten kann, ohne indessen solches Allgemeingut zu werden, dass man sie an allen Ständerbauten jener Zeit erwarten dürfte. Wechselt auch das Umrahmungsornament und die Architekturgliederung



der vorgekragten Fensterreihen mit dem jeweiligen Zeitgeschmack, so tastet doch kein Zeitalter, so lange sie überhaupt bestehen, ihre Konstruktion an.

Was diese betrifft, so haben wir an ihr zwei verschiedene Grundformen zu unterscheiden: entweder gehören die vorgeschobenen Ständer-  
teile den Wandständern an, d. h. sie sind ihnen angeschnitzt (s. Fig. 23),



Fig. 23.

oder aber sie sind ihnen vorgesetzt und bilden für sich abgeschlossene Gewändepfosten (s. Fig. 24). Im ersten Falle erleiden die Ständer durch die Fensterbankschwelle keine Unterbrechung und wird letztere ihren vorspringenden Teilen nur eingezapft; im andern Falle hat man es mit Scheinständern zu thun, welche in der freiliegenden Fensterbank-



Fig. 24.

schwelle ihr Auflager finden. An den Kopfbandnachahmungen hingegen bilden die den Ständern angeschnitzten Träger Scheinstützen, während sie unter den ununterbrochenen Fensterbankschwellen des zweiten Konstruktionssystems zu wirklichen Stützen werden. Beide Lösungen kommen neben einander vor, wenn schon die letztere die ältere zu sein scheint.

Eine andere Fensterkonstruktion, welche dem süddeutschen Prinzip gemäß, zwar auch eine selbstständige der Hauptwand vorgesetzte Umrahmung besitzt, allein nur aus schmalen profilierten Latten besteht (s. Fig. 25), hat uns das Alsfelder Rathaus überliefert. Der hier befolgten Anordnung unterliegt insofern ein konstruktiver Kern, als es eine Führung für den verschiebbaren Fensterladen herzustellen galt. Wie

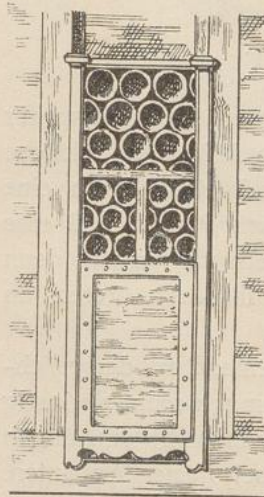


Fig. 25.

an den älteren Anlagen der Schweizer Urkantone und des Schwarzwaldes\*), werden nämlich die Laden mittelst einer innen angebrachten Schnur von unten nach oben gezogen.

Die Futterrahmen von Fenstern ohne dekorative Zuthaten oder Vorkragungen fügte man für gewöhnlich direkt dem Fachwerk ein, an kleineren rundbogig abgeschlossenen Lichtöffnungen, die in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts überall vereinzelt auftreten (unser Beispiel ist aus Königstein im Taunus), kommt es aber auch vor, dass, wie in Fig. 26, eigene Sturzriegel eingeschaltet und mit den benachbarten Ständern verzapft werden; waren hierbei die Öffnungen zu schmal, um sich der Wandständer als Gewändepfosten zu bedienen, so fügte man solche nach Bedürfnis der oberen Wandhälfte ein.

\*) S. Gladbach, Die Holzarchitektur der Schweiz, II. Aufl. S. 105. Eisenlohr, Die Holzbauten des Schwarzwaldes.



Die Thüren stehen in ihrer äußeren Form den norddeutschen sehr nahe. Der Spitzbogen als Thürsturz beschränkt sich nicht nur auf die Zeit der gotischen Formenwelt, sondern erstreckt sich auch, wie es unsere beiden Beispiele Fig. 27 und 28 aus Homberg und Treysa beweisen, über das 16. Jahrhundert hinaus bis tief in das 17te. Man darf indessen diesem vereinzelt Vorkommen nicht allzu großen Wert beilegen, obige Beispiele vertreten eigentlich mehr vereinzelte Nachzügler; im allgemeinen dauert die Herrschaft der Spitzbogenthür nicht länger als bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts; seiner spätgotischen Abart, dem Vorhangbogen, begegnet man auf Thürsturzbalken nur ausnahmsweise, noch seltener an Fenstern.



Fig. 26.

In der Konstruktion weicht das süddeutsche Schema insofern von dem norddeutschen ab, als seine Ständer nicht bis zum Rahmholz reichen, sondern mit dem Sturzbalken abschließen. Auch hierin macht sich also die Ungebundenheit der Anlage bemerkbar. Man war nicht gezwungen, die Thür feststehenden Ständern anzupassen, konnte vielmehr vermöge des Rahmholzes die zur Thürkonstruktion erforderlichen Hölzer ganz nach Gutdünken und Bequemlichkeit dem Fachwerksgerippe einfügen. Infolge dessen haben die Thürständer nur den Sturzbalken zu tragen, was entweder, wie in Fig. 27, durch horizontale, oder aber, wie in Fig. 28, durch schräge Auflagerung geschieht; im ersten Falle bewirken Zapfen die Verbindung, im zweiten werden Sturzbalken und Ständer auf Gehrung zugeschnitten. Im übrigen bleibt die Konstruktion die nämliche, wie wir sie eingehender bereits auf S. 19, B. I, beschrieben: der Scheitel des Spitzbogens liegt in der Mitte des Sturzbalkens, seine Verbindung mit den Kämpfern stellen kleinere Dreiecke her.

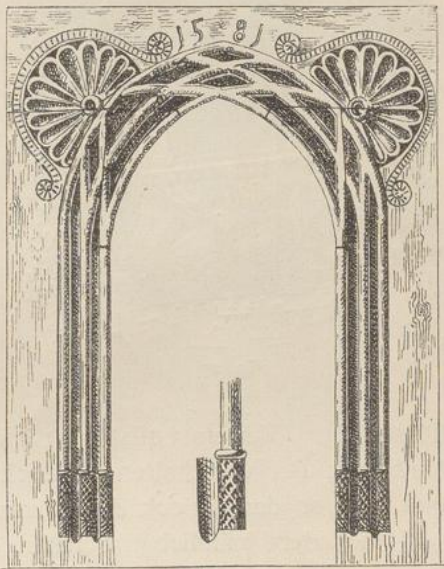


Fig. 27.

Die Thürflügel zierte in der Regel reiches Schmiedewerk, gegen dessen Reichhaltigkeit eine Umrahmungs-Profilierung der Gefache wenig in Betracht kommt. Nicht selten verlieh man ihnen die schon auf S. 7 erwähnte Zweiteilung, eine Höhentheilung, wie sie Fig. 28 näher veranschaulicht.

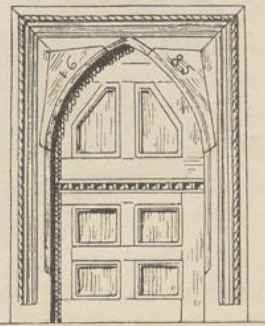


Fig. 28.



Von der Mitte des 16. Jahrhunderts ab treten Thüröffnungen mit rechteckiger Umrahmung nebst Säulen- oder Pilastervorbauten mehr in den Vordergrund. Die nämliche Gliederung findet auch an den Arkadenöffnungen vieler Nürnberger Hofgalerien Anwendung und erreicht hier ihre vollkommenste Entwicklung; auf die nähere Beschreibung ihrer Einzelformen kommen wir in dem nächsten Abschnitt eingehender zurück.

Recht interessante Konstruktionen und mitunter auch höchst malerische Anlagen bieten die Windeluken, welche stets, mag das Gebäude massiv sein oder aus Fachwerk bestehen, von Holz sind. In Nürnberg bildeten sie sich zu einer heimischen Spezialität heran, die in enger Verwandtschaft zu den dortigen Dacherkertürmchen steht. Fig. 29 bringt hierzu ein Beispiel aus der Augustinerstrasse No. 11 vom Jahre 1551. Als viereckiger Grundbau durchdringt dasselbe die Dachfläche, um von einer weit vorgeschobenen, als halbes Sechseck endenden Platte mit entsprechender Verdachung abgeschlossen zu werden. Die Winderolle liegt innerhalb dieses Raumes und ist den Blicken des Beschauers wie auch den Ein-

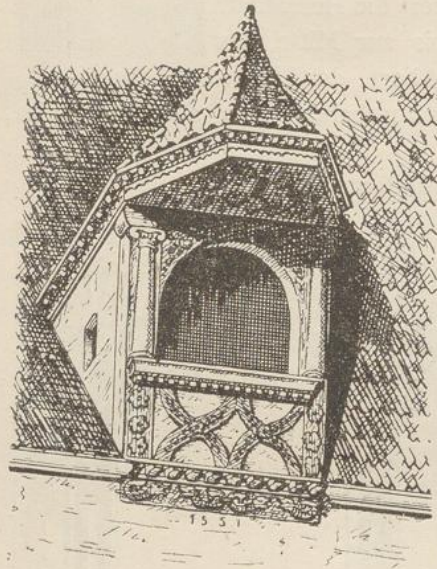


Fig. 29.

flüssen des Wetters vollständig entzogen; eine schmale Öffnung in der Unterseite der verschalten Verdachung dient zur Beförderung des Seiles und lässt so den Zweck dieses anmutigen Dachanbaues erraten.

Nach dem nämlichen Schema, wenn auch nicht immer mit gleicher dekorativer Ausstattung sind sämtliche Windeluken Nürnbergs aufgeführt; am Rhein und im westlichen Süddeutschland fehlt die vorspringende Verdachung, dafür schließt die Luke oben mit einem dreieckigen oder geschweiften Giebfelde ab (s. Fig. 30). Da hierdurch die Winderolle dem Wechsel der Witterung ausgesetzt würde, so verband man sie hier nicht mit einem Träger, sondern befestigte sie erst vor jedesmaligem Gebrauch an einem vorgeschobenen Balken. Zwei reizende Windeluken, deren konstruktiver Aufbau gleichzeitig dekorativen Zwecken dient, geben die Fig. 31 und 32 aus dem Moselthale von Vinningen und Alken. Auch sie schlossen mit dreieckigen Giebfeldern ab; als Stütze ihrer Sparren durchkreuzen sich zwei Schubstreben, welche mit jenen parallel laufen und gleich ihnen sich auf das kleine



Fig. 30.



Dachgebälk stützen. Die eigentliche Lukenöffnung ist rundbogig geschlossen und in derselben Konstruktion wie die Spitzbogenthüren gehalten (s. S. 23); in Fig. 31 schließt sich der Rundbogen direkt der Giebelschwelle an, in Fig. 32 trennt es ein offener Raum von jener; desgleichen liegt auch das Giebelfeld offen, was die konstruktive Gliederung noch schärfer hervortreten lässt.

#### 6. Erker, Chörlein und Erkertürmchen.

Eine der schönsten Zierden und bemerkenswertesten Eigentümlichkeiten des süddeutschen Holzbaustils besteht in der frühzeitigen und vielgestaltigen Anwendung kleiner An- und Ausbauten, wie Erker, Chörlein, Ecktürmchen, Lugaus und Dacherkertürmchen. Waren im Norden, mit Ausnahme der späten Nachblüte der Quedlinburger Gruppe, vieleckige der Gebäudeaufsenseite angefügte Erkervorbauten so gut wie ganz ausgeschlossen und erwirkten sich dort rechteckige von der Straßensehleh

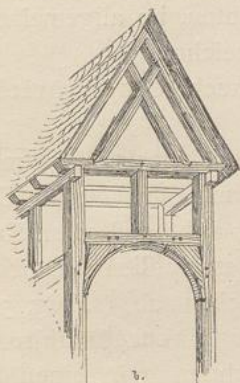


Fig. 31.



Fig. 32.

aufgeführte Ausluchten erst von der Mitte des 16. Jahrhunderts ab nach und nach Eingang, so steht dem gegenüber im Süden eine etwa hundert Jahre frühere Anwendung solcher reizvoller das Gebäude seitlich in Gruppen teilenden An- und Vorbauten.

Schon in dem Kassel nahen Homberg in Niederhessen, einem der nördlichsten Städtchen des Grenzgebietes, war ihr Gebrauch 1480 eingeführt; noch etwas früher mögen sie sich in Nürnberg und anderen Städten eingebürgert haben und nicht wenig Schuld daran tragen, dass man in der süddeutschen Holzarchitektur der Detailbildung wenig Wert beilegte. Infolge ihrer mannigfaltigen Grundformen in Verbindung mit einer gewissen Gesetzlosigkeit verleihen sie den von ihnen besetzten Gebäuden einen gar vielseitigen Reiz. Ohne sich an eine bestimmte Schablone zu binden, nehmen sie bald eine eckige, bald eine runde Gestalt an; bald lehnen sie sich einer Kante, bald irgend einer Wandseite an, auch die eintönigen Dachflächen werden durch sie unterbrochen und belebt, kurz, man befeilsigte sich in jeder Weise, die malerische Wirkung der Bauten möglichst zu steigern und reiche Abwechselung in ihrer Gruppierung herbeizuführen.



Die Gruppenarchitektur spielt im Süden eine wichtige Rolle und lässt die dortigen Bürgerhäuser heiterer und anmutiger erscheinen als die norddeutschen Ständerbauten, welchen dafür andererseits eine um so grössere Ordnung innewohnt. Mag daher auch Nürnberg mit seinen vielgestaltigen Erkertürmchen und Chörlein einen bestechenderen Reiz auf den Beschauer ausüben, als sein nordischer Rivale, Hildesheim, so ist dieser, was Einzelformen und strenge Gliederung betrifft, ihm doch weit überlegen.

Die in Rede stehenden Anbauten haben wir sowohl nach ihrer äusseren Gestalt, als auch nach ihrer Stellung zum Gebäude in verschiedene Gruppen zu klassifizieren. In Beziehung auf ihre Form unterscheiden wir:

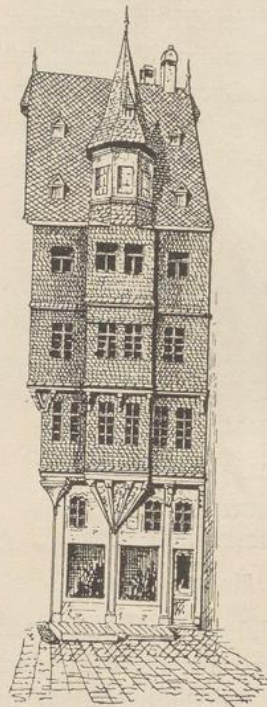


Fig. 33.

1. Rechteckige Vorbauten, ihrer norddeutschen Bezeichnung »Auslucht« entsprechend, führen sie den Namen »Lugaus«;

2. polygonale Ausbauten, im allgemeinen mit Erker oder Chörlein bezeichnet;

3. runde Ausbauten, auch Rundchörlein genannt.

Das Lugaus erstreckt sich meist über mehrere Geschosse, steigt entweder mit seiner vollen Grundfläche von unten auf oder ruht auf einer Konsole des steinernen Erdgeschosses; schliesst es oben mit einem selbständigen Türmchen ab (s. Fig. 33), so fällt es in die Kategorie der Erkertürmchen.

Mit Chörlein bezeichnen wir einen polygonalen Anbau, wenn er auf einer Konsole ruht, sich nur über ein Geschoss erstreckt und oben mit einem halben Zeltdach endet; Erker nennen wir ihn dagegen, wenn er an der Straßensohle beginnt, und Erkerturm, wenn er oben mit einem vollständigen Zeltdach unabhängig vom Hauptdache abschliesst.

Hinsichtlich ihrer Stellung zum Gebäude behalten die oben hergezählten Erkerarten ihre Benennung bei, wenn sie einer Wandfläche vorgesetzt sind; fügen sie sich einer Ecke an, so wird das Chörlein zum Eckchor, das Erkertürmchen zum Ecktürmchen und der Erker zum Eckerker; durchbrechen sie die Dachfläche, so führen sie den Namen Dacherker, wenn ihre Giebelspitze durch eine horizontale Gratlinie mit dem Hauptdache verbunden ist und schliesslich Dacherkertürmchen, wenn ein Zeltdach sie bekrönt. Dachreiter kommen nur ganz ausnahmsweise an Profanbauten vor.

Wenige Ausnahmen abgerechnet, reicht ihr Unterbau nicht bis zur Straßensohle; die grosse Mehrzahl der verschiedenen Erkerarten — abgesehen natürlich von den Dachausbauten — stützt sich auf eine Konsole oder einen Kragstein, in den die einzelnen Kanten zusammenlaufen.



Fehlt das steinerne Untergeschoss, so tritt an Stelle des Knaufsteines ein Ständeraufsatz, oder die Stützung erfolgt wie in Fig. 39 durch Kopfbänder in Gestalt von Streben, von denen jedes sich einem besonderen Ständer anfügt. In späterer Zeit, im 17. Jahrhundert, pflegte man diese Stützen durch geschweifte Brettstücke zu verkleiden und den ganzen Ausbau mittelst eines entsprechenden Farbenanstrichs mit dem Material des Hauptbaues in Einklang zu bringen.

Während die Chörlein, wie in Nürnberg, in den meisten Fällen massiven Gebäuden angebaut sind und als hölzerne Bestandteile steinerer Wohnhäuser eigentlich erst in zweiter Linie für den Holzbau in Frage kommen, treten die Erker, Lugaus, Rund- und Eckchörlein, sowie Ecktürmchen mehr an Ständerbauten auf, mit denen sie sich sowohl konstruktiv als auch architektonisch eng verbinden. Da ihr konstruktives Gerippe im großen und ganzen einem Schema einverleibt werden kann, so beschränken wir uns auf die eingehendere Beschreibung eines Beispiels und fügen, soweit es geboten scheint, abweichende Einzelheiten anderer Erker-typen später hinzu. Wir wählen zu diesem Zweck den ältesten uns bekannten Erkerausbau, das Ecklugaus an dem 1480 errichteten Gasthause zur Krone in Homberg (Niederhessen), Fig. 34.

Nach Art der norddeutschen Eckbildung vorgekragter Geschosse, erheben sich von seinem unteren Pfosten drei regelrechte Kopfbänder. Sie stützen drei über dem Eckständer sich vereinigende Stichbalken, von welchen die beiden äußeren die Kanten des Lugaus ansetzen, während der innere das vordere Schwellenstück tragen hilft. Der so gebildeten Vorderseite schließten sich die beiden Nebenseiten rechtwinkelig an, indem sie ihre Verbindung mit dem Hauptbau durch Wandständer finden. Nachdem aber einmal die Grundform für den Ausbau geschaffen war, ergab sich die Wandbildung von selbst; Eckständer bilden die Kanten, Rahmhölzer und auf Gehrung zugeschnittene Fensterprofil-Latten stellen den erforderlichen Quer- resp. Zangenverband her, während geschweifte Riegelbänder ihnen weiteren Halt verleihen. Wie das gesamte darüber liegende Stock-

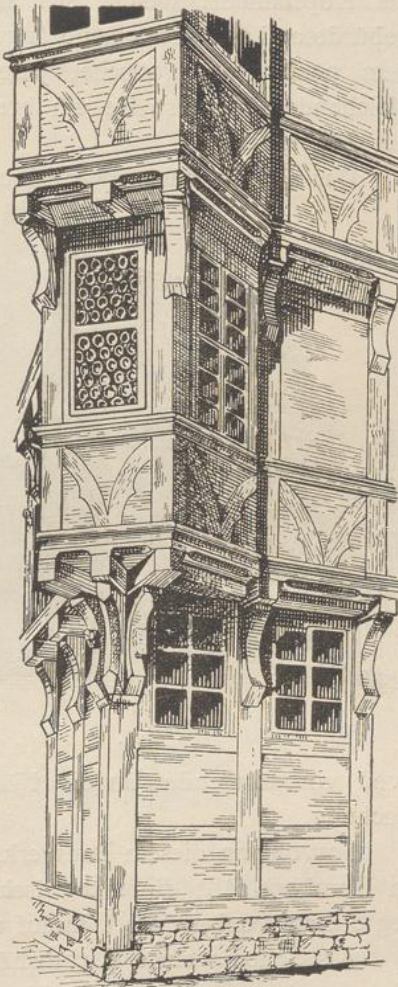


Fig. 34.



werk, kragt auch das oben breiter werdende Lugaus über seinen unteren Teil hervor; hier vermittelt aber nur ein schräg gestelltes Kopfband die Eckbildung, wogegen der die Schwellenmitte unterstützende Stichbalken des darunter befindlichen Fensters halber ohne Unterstützung bleibt. Oben schließt sich gegenwärtig der Vorbau dem Hauptdache schlicht an; ursprünglich wird ihn wohl ein eigener Helm gekrönt haben. Das Gerüste des ganzen Erkerbaues ist aber nicht allein konstruktiv richtig zusammengefügt, es wirkt auch dekorativ durch die glückliche Verteilung der Kopfbänder, welche sich nach unten, entsprechend der ihnen aufgebürdeten Last, zusammendrängen. Das genannte Gebäude besitzt außerdem noch zwei gotische, jenem am Alsfelder Rathause (s. Fig. 35) gleichende Erker, sowie ein breiteres Lugaus an seiner Schmalseite aus der Zeit um 1550.

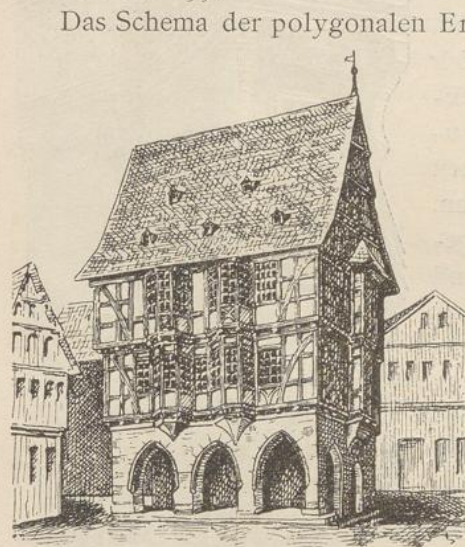


Fig. 35.

Das Schema der polygonalen Erkerbauten enthält die Abbildung des Alsfelder Rathauses (s. Fig. 35) und gleicht jenem der Chörlein; sein Grundriss (s. Fig. 36) besteht aus einem Parallelogramm mit drei gleichen Seiten, der Aufbau stützt sich auf einer steinernen Kragkonsole und erstreckt sich ohne weitere Zuthaten mit derselben Gefacheinteilung, den nämlichen Balkenköpfen und der gleichen Auskragung der übrigen Wand über zwei Geschosse, um sich oben dem weit vorspringenden Hauptdache anzuschmiegen. An der Giebelseite des 1512 errichteten Gebäudes befindet sich ferner ein rechteckiges Lugaus mit

weit vorspringender an die Nürnberger Windenluken erinnernden Verdachung.

Sowohl an diesem Bauwerk, wie auch an dem Gasthause zur Sonne in Homberg fällt die symetrische Verteilung der Ausbauten auf, später legte man weniger Wert darauf und ordnete sie mehr nach Gutdünken an.

Als Schema eines Rundchörleins bringt Fig. 53 den unteren Abschluss eines solchen aus Limburg, das der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts angehört. Den Schwellenkranz tragen fünf freistehende Streben, welche sich auf einen profilierten halbrunden Ansatz eines Wandständers stützen. Die Wandfläche des Rundchörleins ist gegenwärtig leider verputzt und gestattet keinen Einblick in die weiteren Eigentümlichkeiten der Konstruktion.

Als eine Abart des Rundchörleins kann der runde obere Geschossausbau eines Hauses in Treifs an der Mosel (s. Tafel D) gelten, der hier

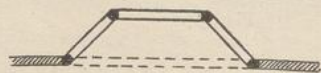


Fig. 36.



die ganze Hausseite einnimmt und oben mit einem halben Zeltdach sich der Giebelfläche anschließt. Vorspringende Geschossbalken tragen die halbrunde Stockwerksauskragung über dem steinernen Untergeschoss, und da eine Schwelle die Rundung nicht herzustellen vermochte, so liefs man die Ständer durchgreifen und die einzelnen Schwellenstücke sich ihnen einfügen. Sonst ist das Gebäude verputzt, besitzt aber durch seinen originellen oberen Abschluss, den noch eine Windenluke wirksam unterbricht, ein höchst malerisches Gepräge.

Den Vertreter der vierten Gattung von Anbauten, den Erker-türmchen, geben wir in dem durch Fig. 33 dargestellten Eckhause des Römerbergs und des alten Markt aus Frankfurt am Main vom Jahre

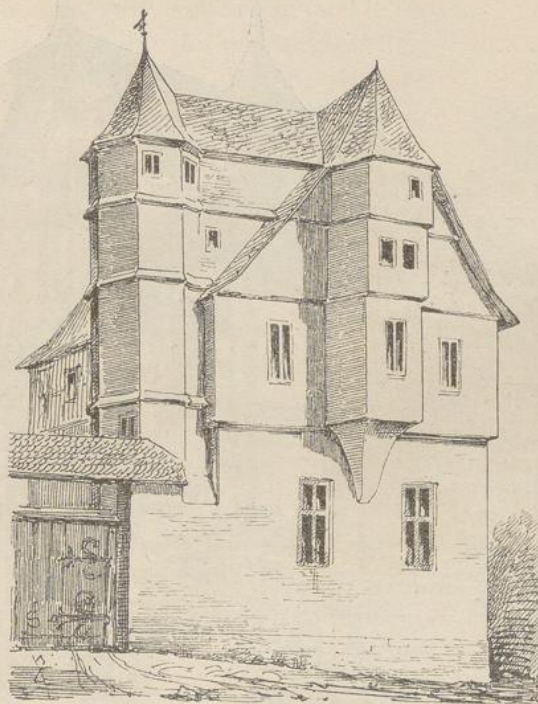


Fig. 37.

1562. In Gestalt eines rechteckigen Lugaus setzt sich hier die mit Schiefer verkleidete Fachwerkswand einem unten spitz zulaufenden Kragstein auf, kragt gemeinschaftlich und gleichwertig mit den einzelnen Geschossen aus, geht oberhalb der Dachfläche in ein regelmäfsig Achteck über und endet mit einem spitz zulaufenden Zeltdach. Erscheint dieser eigenartige Vorbau in seinen unteren Geschossen mehr als organischer Bestandteil der Wohnräume, so nimmt er oben dafür die Gestalt eines Turmes an. Berücksichtigt man, dass er hier die Langseite eines Eckhauses ziert, so wird man in seiner Anlage unschwer die Absicht erkennen, die Eintönigkeit der Dachfläche wirksam zu unterbrechen, weshalb er sich auch in der Mitte der Gebäudeaufsenseite befindet.

Ein anderes Erkertürmchen bringen wir in der Abbildung eines am



Limburger Dome gelegenen Hauses (s. Fig. 37) zur Anschauung, weil es als Vertreter einer großen Schaar ähnlich gearteter Hausbauten gelten kann. Hier belebt es die sonst nackte Giebelseite des Gebäudes und schließt mit deren Firstlinie ab; eine turmähnliche Ausbildung war an dieser Stelle überflüssig, kam aber an dem Eckturm zur Ausführung.

Fig. 38 stellt das fünfte Schema, ein Eckerkertürmchen aus

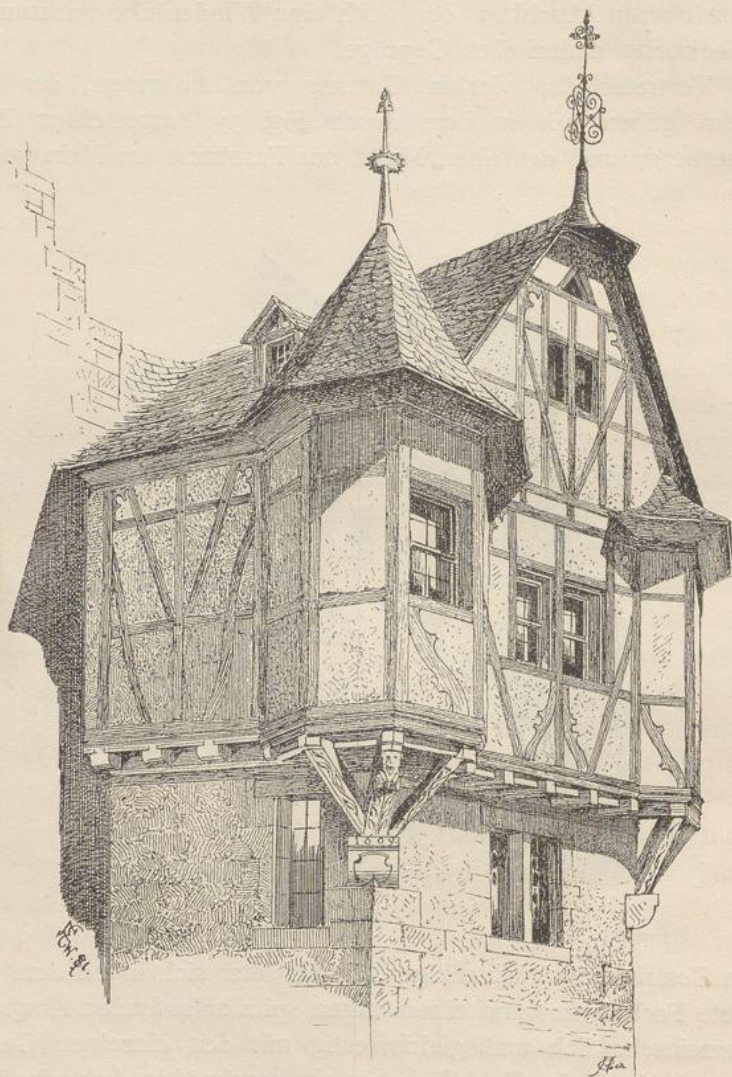


Fig. 38.

Münstermayfeld im Moselthale vom Jahre 1609, dar. Es besteht aus vier Seiten eines regelmäßigen Sechsecks und fügt sich der Ekkante des ersten Geschosses an; seine drei Ecken unterstützen freistehende Streben, welche des massiven Untergeschosses halber auf einem vorspringenden Kragsteine ruhen. Das keck von der Hauptdachfläche sich abhebende Zeltdach im Verein mit einem zweiten Eckerker verleihen dem Gebäude ein reizvolles Ansehen. Als Schema für die Spätzeit kann ein aus



Rhense am Rhein ein auf zwei Schrägstützen ruhendes rechteckiges Lugaus aus dem 18. Jahrhundert gelten, das unverhältnismäßig weit in die Strafe hineinragt. Die Streben setzen sich zwei halbrunden Holzsäulen auf und laufen unter sich parallel nach den Kanten des Vorbaues; Rahmwerk und Gebälk sind sowohl seitwärts als auch unten durch Verschalung gedeckt; oben stellt ein geschweiftes Zeltdach mit freistehender Spitze den Abschluss her, wodurch diese Kategorie von Vorbauten eine Mittelstellung zwischen den Lugaus und Ecktürmchen einnimmt.

Reihen wir schliesslich als Vertreter von Holzvorbauten an Massivgebäuden den obigen Typen noch zwei besonders in Nürnberg zahlreich anzutreffende Arten, ein aus Holz gezimmertes dreiseitiges Chörlein mit Kragsteinkonsole und Zeltverdachung (s. Fig. 40) und ein auf Konsolen gestütztes rechteckiges Lugaus aus der Barockzeit (s. Fig. 41) an, so haben wir damit die gebräuchlichsten Grundformen der Erkerbauten erschöpft.

Eine andere Gruppe malerischer Ausbauten, die häufig Massivgebäuden zum Schmuck verliehen wurden, bilden die Nürnberger Dacherkertürmchen. Ihre Grundform ist für gewöhnlich rechteckig, selten dass sie polygonartig abschließen. Die gebräuchlichsten Typen vertreten die Figuren 42 und 43. An dem ersten Beispiele wird die zwei Fenster breite Vorderseite aus drei mit allerlei architektonischem Blendwerk verkleideten Ständern gebildet; bis zur Brüstungshöhe füllen Holzplatten ihre Zwischenräume aus, oben verbindet sie ein Rahmwerk sowohl unter sich, als auch mit den benachbarten Sparren, welche bis dorthin gleichzeitig den Längswänden als Träger dienen. Ihr kühngeschwungenes Zeltdach führt durch acht von den Ecken und Seitenmitten entspringenden Rippen die quadratische Grundform nach der Helmspitze in eine achteckige über, und endet oben in eine reiche schmiedeeiserne Verzierung. In vereinzelten Fällen, wie an der Tucherstrasse No. 21, stehen die Dacherkertürmchen wohl auch mit einer Fensterarkadengallerie, die eine vollständige Unterbrechung der Dachfläche bewirkt, in Verbindung.

Das zweite Beispiel, an der Pegnitz, gegenüber der Schüttinsel, fügt den beiden parallelen Seitenflächen ein halbes Sechseck an; die unteren Ständerhälften sind bis zur Brüstungshöhe verschalt, ebenso der obere Rahmholzkranz. Darüber erhebt sich eine höchst originelle Dachform, die aus einem Mittelding von Sattel- und Zeltdach besteht und die Richtung des Hauptdaches scharf betont.

Ziehen wir schliesslich der Vollständigkeit halber auch die Bauwerke mit selbständigen Erkertürmchen in den Bereich unserer Unter-



Fig. 39.



suchungen, so liefert hierfür das Hoffmann'sche Haus zu Bacherach vom Jahre 1568, welches unsere Leser in dem Schäfer-Cuno'schen Werke gut

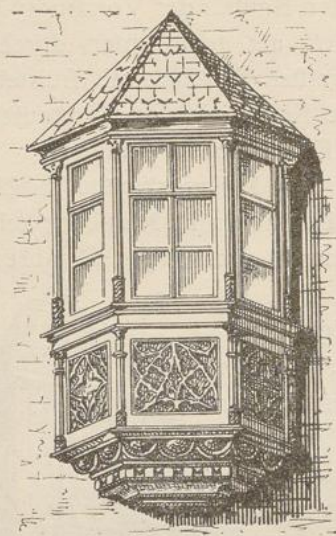


Fig. 40.

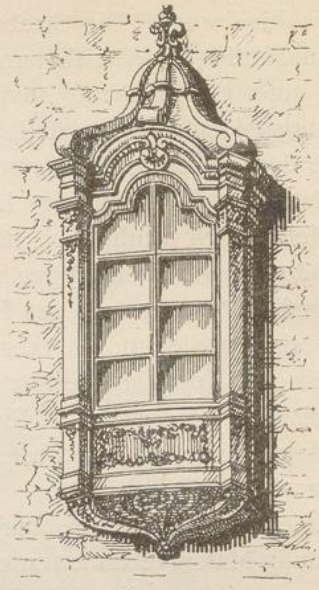


Fig. 41.

wiedergegeben finden, ein treffliches Vorbild. Sowohl die organische Verbindung des Erkerturmes mit den anderen Gebäudeteilen, wie auch sein

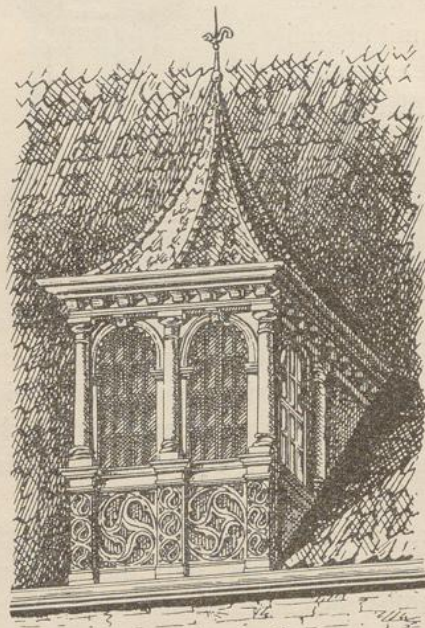


Fig. 42.

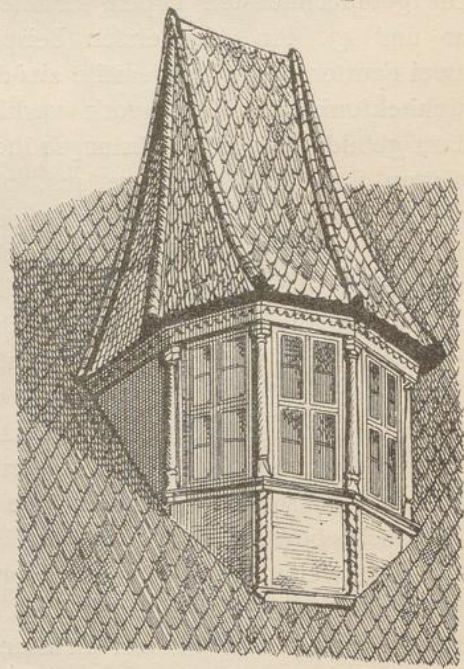


Fig. 43.

massiver Unterbau, verleihen ihm in dieser Gruppe eine hervorragende Stellung; sein Grundriss misst beträchtlichen Umfang und fügt sich den Räumen so ein, dass eigene Wohnräume in ihm unterzubringen waren.



Es geht daraus hervor, dass er seine polygonale Gestalt nebst Zeltdach mehr der Absicht, die Gebäudemassen wirksam neben einander zu gruppieren, als einen zur Rundschau bestimmten Anbau herzustellen verdankt. Das ganze Gebäude mit seinen verschiedenartig gestalteten Giebeln und Dachformen nebst seinen farbereichen Wandflächen bildet eine der bedeutungsvollsten Schöpfungen der gesamten süddeutschen Holzarchitektur, deren Eigenarten es auch zum größten Teil an sich vereinigt.

Als Anhang fügen wir einige Häusergruppen aus dem trefflichen Ewerbeck'schen Aufsätze »Architektonische Studien an Bauwerken des Mosellandes« (Zeitschrift für bildende Kunst 1882, Heft 4 und 5) hinzu,

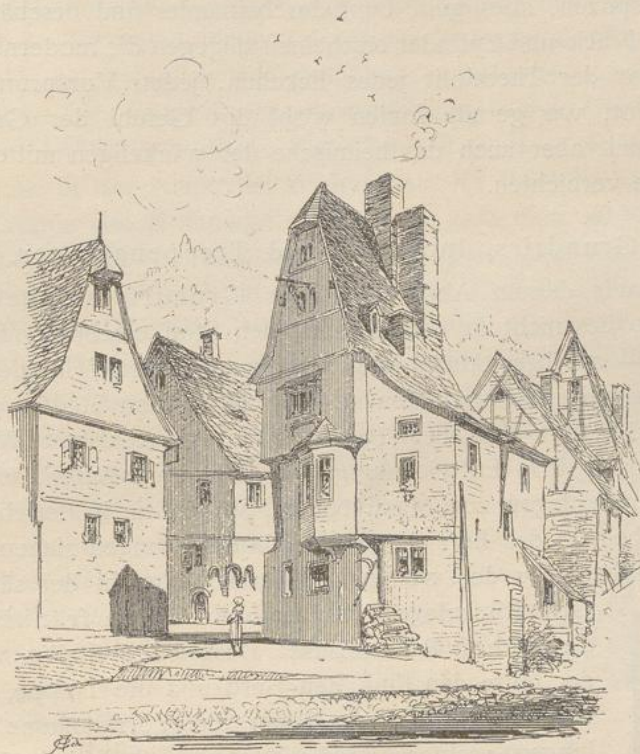


Fig. 44.

welche in prächtiger Weise verschiedene Strafsenanlagen aus Fachwerksbauten wiedergeben. Wird auch das Bild durch den Mörtelbewurf der Häuser beeinträchtigt, und geht namentlich die Detailarchitektur hierdurch verloren, so bleibt doch die malerische Wirkung der Erker und Giebelanlagen erhalten und spricht deutlich genug von vergangener Pracht und Herrlichkeit. Ohne auf geradelinige Strafsenfluchten Rücksicht zu nehmen, suchte hier jede Hausanlage nur den verschiedenartigen Bedürfnissen ihrer ehemaligen Eigentümer gerecht zu werden; kein Haus gleicht infolgedessen dem andern, das eine ist dahin, das andere dorthin gerichtet, das eine hoch, das andere niedrig, das eine breit, das andere schmal gehalten, aber eben in dieser mannigfaltigen Abwechselung be-

Lachner, Holzarchitektur II.



ruht ihr malerischer Reiz. Aber selbst in dem Falle, wo sich Haus an Haus reiht und der Strafsenzug die Stellung der Häuser bedingt, geht ihre gefällige Gruppenwirkung nicht verloren; trotz oder vielleicht auch infolge ihrer völligen Regellosigkeit erscheinen sie als notwendige Bestandteile des Ganzen. Der anheimelnde Hauch, der bestrickende Zauber, welcher diesen Städtebildern innewohnt, er entspringt vornehmlich der Ungebundenheit der einzelnen Anlagen, den regellosen Plätzen und krummen Strafsen, bei deren Betreten jeder Schritt ein neues Bild liefert. Hier fordern keck in die Höhe steigende Giebeltürmchen unsere Aufmerksamkeit heraus, dort in die Strafe lugende Erker nebst vorgekragtem Geschosse; Herbergenschilder, schmiedeeiserne Bekrönungen von Giebelspitzen, alles geht bunt durcheinander und beschäftigt unsere Augen. In Frack und Zylinder erscheinen dagegen die modernen Strafsenanlagen, wo der Theodolit jedes Eckchen, jeden Vorsprung entdeckt und verbannt, wo gerade Linien wohl das Gefühl der Großartigkeit wecken, damit aber auch das heimische der winkeligen mittelalterlichen Strafsenzüge vernichten.

#### Grundriss, Innenbau und Treppenanlagen.

Wenn wir diesem Abschnitt einige Grundrissanlagen beifügen, so geschieht dies nicht in der Absicht, den Stoff erschöpfend behandeln zu wollen — an ihrer Ausbildung wirken zu vielerlei lokale Interessen mit, als dass wir alle Varianten aus verschiedensten Städten und Gauen auführen könnten. Wir begnügen uns, ihre gemeinsame Wurzel festzustellen, sowie ihre Entwicklung aus jener herzuleiten, wollen aber auch Grundrissanlagen von Massivbauten, soweit sie in Beziehungen zum Holzbau stehen, in das Bereich unserer Untersuchungen ziehen.

Das Urschema zu der weitaus größeren Mehrzahl der süddeutschen Grundrissanlagen besitzen wir in dem fränkisch-oberrheinischen Bauernhause. Dasselbe, dreiteilig, vereinigt in der Mitte den Flur, den Herd und die Treppe, linkerhand von diesem Räume liegen die Vorratsräume und Stallungen, rechterhand die Wohn- und Schlafstuben (s. Fig. 45). Der langgestreckten Form des Gebäudes entsprechend, läuft die Firstlinie des Daches über die drei Haupträume hinweg, während die beiden Schmalseiten Giebeldreiecke abschließen. Bei dieser Gruppierung und unter Voraussetzung einer freistehenden Anlage entsprach es dem Bedürfnis, zwei Thüren, eine nach dem Flur und eine nach den Stallungen, anzuordnen, sowie die Wohnräume der Strafe, die der Stallungen dem Hofe zuzuwenden. Infolge dessen liegt die Schmal- oder Giebelseite der Strafe zu, die Langseite mit dem Satteldach begrenzt den Hof. So lange Raum für die freistehende Lage des Hauses vorhanden war, konnte man das Schema beibehalten, mit zunehmendem Wachstum der Städte aber rückten die Häuser einander näher; zunächst wurden



Fig. 45.



allerdings noch eine geraume Zeit Tropfenfallgänge innegehalten; später aber musste auch deren Raum ausgenutzt werden, womit jede Lücke schwand und Haus an Haus sich zu reihen begann.

Dass dieser Entwicklungsgang, der sich in Dörfern heute noch vielfach verfolgen lässt, mancherlei Änderungen des Grundplanes zur Folge haben musste, liegt in der Natur der Sache; statt zweier Thüren begnügte man sich mit einer, die man dafür aber um so größer zu machen beliebte und häufig in eine Thorfahrt umwandelte. Ein mehr oder weniger schmaler Gang verband auf Kosten des vorderen Wohnraumes den nun zurückverlegten Flur, sowie die hinter jenem gelegenen Stallungen mit der Strafe.

Indessen konnte eine solche Grundrissverteilung nicht allzulange bestehen bleiben, der dunkle Flur war eine zu unbequeme Mitgift, als dass er namentlich bei größeren Anlagen hätte beibehalten werden können. Man entledigte sich seiner durch die Entfernung seiner Verdachung und verwandelte ihn in eine offene Hofanlage; dem Herd wies man einen eigenen Raum in der Nähe der Wohnräume im Vordergebäude an und fügte die Treppe der Hofanlage ein, sei es, dass man sie einem besonderen Turme, Treppenturm, einzwängte, sei es, dass man ihr die alte Lage und Form beliefs und sie als einarmigen Lauf den oberen Räumen zuführte. Da man aber bei dieser Umgestaltung die ehemalige bequeme Verbindung der Vorder- und Hinterräume nicht missen wollte, so stellte man für sie eine direkte Verbindung in Gestalt gedeckter Galleriegänge her. Daher kommt es, dass fortan zwei für sich bestehende, durch einen Hof getrennte, aber mittelst Gallerien verbundene Gebäude zum Schema der süddeutschen Wohnhausanlage werden und selbst dann noch bleiben, als man das Hintergebäude längst nicht mehr eingeschossig aufführte und ausschließlich zu Stallungen und Vorratsräumen verwendete.

Als kleinere Wohnhausanlage enthält Fig. 46 einen Grundriss aus Frankfurt a. M., Marktstrasse No. 30. Seine einarmige Treppe ist dem Hofe ein-  
 veleibt und führt zu einer schmalen Gallerie, welche, da sie die oberen Wohnräume mit einander verbindet, unsern modernen Gang ersetzt. Küche nebst Herd liegen dem Hofe zugewendet. Sowohl die vorderen als auch die rückwärts befindlichen Wohnräume sind klein und zusammengenommen kaum für eine Familie ausreichend; auch der Hof kommt kaum der Gröfse einer Stube gleich, so dass seine Anlage nur in der Innehaltung des allgemein traditionellen Schemas begründet erscheint.

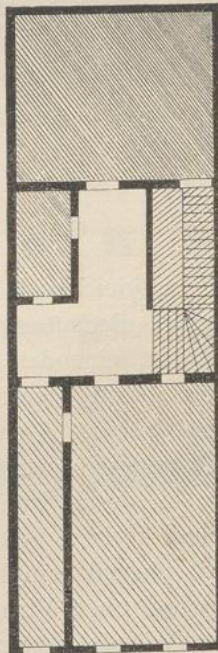


Fig. 46.

Eine zweites Beispiel stellt der in Fig. 47 wiedergegebene Grundriss



eines reicheren Patrizierhauses aus Nürnberg, Tucherstraße No. 21, aus dem Ende des 16. Jahrhunderts vor. Auch an ihm lässt sich die Dreiteilung erkennen: der Vorderbau mit einem geräumigen Flur, die Hofanlage und das Hintergebäude; in diesem Falle muss indes der vordere Flur als Halle aufgefasst werden, da die hier sonst üblichen Wohnräume auf ein winziges Stübchen zusammenschrumpfen, das mehr einer Wärter- als einer Wohnstube gleicht. Allerdings hat man hierbei zu berücksichtigen, dass derzeit, im 16. Jahrhundert, sich das Familienleben schon längst in die höher gelegenen Geschosse zurückgezogen hatte und somit auch eine Verlegung der Küche nebst Herdanlage dorthin verlangte. Ueberhaupt darf man den Flur keineswegs mit der norddeutschen Deele, dem Sitz der Hausfrau, verwechseln; hier liegt

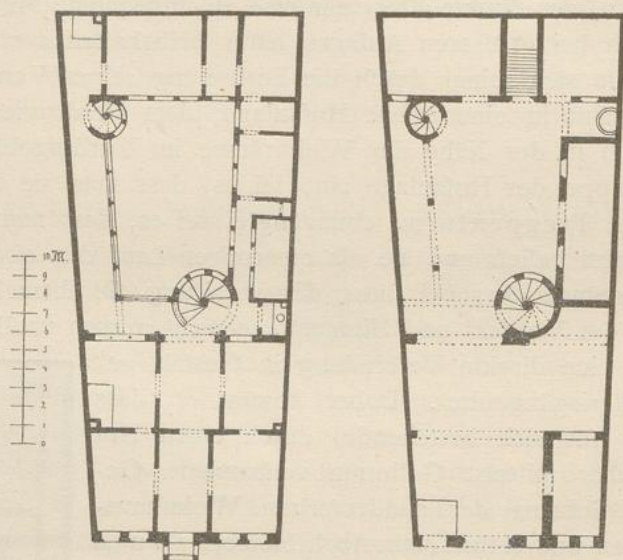


Fig. 47. Grundriss des 1. Stocks. Grundriss des Erdgeschosses.

er in gleicher Höhe mit der Straße und dem Hofe und hat keine andere Bedeutung, als jene eines Ganges. Zwei Wendeltreppen in runden, einander gegenüberliegenden Türmen führen nach den oberen Geschossen, deren einzelne Wohnräume herzuzählen, für uns weniger Belang hat. Den Hof umziehen Holzgalerien, welche das Vordergebäude mit dem Hinterhause in allen Stockwerkshöhen verbinden und sie hierdurch in ihrer Höhenteilung abhängig zu einander stellen; an seiner rechten Seite befindet sich ein langgestreckter Raum, wahrscheinlich ehemals ein Holzstall. Das Rückgebäude endlich birgt unten Stallungen, oben Vorratsräume und die Wohnungen der Bediensteten. Statt der Wendeltreppen in den Türmen kommt es aber auch vielfach vor, dass man den Ausgang einarmig anordnet und entweder völlig frei legt, oder von den Gallerieläufen schützen lässt.

Trotz der zahlreichen Räume und der Großartigkeit der Gesamtanlage ist die Ableitung resp. Umbildung des Grundrisses aus dem alt-



fränkischen Bauernhofe unverkennbar und klar ausgesprochen; für die Zusammengehörigkeit von Vorder- und Rückgebäude wirkt besonders der Umstand entscheidend, dass ihre Stockwerke in gleichen Höhen liegen, der Nachweis erfährt aber noch eine weitere Bestätigung in der allgemeinen Verbreitung obiger beiden Typen über ganz Süddeutschland, was die Abstammung von einer gemeinschaftlichen Urform voraussetzt.

Ähnlichen Grundrissanlagen, wenn auch nach Lokalbedürfnissen in manchen Teilen erweitert oder zusammengerückt, begegnet man häufiger in Nürnberg, Rothenburg a. d. Tauber, Würzburg, Frankfurt a. M., Ulm und anderen Städten (s. Lübke, Deutsche Renaissance II, Ulm, Schadisches Haus Fig. 170; Ortweins deutsche Renaissance, Rothenburg a. d. T. Bl. 14).

Wie das heimische Bauernhaus zum Ausgangspunkt für das bürgerliche Wohnhaus wurde, so die altnordische Halle für öffentliche Gebäude. Die germanische Halle diente als Gastsaal, Versammlungsort und Herberge\*) rechteckig angelegt und im Innern mit Brettern getäfelt, bedingte ihre oft beträchtliche Größe eine Unterstützung der Decke durch Pfosten; wollte man sie betreten, so musste man erst einen Vorraum durchschreiten. Das nämliche Schema, nur weiter entwickelt, finden wir an mittelalterlichen Rathäusern verwendet; sie gleichen ihren altgermanischen Vorgängern insofern, als auch sie ihr Erdgeschoss zu Hallenräumen bestimmen und ihm einen überdeckten Vorraum zugesellen. Die Halle teilen Säulen oder Pfeiler in Schiffe, nach oben schließt sie ein Gewölbe oder eine Balkendecke ab; in der Regel liegt sie einige Stufen höher als der Vorraum. Letzterer besteht aus einem Laubengang, welchen Arkadenbögen mit Pfeilern begrenzen, gleichzeitig dient er als Schutz für eine nach der Halle führende Freitreppe.

Ein Beispiel dieser Art enthält Fig. 48 (vergl. Fig. 35) in dem massiven Untergeschoss des 1512 aufgeführten Rathauses zu Alsfeld, dem sich zwei Fachwerksgeschosse aufsetzen. Wie allgemein üblich, liegt das Gebäude nach allen Seiten frei; dem Haupt- und Marktplatze ist der Laubengang, bestehend aus drei Vorder- und zwei Seitenöffnungen, zugewandt. Der Hauptraum ist wie die Vorhalle flach gedeckt und liegt hier nur um eine Stufe höher als jene; gegenwärtig trennt ihn eine dünne Wand und nur die Säulenstellung deutet noch an, dass er ehemals nach dem Laubengange offen stand; zur Unterstützung des Gebälks teilen zwei Säulen die Halle in ungleiche Hälften. Nach den oberen Geschossen führt eine Wendeltreppe, deren Axe in der Mitte der ein Meter starken Umfassungsmauer liegt und sowohl nach innen als auch nach außen

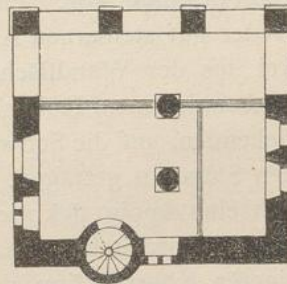


Fig. 48.

\*) Rudolph Henning, Das deutsche Haus in seiner historischen Entwicklung, S. 154.



vor die Wandfläche tritt. Die Amts- und Ratszimmer sind in den oberen Geschossen untergebracht.

Obschon Treppenthür und Freitreppen in den Höfen den Ausgang in die oberen Stockwerke vermitteln, kommen doch auch Treppenanlagen vor, welche in dem vorderen Flur liegen. Gegenüber dem norddeutschen Gebrauch, das höher gelegene Geschoss nach dem Dielenraum durch eine Gallerie abzuschließen, verschwindet im norddeutschen Wohnhause die Treppe mit dem Fußboden des ersten Stockwerks, da ein Interesse, den Flur von oben übersehen zu können, nicht vorlag.

Außer geradlinigen Treppenläufen begegnet man aber auch vielfach gewundenen Anlagen, wie sie Fig. 110, ein Beispiel aus dem 17. Jahrh., wiedergibt. Man verschmähte es in solchen Fällen nicht, die Treppe frei zu legen und ihre gewundenen Wangen entweder durch Pfosten von unten zu unterstützen, oder, wie in diesem Beispiel, durch Hängesäulen mit dem oberen Gebälk zu verknüpfen. Ein Treppenhaus in unserem Sinne, mit dazu gehörigen Fenstern, kommt nicht vor; man behandelte die Treppe als Bestandteil des Flures und überließ dessen Öffnungen, die nötige Beleuchtung zuzuführen.

Es bleibt uns nunmehr noch eine Konstruktion zu behandeln übrig, die wie jene der Chörlein und Dacherkertürmchen nur in mittelbarem Zusammenhang zu der Holzarchitektur steht, wir meinen die meist mit Massivbauten verbundenen Gallerien der Hofanlagen. Sie bilden in vielen größeren Städten, mit Nürnberg an der Spitze, einen wesentlichen Schmuck des Bürgerhauses und bestehen durchweg aus Holz. Schmalere Bauten besitzen nur eine oder zwei Gallerien, an größeren Gebäuden hingegen sind drei, wohl auch vier Hofseiten von ihnen besetzt; häufig kommen zwei, manchmal aber auch drei über einander befindliche Galleriegänge vor. Einige sind von unten aufgebaut und ruhen entweder auf steinernen Arkaden oder Holzpfeilern; andere hingegen kragen frei aus der Wandfläche und erhalten ihre Unterstützung durch Schrägstreben, in jedem Falle aber wird das Gebälk der oberen Gallerien von freistehenden, auf die Schwelle der darunter liegenden Gallerien sich stützenden Ständern getragen. Über dieses einfache konstruktive Gerippe zieht sich eine üppig dekorierte Verkleidung, welche durchschnittlich Formen der Steinarchitektur nachahmt und absichtlich den Schein einer schwierigeren Konstruktion zu wecken versucht. Die Ausbildung und Anwendung, welche die Holzarchitektur an solchen Hofanlagen erfahren hat, ist manchmal staunenswert und in ihrer Art von überraschender Wirkung, sie steht in schroffem Gegensatz zu der düsternen Außenseite des steinernen Hauptgebäudes und verleiht dem Holzbau über jene ein gewisses Übergewicht; wir werden im nächsten Abschnitt eingehender auf sie zu sprechen kommen.

Wenn schon hölzerne Gallerieausbauten sich vorzugsweise auf Hofanlagen beschränken, so kommen sie doch auch hin und wieder an Gebäude-



aufsenseiten vor, ihnen hierdurch gleichsam das Aussehen vorgekrager Geschosse verleihend. So besitzen insbesondere die in Nürnberg der Pegnitz zugewandten Hausseiten häufig Ausbauten, welche sich nicht nur jedesmal über die ganze Gebäudelänge erstrecken, sondern auch stellenweise gänzlich verschalt und mit Fenstern geschlossen sind, so dass man in der That glauben möchte, richtige Fachwerkgeschosse vor sich zu haben.

Ähnlichen Konstruktionsweisen, den Gebäudeaufsenseiten vorgeschobene, von Flugdächern oder dem vorspringenden Hauptdache geschützte Gallerien mit Bretterschalung, begegnen wir später im Anhang nochmals am Schwarzwald- und Alpenhause.



## Zweiter Abschnitt. Die Dekoration und Ornamentik des süddeutschen Ständerhauses.

### Vorbemerkung.

Wie wir gelegentlich schon wiederholt bemerkten, steht die dekorative Ausstattung des süddeutschen Ständerhauses durch Schnitzarbeiten jener des norddeutschen bei weitem nach. Suchte man dort bis Ende des 16. Jahrhunderts durch Mannichfaltigkeit in der Detailbildung, durch allerlei figürliches und ornamentales Schnitzwerk die Aufmerksamkeit des Beschauers herauszufordern und zu fesseln, so legte man hier desto größeres Gewicht auf die malerische Gruppierung des Gesamtbaues. Wir können uns füglich bei der Besprechung der dekorativen Zuthaten am süddeutschen Ständerhause nur in bescheidenen Grenzen bewegen und ihre zeitliche Einteilung nach anderen Gesichtspunkten als jene der norddeutschen Holzornamentik ordnen.

Der Übergang von der Gotik zur Renaissance vollzog sich — wenige Städte wie Nürnberg abgerechnet — im Süden schneller als im Norden; charakteristische Motive, welche jener Zeit ausschließlich eigen gewesen wären, treten nur wenige hervor; es bietet sich somit auch kein Anlass, eine eigene Mischstilperiode einzuschalten. Die vereinzelt wirklichen Mischstilornamente werden wir, je nach ihrer vorherrschenden Stilrichtung teils der gotischen, teils der Renaissanceperiode einreihen. Ebenso sehen wir aber auch von einer selbständigen Behandlung einer Verfallperiode ab, da eine verhältnismäßig frühzeitige Beschränkung des Holzbaues in den Städten es mit sich brachte, dass jene Merkmale, welche wir der norddeutschen Verfallperiode unterlegten, hier zum Teil schon viel früher auftreten, ohne jedoch als solche aufgefasst werden zu können. Die Willkür in der Wandteilung, die Verschalung wichtiger Konstruktionsglieder, das geringe Vorkragen der Geschosse, dort als äußere Zeichen, des Auflösungsprozesses hingestellt, können hier als solche nicht mehr gelten. Wir sind gezwungen, uns in dieser Beziehung



nunmehr eine freiere Auffassung anzueignen, können aber auch mit Rücksicht darauf eine zeitliche Begrenzung der Verfallperiode nicht durchführen. Aus diesen Gründen unterlassen wir es, die wenigen spezifisch barocken Stilblüten besonders zu klassifizieren und weisen sie ohne weiteres der Renaissanceperiode zu.

Sind einerseits der süddeutschen Holzbaukunst bestimmte Ornament-motive eigen, welche innerhalb dieses Gebietes die allgemeinste Verbreitung erfahren haben, so machen sich doch auch andererseits hinsichtlich der dekorativen Behandlung vielfach lokale Eigentümlichkeiten bemerkbar, die eine geographische Absonderung in einzelne Gruppen zulassen. Demgemäß teilen wir das fragliche Gebiet ein in:

1) Ober- und Niederhessen bis Kassel, 2) Mittelrhein mit Lahnthal, 3) Moselthal, 4) Thüringen, 5) Mainthal mit Frankfurt, 6) Nürnberg mit Franken, 7) Württemberg und Baden, 8) Elsass.

Mit Rücksicht auf die Formensprache unterscheiden wir hingegen zeitlich:

- 1) Gotische Periode (umfasst alle älteren Gebäude bis 1520),
- 2) Renaissanceperiode (von 1520 bis 1750).

Wie im ersten Teile sehen wir von einer Zergliederung des Stoffes nach lokalen Gruppen ab und legen unserer Untersuchung die zeitliche Abgrenzung nach Stilperioden zu Grunde.

## I. Die gotische Periode.

Die wenigen Bauwerke, welche unserer Zeit aus der gotischen Periode überkommen sind, tragen im allgemeinen eine dürftige Dekoration. Figürlichen Schnitzereien begegnet man nur ganz ausnahmsweise und die Ornamentik lehnt sich entweder, wie in den Grenzgebieten, der norddeutschen an, oder aber sie kommt über eine schematische Wiederholung steinerne Zierformen nicht hinaus. Von einer urwüchsigen Holzschnitzkunst, d. h. einer Formensprache, die dem Holze entsprungen wäre, sich dessen Eigenart angepasst und sie zum lebendigen Ausdruck gebracht hätte, kann mithin im gotischen Zeitalter auch kaum die Rede sein. Ständer und Riegelhölzer blieben für gewöhnlich allen Schmuckes bar und an Schwellen ist uns auch nicht ein einziges originelles Motiv bekannt. Nur der Umrahmung von Fensteröffnungen wandte man in dieser Hinsicht größere Sorgfalt zu und stattete sie mitunter selbst mit reichem Schnitzwerk aus, so dass die Fensterreihen nicht allein infolge ihrer Vorkragung, sondern auch mittelst ihres ornamentalen Kleides eine bevorzugte Stellung an der Außenseite einnehmen.



Die Ausbildung von Flachmustern durch geschweifte Riegel und Backsteinmauerwerk an der Außenwand, ein echter Fachwerkschmuck, der in Süddeutschland mit dem 16. Jahrhundert allgemein gebräuchlich wird, ist eine Schöpfung der gotischen Periode. Vereinzelt tritt diese Wandbildung schon Ende des 15. Jahrhunderts auf und mag auch das ihrige dazu beigetragen haben, dass eine plastische Belebung der Holz-sichtflächen durch Schnitzwerk nicht aufkam.

### 1. Die Kopfbänder.

An Kopfbandarten unterscheiden wir, je nach ihrer Form und ihrem Gebrauch, drei verschiedene Typen:

1. Die in Norddeutschland gebräuchliche dreieckige Kopfbandform, welche mit Ausfüllung des ganzen zwischen Balken und Ständer liegenden Raumes in schräger Richtung Stütze mit Last verbindet (s. Fig. 39, I); als Unterstützung vorkragender Balkenenden ist sie vorzugsweise in Hessen heimisch.

2. Eine schräge Strebenform, die meist länger als die vorige Art wird und sich mit quadratischem Querschnitt frei von ihrem Stützpunkt abhebt (s. Fig. 53) und

3. Eine kurze Sorte Kopfbänder zur Unterstützung vorgeschobener Fensterriegelschwellen.

Die im Süden heimischen Kopfbänder der ersten Gattung besitzen allesamt die durch Fig. 42 dargestellte und auf Seite 39, I. Teil, geschilderte Grundform. Eine flachgezogene und weit ausgeschweifte Abkehlung der vorderen Fläche wird oben durch ein Stück vertikale Ebene und unten von einer Schräge begrenzt, um entweder Pflanzenmotive in Gestalt

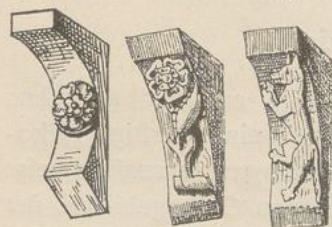


Fig. 49.

Fig. 50.

frei aufgelegter Rankenzweige oder Rosetten aufzunehmen (s. Fig. 49). An dem Gasthause zur Krone in Homberg (Niederhessen) ist der geschweiften Fläche eine Platte mit der Angabe der Erbauungsjahreszahl »1480« angeschnitzt (s. Fig. 34). Die Kopfbänder des ehemaligen Fischer'schen Hauses zu Marburg\*) trugen an dieser Stelle grösstenteils Fratzenköpfe und Masken (s. Fig. 17), dazwischen auch einige derb geschnittene Blumenmotive (s. Fig. 50). In Zierenberg (Niederhessen\*\*) belebt die Kehle sogar eine ganze Tierfigur. Die aufgezählten Fälle bilden jedoch nur vereinzelte Ausnahmen, die man keineswegs mit den nordischen Figurenkopfbändern verwechseln oder in Zusammenhang bringen darf; denn während jene, wie bekannt, ihrer Sichtfläche frei heraustretende Figuren mit angeschnitzten Konsolen vorsetzen, legen sich hier die Figuren der

\*) Sie befinden sich in dem Altertummuseum der genannten Stadt.

\*\*) Ungewitter, Ornamentik Tafel 81, Fig. 3.



Fläche lose auf. Als gebräuchlichstes Schema für diese Gruppe kann Figur 50 gelten.

Weniger durch die Art ihrer Ornamentik, als vielmehr durch die Form ihres oberen Abschlusses nehmen die Kopfbänder an dem etwa 1520 aufgeführten Rückgebäude des Römers in Frankfurt am Main, genannt »zum Nyde«, eine eigene Stellung innerhalb dieser Gattung ein. Dieselben enden oben, als getreue Nachbildung des profilierten norddeutschen Balkenkopfes, in eine vertikale quadratische Fläche mit Rundstab und Hohlkehlengliederung (s. Fig. 18). Augenscheinlich galt es hier, die Vorstellung eines regelrechten Balkenkopfes zu erwecken, da die horizontale Verschalung des darüber liegenden eigentlichen Gebälks mittelst Profilbretter nicht befriedigen konnte und man zur Lösung dieses Konflikts Scheinstützen benötigte.

Wir besitzen also in diesem Falle ein lehrreiches Beispiel, wie die norddeutsche Zierweise mitunter auch die süddeutsche Detailbildung beeinflusst und folglich auch noch einen Beweis mehr, dass die Heimat des vorgekragten Ständerbaues nicht im Süden zu suchen sei. Man ahmte die norddeutsche Stützbildung nach, und da ein dazu gehöriger Balkenkopf nicht sichtbar war, deutete man ihn einfach auf dem Kopfbande an. Diese interessante Kombination verschiedener norddeutscher Grundformen findet sich hauptsächlich in Frankfurt vertreten und bildet dort geradezu ein charakteristisches Lokalmotiv.

Die Ornamentik der in Frage stehenden Kopfbänder besteht an einigen von ihnen aus einfachen geometrischen Gebilden, an dem Eckkopfbande aus einer stylisierten Topfpflanze; gänzlich abweichend hiervon macht sie sich an einem anderen bemerkbar, das wir seiner auffallenden Formenbildung zuliebe in Fig. 51 noch besonders dargestellt haben. Merkwürdig ist an ihm das eigenartige Ornament, das seine Vorderfläche ziert. Einmal finden sich an ihm Tierköpfe von jener charakteristisch schematischen Form, wie sie der spätnordischen Tierornamentik eigen war, zum andern wird seine langgezogene Fläche von einem sich mehrfach überschlagenden Bandornament belebt. Abgesehen von dem Perlenbesatz, steht dieses eigenartige Tiergebilde so ganz außer allem Zusammenhang mit der derzeitigen Geschmacksrichtung, dass die Vermutung, es könnten noch Anklänge an die altgermanische Zierweise vorliegen, nicht ganz auszuschließen ist. Die Seitenflächen desselben Kopfbandes schmückt eine Art Fächerrosette; doch scheint diese Form, wie aus der Anordnung der Blätter, sowie aus einer der Mitte entspringenden Spirallinie oder Blütenstengel hervorgeht, hier mehr als Halbrossette aufzufassen sein; eine Vollrosette füllt die vordere quadratische Fläche.

Die zweite Gattung Kopfbänder, die der freistehenden Stützen,

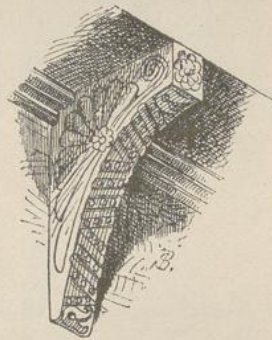


Fig. 51.



findet an Geschossyorkragungen selten Verwendung, da hierfür das Maß ihrer Ausladungen nicht weit genug ging. Als Beispiel geben wir in Fig. 52 ein Kopfband von dem ältesten Holzbau Frankfurts, dem 1470 errichteten »Mohrenkopf« hinter dem Lämmchen No. 10. Dasselbe fällt

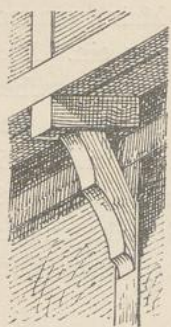


Fig. 52.

durch seine beträchtliche Länge und steile Richtung auf, an seiner Vorderseite schließt es mit einer kürzeren und einer längeren geschweiften Auskehlung ab.

Häufiger wurden sie dagegen an weit vorspringenden Erkerausbauten gebraucht, an welchen die dreieckige Form zu unförmlich ausgefallen wäre. Treffliche Vertreter dieser Art finden sich an dem in Fig. 53 dargestellten unteren Teil eines Rundchörleins der Plötzerstrasse No. 18 aus Limburg. Von den vier Schrägstreben tragen die beiden äußersten sich überschlagende Bänder, deren dreieckige Flächen Kelchbildungen ausfüllen; die mittelsten beginnen unten mit je einem Wappenträger und schließen oben mit einem Laubstabornament, dessen Rankenwelle in eine Blume endet. Der Kreislinie des unteren Wandrandes entsprechend sind die Kopfbänder oben abgerundet.

Ein höchst originelles Kopfband derselben Gattung ist an dem

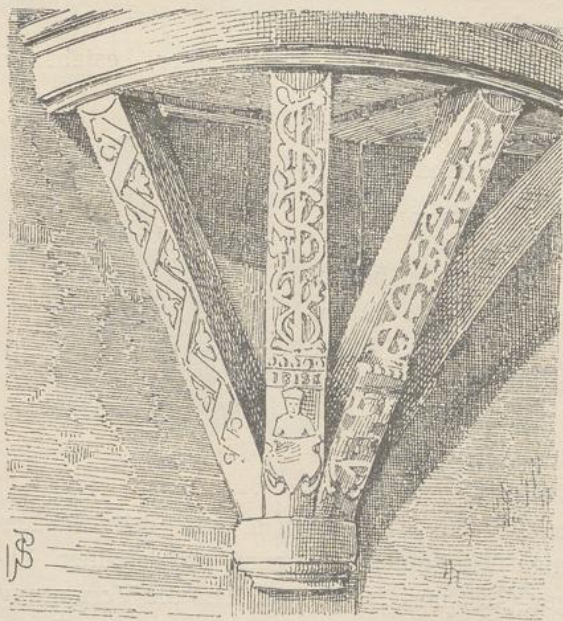


Fig. 53.

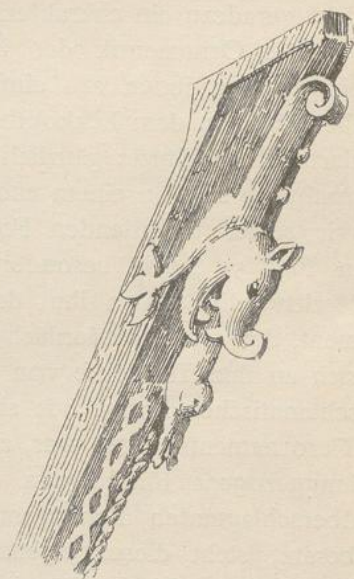


Fig. 54.

Nachbarhause, Plötzerstrasse No. 17, angebracht (s. Fig. 54). Einem als Ornament umgewandelten Walfisch mit Ohren und aufgestülpter Nase entsteigt eine nackte menschliche Gestalt, augenscheinlich Jonas vorstellend, die hier hilfesehend beide Arme vorwärts streckt. Ganz dem sonst üblichen Gebrauche zuwider ist hier die Figurengruppe dem



oberen Kopfbandende angeheftet und zwar von oben nach unten gerichtet. Das Wallfischornament läuft in eine Spirale aus und besitzt statt der Flossen Blätter. Am unteren Teil sind die Kanten der Kopfbandstütze abgefast und mittelst Schnur- und Bandgeflechte ausgezeichnet. Dem Stilgefühl nach gehört das letzte Beispiel schon halb der Renaissanceperiode an, das Rundchörlein hingegen etwa den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts.

Ohne Verbindung mit plastischem Schnitzwerk trifft man hin und wieder noch Erkerkopfbänder von ähnlicher Form wie sie Fig. 52 wiedergibt.

Kopfbänder der dritten Gattung hat unseres Wissens blös noch Nürnberg an einigen spätgotischen Bauten aufzuweisen. Ihrer minder konstruktiven Bedeutung sowohl, als auch ihrer Lage entsprechend, treten sie für gewöhnlich in bescheidenen Verhältnissen auf; nur ein Beispiel weicht von dieser Regel ab, das unserer Schätzung nach dem Ende des 15. Jahrhunderts angehörende Hintergebäude der Winklerstrafse No. 15. Hier erreichen die sonst üblichen schwächlichen Sorten den Umfang und die Gestalt vollständiger Figurenkopfbänder, wie sie sonst nur der Norden kennt, ohne indes das massige derbfeste Äußere der letzteren anzunehmen (s. Fig. 55).

Die Stellung der Kopfbänder und der ihnen herausgeschnitzten Figuren fiel, der geringen Auskragung der Fensterwand entsprechend, vertikal aus; unten stehen die Figuren auf Postamenten, oben beschirmen sie zierliche Baldachine, wozu sich beide Abschlussformen in den verschiedensten Variationen verwendet finden; über einem von ihnen blieb der obere Teil sogar kantig und nimmt so das Aussehen eines vorspringenden Balkenkopfes an. Die Figuren, welche mit je sieben an der Zahl zwei Geschosse der Gebäudeseite zieren, stellen insgesamt Heilige dar und verraten handwerksmäßige Technik. Kennlich durch Attribute sind von ihnen: die h. Agathe, der h. Georg, der h. Sebastian an einem Baume gebunden, die h. Maria mit dem Christuskinde, der h. Christophorus mit eben demselben, die h. Barbara und eine Selbtrittfigur, an den anderen sind die Attribute stark verwittert und unkenntlich.

Ähnlichen Kopfbandbildungen begegnet man zwar gegenwärtig weiter nirgends, doch dürfte ihre ehemalige allgemeinere Verbreitung nicht auszuschließen sein. Dass auch sie dem norddeutschen Einfluss entsprangen, lehrt ein Vergleich, obwohl ihnen andererseits eine gewisse Selbständigkeit nicht abgesprochen werden kann; jedenfalls halten ihre Formen der ihnen aufgebürdeten geringen Last das Gleichgewicht.

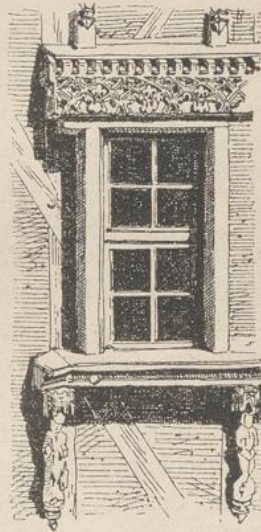


Fig. 55.



Die Kopfbänder einfacherer Gestalt kommen zu wiederholten Malen an Gebäudeaufsseiten in Nürnberg vor, so auch an dem Eckgebäude der Waaggasse No. 11 (s. Fig. 22), woselbst sie als einfach gegliederte, spitz zulaufende Konsolen Platz finden. Eigentlich verdienen sie kaum mehr ihre Benennung, weil sie zu unansehnlichen Holzstücken zusammenschrumpfen, wenn wir sie trotzdem dieser Gattung einverleiben, so geschieht es mehr ihrer Form wegen, als dass wir den Begriff, welcher ihrem Namen in der norddeutschen Holzarchitektur innewohnt, wecken wollten. Da die Ständer an der Fachwerkwand ungleiche Entfernungen einhalten, die Kopfbandstückchen aber an jene gebunden sind, so fiel auch ihre Verteilung regellos aus. Infolge dessen ist ihre dekorative Wirkung nur gering; mit kleinen Wappenschildern geziert, kommen sie an der unteren Schmidtgasse No. 5, sonst noch an dem Albrecht Dürer Hause und einigen anderen unbedeutenden Bauten vor.

## 2. Balkenköpfe.

In den wenigen Fällen, in welchen Balkenköpfe ohne Verschalung an der Gebäudeaufseite zu tage treten, blieben sie entweder unberührt vom Schnitzmesser, oder sie wurden an ihrer vorderen Seite mit geringfügigen Profilierungen überzogen. An dem Fischer'schen Hause in Marburg (s. Fig. 17) begnügte man sich, die Seitenkanten abzukehlen und das untere Ende leicht abzurunden, hingegen verschob man die nur für Balkenenden erdachten Fratzen und Gesichtsmasken auf die Kopfbandflächen. In etwas lebendigeren Linien bewegen sich die Balkenkopfabschlüsse an dem Rathause zu Alsfeld (s. Fig. 21), woselbst die geringen Geschossvorkragungen die Verwendung von Kopfbändern ausschlossen. Dafür verlieh man den Balkenenden eine geschweifte, an gotische Konsolen erinnernde Gestalt; einer tiefen Einkehlung folgt eine Ausbauchung, die geschweiften Kanten sind abgefast. Erwähnt sei hier noch, dass der Eckbalkenkopf auf seinen beiden Seiten die nämliche Profilierung trägt und mit einer Gehrung endet. —

## 3. Schwellen, Füllbretter und Fensterbrüstungsschwellen.

Die geringe Höhe der Schwellen einerseits, sowie die schon von Alters her gewohnte Verschalung ihrer Sichtflächen andererseits, hemmten ihre dekorative Ausstattung; geschnittes Bild- oder Ornamentenwerk kommt auf ihnen nirgends vor. Das einzige, wozu man sich verstand, war — wie beispielsweise an dem Alsfelder Rathause (s. Fig. 21) — sie abwechselnd mit Hohlkehlen und Rundstäben zu profilieren. Ein seltener Fall, der sich aus seiner geographischen Lage herleitet, kommt an dem Gasthause zur Krone in Homberg vor; hier unterbrechen Schiffskehlen die untere Schwellenkante zwischen den Balkenköpfen, während die Sichtfläche gotische Profile überziehen (s. Fig. 34). Unbedeutendere Kantenabkehlungen wiesen ferner die Schwellen am Fischer'schen Hause in Marburg (s. Fig. 17) auf.



Die wenigen uns noch überkommenen Füllbretter lassen ein allgemeines Urteil über ihre ehemalige dekorative Ausstattung kaum zu; wahrscheinlich waren sie wie jene des Nordens auch früher mit bunten Flachmustern bedeckt. Wenigstens lassen sich an den gebogenen Brettern des Alsfelder Rathauses noch Spuren einer solchen Bemalung erkennen.

So dürftig wie die Dekoration der Hauptschwelle ausfiel, gestaltete sich auch jene der vorkragenden Fensterbrüstungsschwellen; auch sie belebte man höchstens mit Profillinien (s. Fig. 56), oder mit Schiffskehlen (s. Fig. 22).

#### 4. Ständer und Wanddekoration.

Von der Regel, dass Ständer durchwegs schlicht zu halten seien, müssen einige Ausnahmen verzeichnet werden. In gewissem Sinne trifft dies schon an dem auf Seite 6 näher beschriebenen unteren Abschluss der Ständerstiele mit Kerbschnittrosetten zu, ein Schmuck, der namentlich an schweizer Bauten in mancherlei Gestalt zu finden ist.)\*

Wichtiger als jenes Beispiel gilt uns für die Geschichte der süddeutschen Holzarchitektur die Dekoration des Eckständers an dem Hause »zum Nyde« in Frankfurt a. M., weil hier die Gebäudekante zum ersten Male von Schnitzfiguren überzogen wird, in welchen bereits die Grundmotive zu den fortan über 150 Jahre befolgten Zierweisen liegen. Die fragliche Ständerkante ist ihrer größeren Länge nach von einer geraden Fläche abgefast (s. Fig. 18), und mittelst horizontaler Einschnitte, geometrischen Figuren und Blattformen belebt: an den beiden Enden der Fasse zweigen sich Spirallinien ab und treten auf die benachbarten Ständerflächen über. Wiederholt werden wir in dem weiteren Verlauf unserer Ausführungen Gelegenheit finden, auf die Wandlungen eben dieser letzten Form zurückzukommen und nachzuweisen, wie sie in den verschiedenartigsten Variationen immer und immer wiederkehrt. Auch glauben wir nicht fehl zu gehen, wenn wir mit Rücksicht auf die schüchtern auftretenden Linienbewegungen und Motive in unserem Beispiel überhaupt einen der ältesten dekorierten Eckständer erblicken und demgemäß die Verwendung der an ihm auftauchenden neuen Formen nicht weit über seine Entstehung, d. i. etwa 1520, zurückverlegen.

Über Wanddekoration vermittelt geschweiften Riegelhölzer bleibt uns nach dem früher Gesagten (s. S. 42) wenig hinzuzufügen übrig. Am ehesten tritt diese Schmuckweise an der 1480 errichteten Krone in Homberg und an dem ehemaligen Fischer'schen Hause in Marburg auf. An beiden Häusern besitzen die geschweiften Hölzer streng genommen noch die Bedeutung von Schrägstützen; ohne sich, wie es im 16. Jahrhundert eingeführt wurde, zu kreuzen, erfüllen sie durch Abstufen der Ständer konstruktive Aufgaben. Für die Dekoration werden sie erst wirksam infolge ihrer auswärts gebogenen Form und dem inneren Nasenansatz. Denkt man sich ihre Konturen über die Ständer-

\*) S. Gladbach, Die Holzarchitektur der Schweiz, II. Aufl. Fig. 71.



flächen verlängert, so entstünde ein regelrechter Spitzbogen mit Kleeblattteilung. Selbst in solcher Gestalt bleibt ihre Ausbildung und Verwendung verständlich, in mancher Beziehung erscheint sie sogar der nordeutschen Urform verwandt. Während aber dort die Tendenz »Überplattungen von Holzstücken nirgends zu dulden« streng befolgt wurde und kein Konstruktionsteil, selbst nicht das Riegelband, einen andern kreuzt und schwächt, ging man im Süden zu einer erweiterten Anwendung gerader und geschweiften Riegelhölzer und Streben über, liefs sie nach Gutdünken einander überschneiden und bildete mit ihrer Hilfe einen für den süddeutschen Ständerbau bedeutungsvollen Flächenschmuck heran. Solche Überplattungen von geschweiften über die volle Stockwerkwand reichenden Streben hat, aufser einigen unbedeutenderen Beispielen aus dem Hessischen, insbesondere das Alsfelder Rathaus (s. Fig. 35) aufzuweisen; hierselbst verrät ihre symetrische Gruppierung die Absicht, dass sie neben ihrer konstruktiven Bedeutung auch dekorativ wirken sollten. An dem nämlichen Gebäude kommen auch zum ersten Male geschweifte sich kreuzende Riegelbänder in den Fensterbrüstungen vor.

##### 5. Fenster und Thüren.

Bei der Erörterung der Fensterkonstruktionen auf S. 21 war schon davon die Rede, dass im 15. Jahrhundert neben schlichten Umrahmungen auch Fenster mit vorgekragten Einfassungen anzutreffen seien, sowie dass die reichsten ihrer Art sich an dem Hintergebäude der Winklerstrafse No. 15 in Nürnberg vorfinden. Teile dieser Einfassung, wie die Fensterbankschwelle und die ihr untergestellten Kopfbänder, haben wir auf S. 47 bereits eingehender beschrieben; es erübrigt uns nunmehr noch der Sturzbalkendekoration zu gedenken. Wie aus Fig. 56 ersichtlich, ist diese einem vorge nagelten Brette eingestochen; das eine Bekrönung darstellende Schnitzwerk besteht aus reichem in Blattspitzen endendem Maßwerk nebst Zinnenbekrönung; wohl verleiht es dem Abschluss der vorgekragten Fensterreihe ein malerisches Gepräge, versäumt es indessen, sich der Konstruktion anzupassen. Ein schräg gestelltes Brett, das ursprünglich schwerlich angebracht sein dürfte, schützt die hinter der Schmuckleiste gelegene Sturzbalkenkonstruktion vor Schlagregen. Die Gewände sind hier, wie überhaupt an allen vorgekragten Fensterreihen des gotischen Zeitalters, schlicht; die Fenster selbst mit runden und sechseckigen Butzelscheiben gemustert.

Auch an Thüren hat uns die gotische Stilperiode nur wenige Reste überliefert. Die Eingangsthüre zum Leinwandhause in Frankfurt a. M. ist durch Fig. 56 wiedergegeben. Obschon sich dieselbe in steinerner Einfassung befindet und das Leinwandhaus auch sonst massiv aufgeführt ist, haben wir sie hier als Beispiel gewählt, weil sie einmal die älteste uns bekannte Hausthüre aus Holz vorstellt, zum andern auf ihrer geschnitzten Schlagleiste des oberen Spitzbogenfeldes ein tüchtiges



Holzornament besitzt, das ebenso gut dem Rahmen eines Holzwohngebäudes eingefügt sein könnte. Dasselbe stammt aus der Zeit um 1430, wogegen die Thürflügel nur als Ergänzung der Illustration hinzugefügt wurden. Aus diesem Beispiel geht hervor, dass an mittelalterlichen Thüren dem Schnitzmesser ebenso gut Anteil zur Herstellung einer passenden Dekoration eingeräumt wurde, als es an ihrer Umrahmung geschah. Das Rankenornament mit dem kecken Adler — das Stadtwappen — ist vortrefflich geschnitzt.

Eine Zimmerthür aus dem Alsfelder Rathause vom Jahre 1512 bringen wir in Fig. 57 zur Anschauung. An ihr besteht die Umrahmung aus einigen Profilwellen, welche, wie damals allgemein üblich, nicht besonderen Verkleidungshölzern, sondern den Thürpfosten und Sturzbalken angearbeitet wurden. Den Thürflügel bilden zwei schlichte Füllungen, umgeben von Leisten und Rahmhölzern, welche ein vielfach verschlungenes Laubrankenwerk bedeckt. Das Ornament, in seiner Formgebung den Fig. 43 und 47 des ersten Bandes gleichend, ist weiter nichts als eine Konturenzeichnung, die sich um wenige Millimeter aus dem flachen Grunde erhebt. Als Grundmotiv dient ihr die stilisierte Distel mit eingeschnittenen Mittelrippen und vielfach sich überschlagenden Blattlappen. Farbenreste von grünen, blauen und roten Tönen bekunden, dass eine Bemalung in ungebrochenen Farben die plastische Wirkung der Schnitzerei unterstützen musste und vermutlich ehemals sämtliche Holzflächen überzog; man findet wenigstens auch auf dem benachbarten Holzgetäfel mancherlei Farbenspuren.

In sich abgeschlossene Vorbauten mit Säulen und Verdachungen kommen in bürgerlichen Wohngebäuden bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts noch nirgends vor.

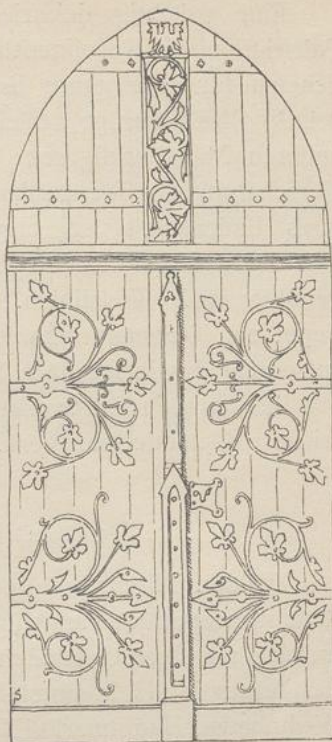


Fig. 56.

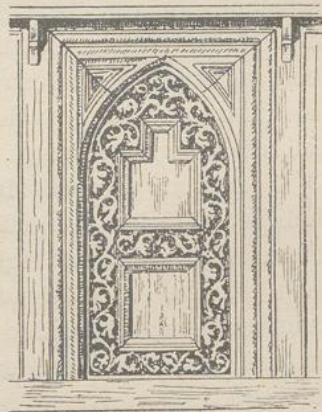


Fig. 57.

## 6. Treppenanlagen.

Selten begegnet man heute noch älteren dekorativ bemerkenswerten Treppenanlagen; in Treppentürmen lassen sich solche überhaupt nicht erwarten und an unveränderten Innenanlagen gebricht es uns noch mehr als an erhaltenen Gebäudeaufsensen. Wir müssen deshalb wieder zu



jenen Nürnberger Bauten unsere Zuflucht nehmen, welche vermöge ihrer Hofanlagen nähere Beziehungen zu der Holzarchitektur unterhalten.

Eine prächtig dekorierte Treppe befindet sich in einem dortigen Patrizierhause, Karolinenstrasse No. 7. Sie kann gewissermaßen als Schema für eine ganze Reihe ähnlicher Anlagen gelten. Was ihr ein prunkvolles Gepräge verleiht, ist das reiche Spiel von Flambojants und anderen Maßwerkfiguren, womit das Treppengeländer und die untere Verschalung des Treppenlaufes geziert sind. Analysiert man die Elemente ihres Linienspiels, so ergeben sich an letzterem zwei Systeme von sich kreuzenden Wellenlinien, an ersterem Durchschneidungen von geraden und Kreislinien. Kräftige Handleisten, gedrehte Abschlusriegel zur Treppenverschalung, sowie eine runde Geländersäule tragen außerdem das ihrige dazu bei, den malerischen Aufputz noch zu erhöhen.

In kleineren Fachwerkwohngebäuden ersetzen gedrehte Docken das reichere Geländermaßwerk.

#### 7. Dekoration der Chörlein und Erker.

Zu den Mischstilschöpfungen, welche mehr der gotischen als der Renaissanceperiode angehören, rechnen wir eine Zahl von Chörlein, welche, massiven Gebäuden angeheftet, getreue Übersetzungen der Steinarchitektur in Holz vorstellen. Solch einen Ausbau gibt Fig. 40, dem Wohnhause Hauptmarkt No. 23 in Nürnberg entnommen. Unten tritt der Kragstein mit einem Karnies, Zahnschnittplatte und Eierstabwelle aus der Hauptwand hervor. Hierauf beginnt erst der eigentliche Holzbau, dessen Schwellenverschalung eine scharf unterschnittene Platte nachahmt. In gotischem Kleide und Geiste werden alsdann die Kanten durch Rippen betont und die Fensterbrüstungen mit Maßwerk geschlossen; oben maskiert eine ausladende Platte mit Hohlkehlenprofilierung die Rahmholzverbindung, während ein schieferbedecktes Zeltdach das Chörlein zum Abschluss bringt.

Nach dem gleichen Muster wurden in Nürnberg eine ganze Reihe ähnlicher Chörlein ausgeführt. Wennschon aus Holz gefertigt und insofern Kinder unserer Holzarchitektur, besitzen sie, weil ihre Form in Stein gedacht, an Steinbauten angebracht und ohne weiteren Zusammenhang mit dem Ständerbau sind, für dessen Entwicklungsgeschichte nur ein untergeordnetes Interesse. Ihre Kenntnis hat für uns nur insofern gewissen Wert, als wir in ihnen die Vorbilder zu einer Anzahl Erkerbauten an wirklichen Fachwerkhäusern erblicken dürfen, so namentlich zu jenen, welche unten spitz zulaufen und polygonalen Grundriss aufweisen.

Wir würden uns in Wiederholungen ergehen, wollten wir hier nochmals auf die anderen gotischen Erkerbauten zurückkommen; ihre Dekoration ist zu eng mit der Konstruktion verwachsen, als dass sie sich von ihr losschälen liefse; indem wir daher auf die betreffenden



Stellen Seite 27 verweisen, bemerken wir nur noch, dass weiteres Schnitzwerk an ihnen nicht vorkommt, sie vielmehr ausschließlich durch ihre malerische Gesamtbildung wirken.

Von den wenigen nennenswerten Bauten der gotischen Periode führen wir auf:

Marburg, Ständerhaus von 1320, vor einigen Jahren abgebrochen, durch Wort und Bild erhalten von Schäfer und Bickel. Fischer'sches Haus, von etwa 1480, 1866 abgebrochen, durch Bild erhalten von Cuno.

Homburg, Niederhessen. Gasthaus zur alten Krone, vom Jahre 1480.

Alsfeld, Rathaus vom Jahre 1512.

Zierenberg.

Frankfurt am Main. Hinter dem Lämmchen No. 10, zum Mohrenkopf vom Jahre 1470, Haus »zum Nyde« von etwa 1520.

Boppard. Markt No. 11, vom Jahre 1496.

Clotten, Moselthal. Bürgerhaus, von etwa 1500.

Nürnberg. Hofseite der Winklerstrasse No. 15 vom Ende des 15. Jahrhunderts. Karolinenstrasse No 7 und No. 4 vom Jahre 1519.

Gmünd. Heiligegeisthospital vom 1495 und Kornhaus vom Jahre 1507.

Tübingen. Rathaus vom Jahre 1435, ist aber im Laufe der Zeit so vielfach verändert worden, dass von der ursprünglichen Anlage nichts mehr zu erkennen ist.

Bei dem Vergleich der süddeutschen Gruppe mit der norddeutschen fällt allerdings der Umstand ins Gewicht, dass wir es hier mit verhältnismäßig wenigen Vertretern zu thun haben, allein die spärlichen Reste sind so charakteristisch und stehen so im Einklang mit späteren zahlreicheren Gruppen, dass wir ihren Wert, wie es in der Vorbemerkung geschah, wohl abzumessen im stande sind.

## II. Die Renaissanceperiode.

Im südlichen Deutschland vollzog sich der Eintritt in die Renaissance im allgemeinen schneller als im Norden. Ihre für Stein erdachten Grundformen und Motive finden hier einen um so aufnahmefähigeren Boden, als ja das Patrizierhaus sich wohl bereits im 15. Jahrhundert des dauerhafteren Baumaterials zu bedienen begann, in dem gotischen Stilgefühl aber nicht die passende Sprache zu seiner dekorativen Ausschmückung finden konnte. Die sich immer wiederholenden Elemente



des Mafswerks, die geringe tektonische Ausdrucksfähigkeit der Spätgotik in ihren Stützformen, konnten den markig und sicher vorgezeichneten Aufbaulinien der Säulen, Pilaster und Gebälke, welche obendrein den Vorzug hatten, mit der inneren Gebäudekonstruktion in organischem Zusammenhang zu stehen, nicht lange entgegen arbeiten. Die gröfsere Prachtliebe trug den Sieg davon und bald — der Prozess vollzog sich in der Steinarchitektur im Laufe weniger Jahre — waren die gotischen Formen entweder ganz verdrängt oder doch nur auf ein bescheidenes Mafs, auf Flächendekorationen, beschränkt.

Stand nun schon zur Zeit der gotischen Herrschaft die süddeutsche Holzarchitektur auf unsicheren Füfsen und schwankte, ohne die nötige Klärung zu finden, ziellos zwischen Nachahmungen von Steinformen und einigen bescheidenen Anläufen zu selbständigen Ornamentengebilden, so konnte der Kampf, welchen das Renaissancegefühl mit der verzopften Gotik am Holzbau auszufechten hatte, nach dem Vorgang in der Steinarchitektur auch nicht lange unentschieden bleiben; die gotischen Reminiszenzen waren bald weggefeht und die Renaissance als Landesornamentensprache eingeführt. Kann man in der süddeutschen Holzarchitektur das erste Auftreten von Renaissancemotiven etwa von 1515 ab erkennen, so ist mit 1530 auch die andere Grenze bezeichnet, bis zu welcher gotische Elemente vorherrschen. Nur Nürnberg macht von dieser Regel eine Ausnahme, indem hierselbst gotisches Mafswerklinien-spiel bis tief in das 17. Jahrhundert zur Belebung von Flächen vorkommt, wie es scheint, weil ein gleichwertiger Ersatz, d. h. eine Flächendekoration mit der nämlichen Schattenwirkung mangelte.

Gehen zwar der süddeutschen Holzornamentik jene scharf ausgeprägten Motive ab, welche die norddeutschen, insbesondere die niedersächsischen Bauten nach ihrem Alter ziemlich sicher bestimmen lassen, so können wir sie doch auch in drei zeitlich von einander geschiedene Gruppen gliedern, welche in ihrer Formensprache erkennbare Abweichungen aufweisen. Die erste Gruppe, die der Frührenaissance, beginnt um die Zeit von 1520 und geht etwa 1560 in die zweite, die der deutschen Renaissance über; jene dauert etwa 70 Jahre, um etwa 1630 von dem Barockstyl abgelöst zu werden, unter dessen Herrschaft die Holzarchitektur in der Mitte des 18. Jahrhunderts ihr Ende erreicht.

Was die Ornamentensprache betrifft, so weicht sie vermöge ihrer anderen Ziele und ihrer anderen Bestimmung wesentlich von der norddeutschen ab. Dient dort die Dekoration der Konstruktion als Dolmetscher, versucht sie vor allem deren Funktionen deutlich zu veranschaulichen, so trägt sie hier mehr dazu bei, jene unkenntlich zu machen; konnten wir sie dort als das formbildende Fleisch des Gerippes bezeichnen, so erfüllt sie hier — um unseren Vergleich weiter zu spinnen — mehr die Rolle eines Kleides, das die Gebrechen und Unregelmäßigkeiten des eingehüllten Körpers verbirgt. Die weitaus gröfsere Mehrzahl der dekorativen Zierraten steht nicht in unmittelbarem Zusammenhang



mit der Konstruktion, sondern bedient sich zu ihren Formen eigener, dem Holzgerippe angehefteter Träger.

Die kostbarste Perle besitzt die süddeutsche Holzarchitektur in einem Eckhause des Domplatzes in Straßburg vom Jahre 1589, das in mancherlei Hinsicht an die Braunschweiger Bau- und Dekorationsweise erinnert. Besonders merkwürdig ist an ihm, dass mit Ausnahme einiger Giebelhölzer reiches Schnitzwerk alle sichtbaren Holzflächen überzieht, was sonst in gleichem Umfang im Süden nirgends wieder anzutreffen ist. Insofern weicht es also von obigem allgemein gehaltenen Skizzenbilde der süddeutschen Holzarchitektur ab und verdient als ebenbürtiges Gegenstück zu dem Hildesheimer Knochenhaueramthause aufgestellt zu werden.

Nächst Straßburg kommen die Holzbauten von Frankfurt a. M., sowie diejenigen des Mittelrheins und der Mosel in Betracht. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts macht sich an ihnen gleichwie an ihren norddeutschen Schwestern das Bestreben bemerkbar, den Fensterbrüstungen das Backsteinmauerwerk zu benehmen und an seiner Stelle große Holzplatten einzufügen. Bediente man sich indessen im Norden zu deren Schmuck allegorischer und mythologischer Figuren, überwies man also dem Schnitzmesser wieder einen großen Teil der Dekorationsaufgabe, so enthielt man sich hier seines Gebrauchs und griff, um die Fläche dekorativ zu verwerten, statt seiner zur Säge. Man hielt hierbei an den überkommenen Traditionen fest und verzichtete lieber auf jedes weitere Ornament, als die nunmehr gewissermaßen in einander verwachsenen Verriegelungen fallen zu lassen.

Ihres ausgedehnten Gebrauchs erfreute sich insbesondere die Thüringer Gruppe, von welcher wir Vertreter besitzen, an denen auch nicht ein Wandfach ohne diesen Schmuck geblieben wäre.

Das Neckarthal mit Schwaben wendet hingegen seine Dekorationslust vornehmlich einer reichen Abwechslung von Fenstereinfassungen zu, während Hessen sich in mancher Beziehung, wie z. B. in der Ornamentik seiner Füllhölzer und Schwellen der norddeutschen Tonart nähert. Allen Gruppen gemeinschaftlich war aber die Sorgfalt, welche man der Verzierung von Eckständern entgegenbrachte; an ihnen räumte man dem Schnitzmesser das größte Wirkungsfeld ein und verschmähte es nicht, selbst ganze Bildergruppen anzuordnen.

Eine eigene Gruppe vertreten die Nürnberger Hofanlagen mit ihren Holzgallerien; ihre Dekoration ist so wenig mit der eigentlichen Konstruktion verwachsen, dass sie mehr Kulissen gleicht, streng genommen steht sie nur in mittelbarem Zusammenhang mit der Holzarchitektur.

Der Barockstil hat seinen reichsten Vertreter in dem Salzhaus zu Frankfurt a. M.; als Kind seiner Zeit zählt das genannte Gebäude den denkwürdigsten Leistungen der gesamten deutschen Holzarchitektur zu. An ihm ist der süddeutsche Brauch, die Fensterreihen vorzukragen,



gefallen; es besitzt, abgesehen von den Schnitzereien, schlichte Stockwerke, durch leichte Vorkragungen von einander getrennt; dafür gibt seine gänzliche Verschalung Anlass, von jeder vertikalen durch Ornamentik unterstützten Gliederung abzusehen und der Dekorationslust alle Schranken zu öffnen. Das Salzhaus bezeichnet nicht nur in konstruktiver, sondern vornehmlich in dekorativer Hinsicht bei allen Schönheiten der technischen Ausführung den Höhepunkt der Verwilderung.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts nimmt der Schnitzreichtum allerwärts ab, während Malereien an seine Stelle treten; damit war aber der Anstoss, der Außenwand eine glatte Fläche zu verleihen, gegeben und nachdem im 18. Jahrhundert die Malereien auch verschwinden, blieb nur noch der weiß oder grau gefärbte Putzstrich übrig. Mit seiner Hilfe raubte man dem Ständerhause den letzten Rest von Eigenart und verlieh ihm das Äußere eines Steinbaues; doch damit nicht genug verwandelte man häufig selbst reich dekorierte ältere Holzbauten in solche Nachahmungen und verkleisterte ihre oft prächtigen Schnitzereien durch groben Mörtelbewurf.

Wir beginnen wieder mit der Beschreibung der Einzelformen und flechten, wo es not thut, ihre zeitlich verschiedenen Wandlungen ein.

#### 1. Kopfbänder.

Nach früheren Ausführungen unterscheiden wir drei verschiedene Gruppen Kopfbänder:

1. Balkenstützen mit dreieckigem Zuschnitt,
2. frei vom Gebäude heraustretende Streben,
3. kleinere Stützen unter den vorgekragten Fensterreihen.

Zwar treten sie zeitlich wie örtlich neben einander auf; im allgemeinen kann man jedoch annehmen, dass sich die erste Gruppe vorzugsweise auf Frankfurt und weitere Umgebung bis in die Zeit von 1570 beschränkt, während sich die beiden anderen Gattungen nicht nur über das ganze süddeutsche Ständergebiet verbreiten, sondern auch während der gesamten Dauer der Renaissanceperiode in Gebrauch bleiben.



Fig. 58.

Die erste Gruppe, von welcher wir in den Figuren 58, 59, 60, 61 bis 64 eine reichere Auswahl wiedergeben, schließt sich mit ihrem ältesten Vertreter Fig. 58, der schon auf Seite 43 am Hause »zum Nyde« näher erörterten Grundform eng an. Schwächlich, nach innen geschweift und oben, als Ersatz des unsichtbaren Balkenkopfes, mit quadratischer Fläche endend, kennzeichnen sich jene kümmerlichen Gewächse, die durch ihre spärliche Anzahl an den durch sie gezierten Gebäuden noch kleinlicher erscheinen, als sie es ohnehin sind. An Breite kommen sie etwa einer halben Ständerdicke gleich. In Fig. 58 belebt die schmale Vorderseite eine Reihe auf einander gestellter Kelche, die Breitseite eine Art Palmettenornament. Reicher ausgebildet und von ansehnlicherer Größe sind



die Kopfbänder an dem Eckhause »unter den Tuchgaden No. 2« vom Jahre 1548 in Frankfurt a. M., von denen wir in Fig. 59 eines zur Darstellung bringen. Die Hausecke zieren hier sogar drei solcher Stützen, welche in mancherlei Hinsicht an die Figurenkopfbänder des Nordens erinnern. Auf mächtigen, Konsolen bildenden Kelchen stehen kleinere Figuren, deren mittlere einen bewaffneten Landsknecht, deren linke eine nackte Lukrezia, das Schwert sich in die Brust stoßend und deren rechte eine gleichfalls nackte weibliche Figur, die Justitia mit Schwert und Wage, vorstellen. Den übrigen Teil der Vorderseite füllt ein Löwe mit Wappenschild am mittleren Kopfbande, Kelch- und Blattornamente an den beiden anderen aus, das obere Rechteck beschließt eine Rosette.

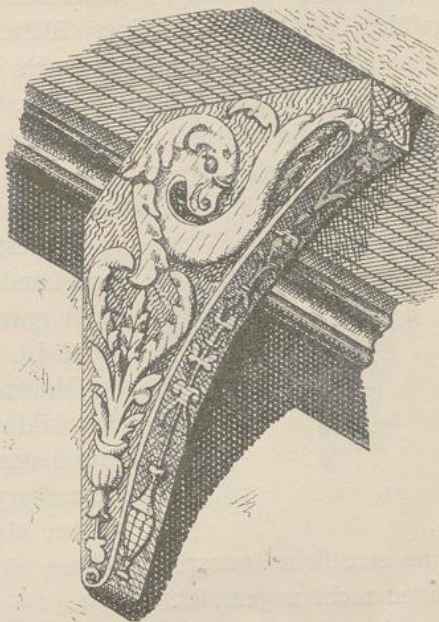


Fig. 59.

Unser Beispiel enthält auf der Seitenfläche einen Delphin mit Blattwerk; auf der Vorderseite entwächst einer Vase ein Rankenstamm, aus dem sich verschiedene Blatt-, Kelch- und Blütenbildungen entwickeln.



Fig. 60.



Fig. 61.



Fig. 62.

An dem Eckhause »zum kleinen Engel« am Römerberg in Frankfurt a. M. vom Jahre 1562 nehmen die Kopfbänder schon mehr die Form der Deutschrenaissance an. Ein Teil von ihnen ist nach dem in Fig. 60 dargestellten Schema ausgeführt; hier sehen wir einen langbärtigen einer Volutenrolle aufgestellten Türken, an anderen treten außer fremdländischen auch wohl humoristische Figuren auf. Spezifischen Lokaltypus nehmen die Kopfbänder in dem durch Fig. 61 wiedergegebenen Muster an; Pan-Silenförmige Figuren, untermischt mit Kartuschen und anderen



Deutschrenaissance-Elementen scheinen mittelst Band- und Rankenwerk an den Kern gebunden (abgesehen von dem oberen Abschluss, kann diese Kopfbandart als eine verkleinerte Spezies der im I. Teile durch Fig. 117 dargestellten norddeutschen Gattung gelten); in Fig. 88 ist die dem Kopfbande oben verliehene Balkenform auch auf der Seite als solche weitergeführt und mittelst einer Blätterwelle hervorgehoben. Wiederholt begegnet man in Frankfurt noch ähnlichen Balkenstützen, so auch an der neuen Kräme No. 15 (s. Fig. 62); sie alle gehören der Zeit von 1560 bis 1580 an und zeichnen sich dadurch aus, dass ihre Seitenflächen Kartuschenwerk tragen.

Aus zwei Voluten, einem Hundekopf und einem angedeuteten Balkenende besteht in derselben Stadt eine andere Kopfbandlösung, die an einigen Häusern der Schnurgasse, so auch an No. 56 (s. Fig. 63), zu sehen ist. Ferner tragen noch mehrere Häuser der Marktsraße und in der Fahrgasse verwandte Stützbildungen. In einer stark unterschrittenen Profilierung der Vorderseite beruht ihr Reiz am Römerberg No. 12 (s. Fig. 64). Eigentlich können sie nur als Dekorationsstücke aufgefasst werden, eine ernstliche Inanspruchnahme, eine Übertragung größerer Lasten wird ihnen nicht zugemutet.

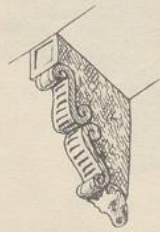


Fig. 63.



Fig. 64.

Am Gasthof »zum deutschen Haus« in Dinkelsbühl sind den vortretenden Balken oder richtiger Schwellen langgestreckte Volutenkonsolen von derber Gestalt als Stützen untergeschoben (s. Fig. 80), welche hier außer ihrer dekorativen Bedeutung ausnahmsweise auch eine konstruktive Aufgabe erfüllen.

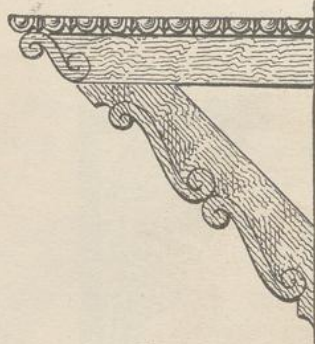


Fig. 65.

Die zweite Gattung, die der freistehenden Stützen ist zahlreicher verbreitet und in allen Gruppen vertreten. Zur Unterstützung einer Holzgalerie dienen sie an der 1519 errichteten Hofseite des Wohngebäudes, Karolinenstraße No. 4 in Nürnberg (s. Fig. 65); hier in Gestalt zweier aneinander gereihten Voluten.

Ein interessantes Beispiel mit ausgesprochener Verwandtschaft zu den gotischen Figurenkopfbändern Norddeutschlands stammt aus Frankenberg a. d. Eder (s. Fig. 66) vom Jahre 1565. Könnten bei den Frankfurter Kopfbändern noch Zweifel herrschen, ob ihr oberer quadratischer Abschluss auch wirklich die Nachbildung eines Balkenkopfes bedeute, so tritt hier die nämliche Absicht noch klarer zu Tage; nicht allein dass dieser Stelle der Schrägstrebe eine beträchtliche Hohlkehle eingeschnitten wäre, wir finden ihr sogar eine nur den Balkenköpfen eigentümliche Zierform, eine Gesichtsmaske, eingefügt. Die untere größere Kopfbandhälfte



gleicht einer langgezogenen Hohlkehle, von einer stehenden Figur ausgefüllt. Das Schlüsselbund und das Vorhängeschloss am Gürtel verraten in ihr den Kellermeister, der mit Hilfe seiner beiden Hände den Mund möglichst weit aufreißt, um uns mit nicht miszuverstehender Geberde mit Hohn zu überschütten. Die Figur ist höchst originell und gehört zu den besten dekorativen Leistungen der hessischen Gruppe. Dem Linienzug der Seitenflächen schmiegt sich ein Dreipass an.



Fig. 66.

In Fig. 67 bringen wir eine Erkerstütze aus Boppard am Rhein vom Jahre 1579, welche gleichfalls oben mit einer Balkenkopfmaste abschließt. Den unteren abgefasten Teil beleben drei neben einander gesetzte Flechtschnüren. Das nämliche Schema mit Blattranke statt Schnur findet sich an einem Hause in Münstermayfeld a. d. Mosel (s. Fig. 38) verwendet und kommt außerdem noch vereinzelt am Oberrhein vor.

Drei prächtige Eckkopfbänder in Strebenform und der Geschmacksrichtung der Deutschrenaissance (s. Fig. 68), welche mit den Frankfurter Stützbildungen in engen Beziehungen stehen, schmücken, der dortigen Kirche gegenüber,

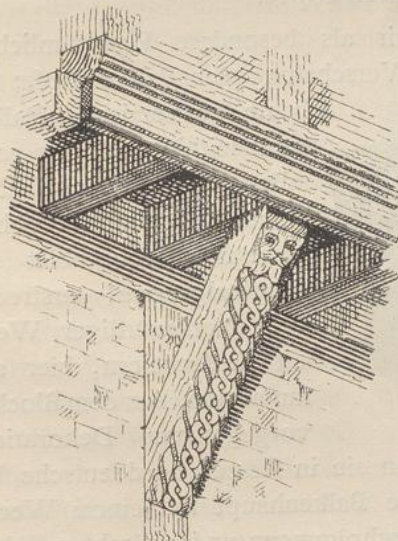


Fig. 67.

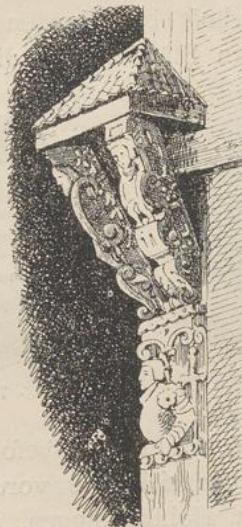


Fig. 68.

ein Eckgebäude in Kronberg am Taunus. Sie setzen sich aus einem Gemisch von Konsolen, Kartuschen, Metallornamenten und figürlichen Motiven zu einem seltsamen Gebilde zusammen und erinnern lebhaft an die auf Seite 92, I, beschriebene Hildesheimer Gattung. Wie jene der

Lachner, Holzarchitektur II.



Frankfurter Gruppe, welcher sie angehören, schliesen sie oben mit markierten Balkenköpfen ab.

Originell wird die Strebenformbildung an dem 1734 errichteten Erkervorbaue des Hauses No. 154 in Rhense am Rhein, woselbst sie die Gestalt von Figuren mit mächtigen Reiterstulpstiefeln annimmt. Trotz ihrer Maskierung bewahrt sie ihre kantige Grundform und damit auch den Charakter der Stützen (s. Fig. 39).

Die dritte und letzte Gruppe liefern die kleinen Stützen unter den vorgekragten Fensterbrüstungsbalken. Wie nicht anders zu erwarten, leitete sie die Renaissance aus dem älteren vertikalen Schema (s. S. 45) in die Volutenkonsolenform über.

Mit einer Maske bekleidet und einem schuppenbedeckten Wulste abgeschlossen finden sie an dem Hofgebäude der Roteckreuzstrasse No. 1 in Frankfurt a. M. im Jahre 1590 Verwendung (s. Fig. 99). Sie behalten aber dieselbe Gestalt selbst dann, wenn sie zu Scheinstützen herabsinken und in Wirklichkeit nur den Abschluss des vorgeschobenen Fensterständers vorstellen.

Schliesslich haben wir noch eines Kopfbandes am Salzhaus zu Frankfurt a. M. zu gedenken, dessen Form und Art der Verwendung ohne Seitenstück dasteht. Es dient dem vorspringenden Wandrahmenbalken an der Ecke als Stütze und trägt die Gestalt einer halben weiblichen Figur mit Tücherbehang und Volutenabschluss. Ohne Frage darf es den besten Details jenes Hauses beigezählt werden (s. Fig. 78).

#### Balkenköpfe.

Wiederholt bezeichneten wir als besondere Eigentümlichkeit des süddeutschen Ständerbaues die Verschalung der Balkenköpfe; die Aus-



Fig. 69.

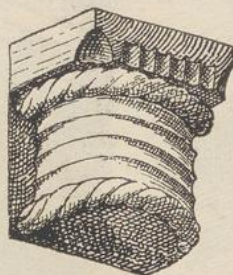


Fig. 70.

beute an verzierten Balkenenden kann mithin auch nur gering ausfallen. Ihr geographisches Vorkommen beschränkt sich auf das hessische Grenzgebiet mit der Lahnthalgruppe, erstreckt sich aber merkwürdiger Weise auch auf Niederbayern, hier allerdings nur als eine aus dem Blockbau hervorgegangene Dekorationsweise.

Ihrer Mehrzahl nach befolgen sie in Hessen norddeutsche Vorbilder und begnügen sich, das vordere Balkenhaupt mit einem Wechsel von Rundstäben, Hohlkehlungen, Abschrägungen und gedrehten Schnüren zu beleben (s. Fig. 74). Hingegen treten an einer sonst verputzten Wandfläche des Gasthofs zum Reichsapfel in Limburg einige Balkenköpfe hervor, deren Formgebung auf eine ehemals reichere architektonische Gliederung des Hauses schliesen lässt. Vermutlich hat dieselbe in einem vorgesetzten Säulenaufbau bestanden; denn wahrscheinlich stellen die beiden



in Fig. 69 u. 70 wiedergegebenen Beispiele zwei Kapitäle vor, welche ohne darunter befindliche Halbsäulen nicht gut gedacht werden können. Als freie Endigung vorspringender Balkenstumpfen ist ihre tektonische Behandlung aber erst recht widersinnig; nur weil man an dieser Stelle eines Holzkörpers bedurfte, und weil es einfacher und haltbarer war, die Kapitäle den verlängerten Balken anzuschneiden, als vorzunageln, treten sie aus der Mauerfläche hervor. Sie bilden also lediglich Teile einer Scheidekoration, die sich der konstruktiven Elemente, so gut als es eben ging, für ihre Zwecke bemächtigte.

Die zweite Art sichtbarer Balkenköpfe findet sich vorzugsweise in Regensburg vertreten. Sie besteht aus mehreren über einander geschobenen Balkenenden, die an Stelle schräg gestellter Kopfbänder das vorkragende Geschoss unterstützen (s. Fig. 71 u. 72). An ihnen wechseln Platten, Abschrägungen, Hohlkehlen und Rundstäbe in buntem Durcheinander ab und verleihen der Vorderseite eine lebhafte Schattenwirkung. Die unteren Balkenstumpfe sind schmaler wie die oberen und lassen deutlich ihre gegenseitigen Grenzen erkennen. Beachtet man, dass sich der Blockbau in der Umgebung von Regensburg bis heutigen Tages erhalten hat, sowie dass seine inneren Wandbalken häufig genug Geschossvorsprünge als Stützen dienen, zu welchem Zwecke sie einander vorge-schoben, mit Profilen abgeschlossen und dekorativ verbunden sind, so wird man unschwer die große Ähnlichkeit beider Bauweisen erkennen. Eine an dieser Stelle erwähnenswerte Eigentümlichkeit der Regensburger Fachwerkhäuser besteht ferner darin, dass selbst an mehrstöckigen Häusern nur das erste Stockwerk über das Erdgeschoss vorkragt, alle übrigen hingegen ohne jedwede Vorsprünge bleiben; auch verdient der auffallende Schwellenabschluss mancher Bauten in Form eines Stichbogens (s. Fig. 72), welcher die Vorstellung steinerner Vorkragungen mittelalterlicher Festungs- und Burganlagen erweckt, hierzu gezählt zu werden. Als ganzlich vereinzelt Schnitzbild trägt ein Gebäude dortselbst an der Unter-sicht eines vorspringenden Balkens sogar eine ganze Christusfigur. Dem Alter nach gehören obige beide Figuren der Zeit um 1540 an.

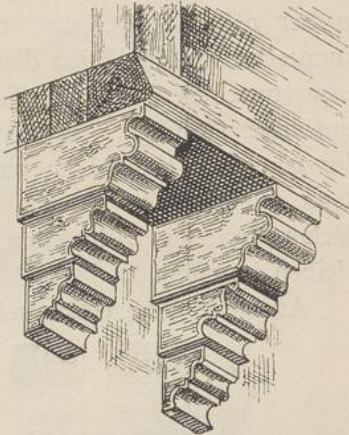


Fig. 71.

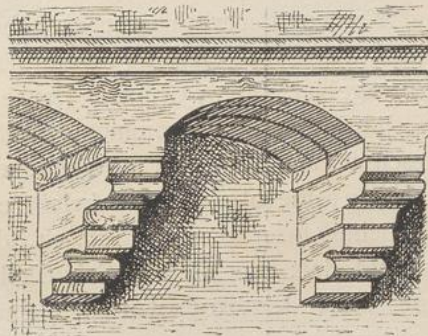


Fig. 72.



## 3. Schwellen und Verschalbretter.

Im Gegensatz zu den breiten Bilderfriesbalken des Nordens boten die niedrigen Schwellen des Südens wenig Anlass zu einer nennenswerten Dekorierung. In der Regel sind sie mit den Schalbrettern der Balkenköpfe zu einem Gesimse vereint und entweder gleichfalls mit Profillatten verdeckt oder von flachen Kehlen und Stäben gegliedert. Von diesen dürftigen Schwellenzierden bringen wir in Fig. 67 ein Beispiel aus Boppard vom Jahre 1579; sie sind übrigens auch anderwärts in der nämlichen Gestalt zu finden und verleihen durch ihre langen ununterbrochenen Linien den durch sie geschmückten Bauten einen scharf ausgesprochenen Horizontalismus, gleichzeitig aber auch ein langweiliges eintöniges Gepräge. Nicht wenig mag zu ihrer allgemeinen Verwendung der gänzliche Mangel an passenden Holzornamenten beigetragen haben, denn nur so lässt es sich erklären, wenn so wirksame Dekorationsflächen, wie sie Schwellen liefern, im großen und ganzen unbenutzt bleiben konnten.

An geschnitzten Schwellen unterscheiden wir zwei Arten: solche

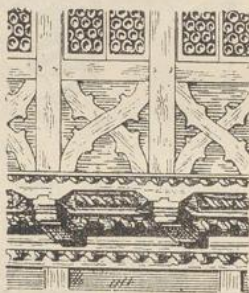


Fig. 73.

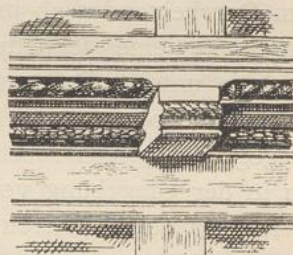


Fig. 74.

mit Kantenunterbrechungen zwischen den Balkenköpfen und solche ohne diese. Die erste Gattung beschränkt sich ausschließlich auf das hessische Grenzgebiet. Fig. 73, einem Hause in Fulda aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts entnommen, besitzt einen Schwellenbalken mit tief ausgeschnittenen und von gewundenen Schnürstücken ausgefüllten Schiffskehlen; seine obere Hälfte belebt eine Konsolenreihe mit Plättchen. Ein ähnliches Beispiel stellt Fig. 74, dem 17. Jahrhundert angehörend, aus Alsfeld dar; hier ist die Schiffskehle beträchtlich zusammengeschrumpft und statt der Konsolenreihe eine flache Profilierung gewählt. Die Kantenabfasung, jener vortreffliche holztechnische Gebrauch, der sich zur Belebung von Holzflächen so vorzüglich eignet, kommt übrigens in bescheidenen Dimensionen, wie beispielsweise in Krummhübel im Riesengebirge (s. Fig. 94), auch stellenweise in anderen süddeutschen Gruppen vor.

Der zweiten Schwellengattung begegnet man vereinzelt im ganzen süddeutschen Ständerbauggebiet. Mit gotischen Motiven untermengt, besteht ihr Ornamentenkleid an der dem Jahre 1519 entstammenden Hofseite der Karolinenstrasse No. 4 in Nürnberg aus Stabbildungen und Bandverschlingungen, außerdem sind ihr in größeren Intervallen als



Stützen schwächerer Ballustradenverblendungen gänzlich missverständliche Volutenkonsolen angeheftet (s. Fig. 75).

In der nämlichen Stadt, an dem Rückgebäude der Tucherstrasse No. 15, vom Jahre 1543, atmen die Ornamentenmotive der Schwellen den Geist der Hochrenaissance; zwei figürliche Ornamentengebilde zu beiden Seiten einer Vase bilden an ihnen das sich mehrmals wiederholende Leitmotiv (s. Fig. 76), das der Möbelornamentik entnommen zu sein scheint.

Am Markt No. 19 in Marburg, vom Jahre 1566, kommt das auf

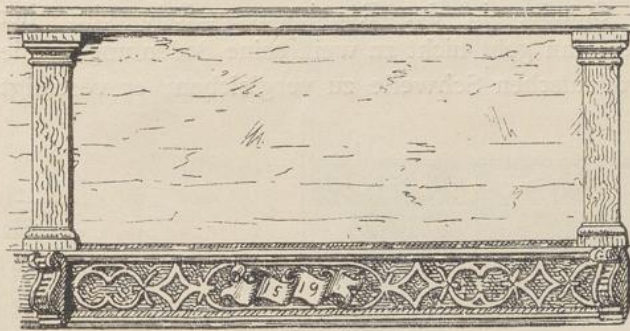


Fig. 75.

S. 95, Fig. 120, I, beschriebene, in Münden und Kassel heimische Schwellenmotiv vor, an dem unteren Geschosse hingegen ein flaches dreiteiliges Bandgeflechte (s. Fig. 77), wie wir es bereits in Stadthagen (s. Fig. 97. I) antrafen, zu dem sich noch ein Kerbschnittornament hinzugesellt.

Diesen vereinzelt Leistungen, welchen man etwa noch einige Alsfelder und Dinkelsbühler Schwellen mit gedrehten und perlenbesetzten



Fig. 76.

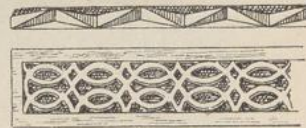


Fig. 77.

Schnüren hinzufügen darf, haben wir noch etliche geschnitzte Verschalbretter von Frankfurter Häusern anzureihen.

An dem etwa 1540 aufgeführten und schiefergedeckten Wohngebäude des Marktes No. 28 befindet sich vor der Giebelschwelle eine Bohle mit Palmettengebilden und Gesichtsmasken. Ähnliche Motive, Masken mit Tücherbehang im Wechsel mit Triglyphen, trägt das Verschalbrett der Balkenköpfe an dem schon wiederholt genannten Gebäude Römerberg No. 28. Darstellungen aus der Legende des verlorenen Sohnes und des Sündenfalles nehmen die Flächen der Schalbretter an dem kleinen Höfchen des Wohnhauses, Alter Markt No. 30, ein, die etwa der Zeit um 1580 angehören mögen. An dem 1590 entstammenden Hofgebäude der Rotkreuzstrasse No. 1 (s. Fig. 99), bedecken die Schalbretter Tiermasken mit Blumenguirlanden und zu einem verknöcherten Ast- und Laubgewinde mit Bandguirlanden verwandelt sich das nämliche Ornamentenschema an dem Salzhaus (s. Fig. 78).



Noch geringfügiger fiel der Schnitzschmuck an den wenigen, verkümmerten Füllhölzern, deren sich die süddeutsche Holzarchitektur ausnahmsweise bediente, aus. An Fig. 73 aus Fulda besteht er in einer Konsolenreihe, in Fig. 74 aus einem mit Blättern besetzten Rundstabe, in Fig. 90 endlich aus einer aufwärts gerichteten Blätterwelle.

#### 4. Ständer.

In der Dekorierung von Holzflächen mit Schnitzwerk nimmt der süddeutsche Ständer in der Renaissanceperiode eine hervorragende Stellung ein. Man geht nicht zu weit, seine Bedeutung in dieser Hinsicht mit der norddeutschen Schwelle zu vergleichen; er vereinigt die kunst-



Fig. 78.

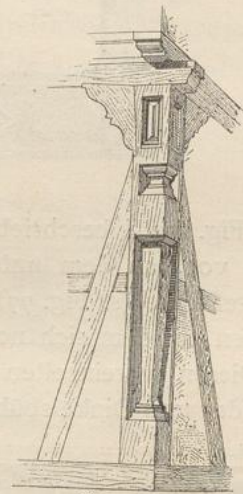


Fig. 79.

volleren Schnitzarbeiten des Hauses auf seinen Sichtflächen und wird zeitweilig sogar der Träger figürlicher Gruppenbilder. Insbesondere genießt der Eckständer eine auffallende Vorliebe; wenn irgend wo an einem Gebäude das Schnitzmesser Anwendung fand, so galt es sicherlich an ihm.

Hinsichtlich ihres Schnitzwerks teilen wir die Ständer in zwei Gruppen: 1. Ständer, an welchen ein konstruktiver Gedanke zum Ausdruck gebracht ist, 2. Ständer, welche ein rein dekoratives Gepräge tragen. Zur ersten Gruppe zählen alle Stützbildungen, wie Säulen, Karyatiden, Atlanten, Hermen u. s. w.; in ihrer Technik unterscheiden sie sich wesentlich von ihren norddeutschen Brüdern; sie heben sich vom Grunde ab und stehen mit jenen Konstruktionsteilen, deren Stützung sie versinnbildlichen, in direkter Verbindung. Für gewöhnlich bediente man sich zu ihrer Dekorierung eigener Schalhölzer, und wo man solche den Ständern nicht vorsetzen konnte, wie an den Eckpfosten, bewirkten sie eine Scheingliederung, welche nicht selten dem oberen Ständerabschluss die Gestalt eines selbständigen Pfostens verleiht (s. Fig. 79). Niemals



kommt aber der Fall vor, dass wie in Hildesheim den beiden Nachbarseiten eines Eckständers, je eine Verblendsäule eingeschnitten wäre; zum mindesten wird die Eckkante unterbrochen und von einer Dreiviertelsäule ausgefüllt. An prunkvolleren Anlagen, wie namentlich an den offenen Galleriegängen der Nürnberger Höfe, pflegt man der Säule auch

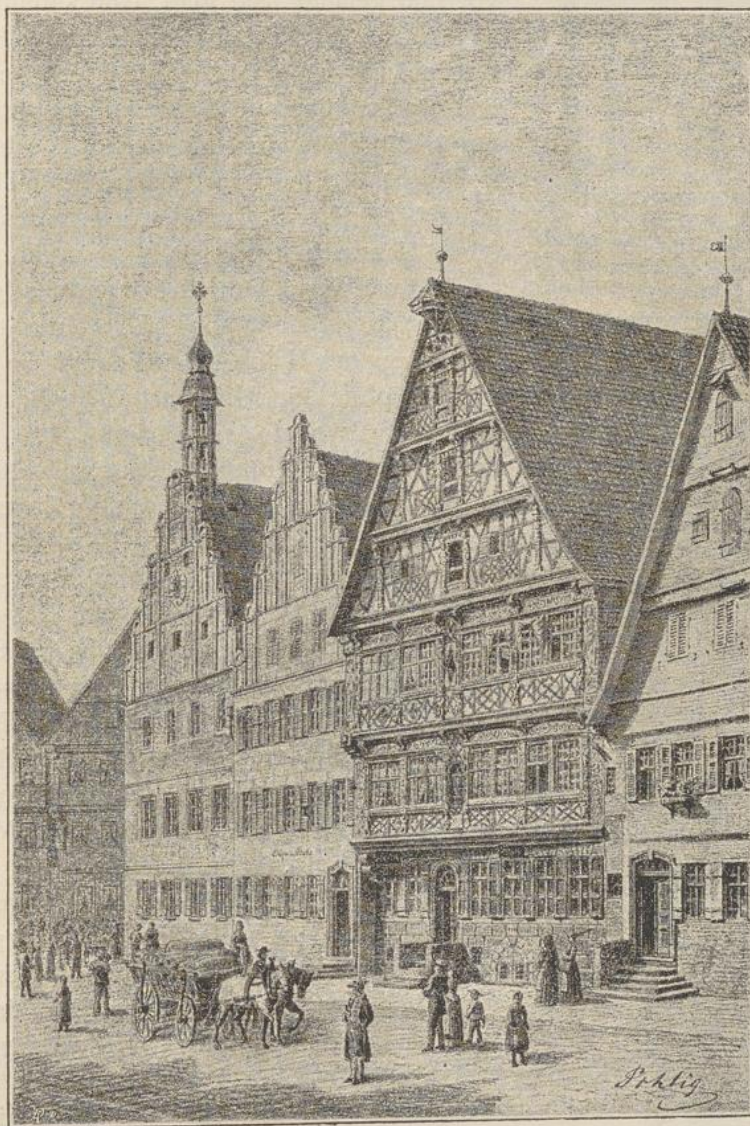


Fig. 80.

einen architektonischen Unterbau zu verleihen und sie in Geländerbrüstungshöhe abzuschließen; in diesem Falle wird der oberen Ständerhälfte eine Halbsäule, der unteren ein Postament vorgesetzt. An Stelle des letzteren begegnet man mitunter wohl auch langgestreckten Konsolen (s. Fig. 112), oder anderen Ständerverkleidungen, wie gotische Maßwerk- und Passbildungen (s. Fig. 42). In allen diesen Fällen



schwingt sich indessen die Holzornamentik nirgends zu einer selbständigen Entwicklung

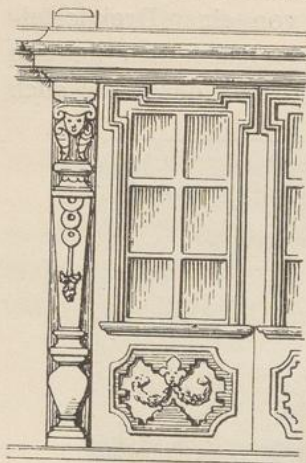


Fig. 81.

vom 18. Jahrhundert vor, welche, ohne mit den Fenstern in Berührung zu treten, sich zusammengewürfelter Barockformen bedient.

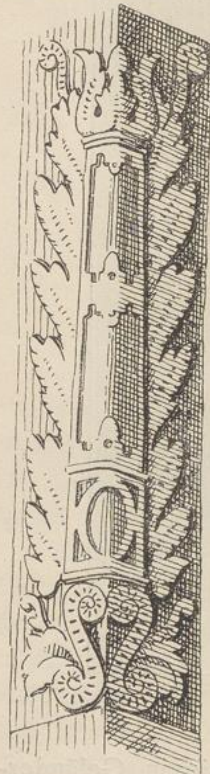


Fig. 82.

die Verbindung der Schnitzzierraten mit der unberührten oberen und unteren Ständerkante vermittelt und so den etwa durch Stützformen ausgesprochenen konstruktiven Gedanken in einen dekorativen umwandelt. Wir machten schon früher, Seite 47, auf das erste Entwicklungsstadium

emporkommt; immer beharrt sie auf Nachbildungen ursprünglicher Steinformen und kommt damit über eine gewisse Schablone nicht hinaus.

In Nürnberg herrscht die toskanische Säule vor und gelangt bald glatt, bald kanelliert zur Verwendung; Kandelabersäulen und Hermen waren dafür am Rhein und Main im Gebrauch und treten dortselbst namentlich mit den Fenstereinrahmungen in direkte Verbindung (s. Fig. 99). Als hervorragendstes Beispiel dieser Art führen wir die Ständerformen des Deutschen Hauses in Dinkelsbühl, vom Jahre 1543, an. Abweichend von dieser sonst allgemein gültigen Regel stellt uns Fig. 81 eine Ständerbekleidung aus Mainz, Augustinerstrasse No. 75,

Zu der zweiten Gruppe zählen wir alle jene Ständer, deren Zierraten nicht in direktem Zusammenhang mit der Konstruktion stehen. Teils stellen sie rein ornamentale Gebilde, teils ganze Figuren vor und beschränken sich vorzugsweise auf Hausecken. Die erste Sorte vertreten die Figuren 82 bis 87, die zweite Sorte ist durch die Figuren 89 und 90 vergegenwärtigt; der Eckständer aus Idstein (Fig. 82) trägt den Formgeschmack der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, diejenigen aus Alsfeld und Homberg (Fig. 83 bis 87) den des 17. Jahrhunderts. Manche von ihnen bestreben sich, die Bedeutung der Stütze zum Ausdruck zu bringen, wozu sie gewundene, halbrunde, und Kandelabersäulen mit Blätterkapitälern verwenden, es mangelt ihnen jedoch der untere und obere horizontale Abschluss (s. Fig. 79), so dass sie trotz ihrer ertümlichen konstruktiven Bedeutung dieser Gruppe einverleibt werden müssen. Andere häufig auftretende Motive besitzen die Eckständer in geflochtenen Schnüren, Schuppenornamenten und Gesichtsmasken; ihr gebräuchlichstes Motiv besteht aber in einer Volutenspirale, die in allen möglichen Variationen immer und immer wieder den Abschluss, resp.



dieser Form aufmerksam, hier begegnet sie uns als vollendetes Schema. Ständer mit ganzen Figuren oder Gruppen sind verhältnismäßig selten. Ihrem größeren Aufwand entsprechend, beschränkt sich ihre Anwendung auf einige hervorragendere Bauten, an solchen kommen sie aber in dem ganzen südwestdeutschen Gebiet vor. Einen der ältesten Ständer dieser Art gibt die Fig. 88 aus Frankfurt a. M., Römerberg No. 28, vom Jahre 1562, wieder. Ihm ist der Paradiesbaum angeschnitzt, dessen fruchtreiche Äste zwei Vögel bevölkern, während sein Stamm eine Schlange mit einem Apfel im Maule umwindet. Ehemals standen zu seinen beiden Seiten auch Adam und Eva, doch hat sie der biedere Hauseigentümer mit Rücksicht auf ihre Nacktheit, sowie auf die Unver-

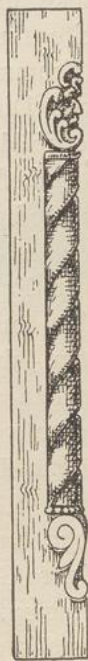


Fig. 83.



Fig. 84.



Fig. 85.



Fig. 86.



Fig. 87.

dorbenheit Neugieriger entfernen lassen. Den anderen Eckständer desselben Hauses zieren musikalische Instrumente.

Mit dem Christuskinde auf dem Rücken stellt sich uns ein lebensgroßer Christophorus an einem Eckständer der Burgstraße No. 6 in Boppard am Rhein vor.

Eine halbe Rittersfigur mit Harnisch angethan und einem Schwert umgürtet, sieht uns am Eckständer des Gasthofes zu den drei Rittern in Kronberg im Taunus (s. Fig. 68) entgegen.

Reichhaltiger fiel der Bilderschmuck an den drei übereinander befindlichen Eckständern des mehrfach genannten Straßburger Hauses am Domplatz aus. Sie bergen in Nischen weibliche Figuren in Begleitung von Tiersymbolen. Am ersten Geschoss nimmt diese Stelle die Pietas, ein Kind an der Hand führend ein, am zweiten ist es die Fides mit



einem Kreuz und am dritten die Spes in betender Haltung. Der Pietas ist das Pelikanmotiv, die Opferung Christi, als Illustration des Erlösers Barmherzigkeit beigesellt, die Fides ist in Begleitung eines Adlers und die Spes in jener eines Greifen. Berücksichtigt man die Figuren der vorgeschobenen Fensterständer an der Langseite, auf welche wir in einem folgenden Abschnitt noch eingehender zu sprechen kommen, so kann man den Tiersymbolen wohl auch die Bedeutung der drei Religionen, unten das Christentum, in der Mitte das Heidentum und oben das Judentum unterlegen (s. Fig. 89).



Fig. 88.

Besonderer Reiz wohnt den meist scherzhaft gehaltenen Figuren der kleinen Ständerstücke unter den Fensterbankriegeln inne. An der Langseite finden wir auf ihnen ein ganzes Orchester, vom Trommler und Dudelsackpfeifer an bis zum Violinisten und Dirigenten, an der Giebelseite hingegen die zwölf Sternbilder durch ihre Zeichen wiedergegeben. Sie alle sind flott und vortrefflich geschnitzt und verraten die kundige Hand des Meisters.

In Nischen gestellte Figuren finden an Eckpfosten häufiger Raum. Fig. 90 stellt einen solchen mit einem modisch gekleideten Bauersmann aus dem Jahre 1609 vor, der ein größeres Haus am Marktplatze zu Alsfield ziert. Zur Stütze der Figur dient eine von zwei in einem Kopfe endende Löwen getragene Eierstabwelle.

Einen anderen Eckpfosten mit Nische und vorspringendem Postament zeigt Fig. 91, einer Gebäudeecke aus Cochem vom Jahre 1625 entnommen. Zweifelsolhne war früher eine Figur hier untergebracht.

##### 5. Wandverzierungen und Fensterbrüstungsplatten.

Die aus geschweiften Riegelhölzern zusammengefügtten Wandverzierungen zählen zu den hervorragendsten Merkmalen der süddeutschen Holzarchitektur. Im norddeutschen Ständerbaugebiet sind uns, abgesehen von den modernen Bauten, nur wenige Fälle bekannt, an welchen sie anzutreffen wären; selbst zur Verfallzeit, als man sich dort wie allerwärts gekreuzter Riegelbänder zu bedienen begann, bewahren sie ihre ältere geradlinige Gestalt. Dagegen wissen wir bereits aus dem vorigen Kapitel, in welcher früher Zeit sie an dem süddeutschen Fachwerksbau Bedeutung erlangen. Ihre weitere Ausbildung und allgemeinere Benutzung nimmt in der Renaissanceperiode stetig zu und erreicht mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts den Höhepunkt.

Wir begegnen in ihnen einem so vielgestaltigen Flächenmusterreichtum, und ihre Verbreitung ist dabei eine so allgemeine, dass wir



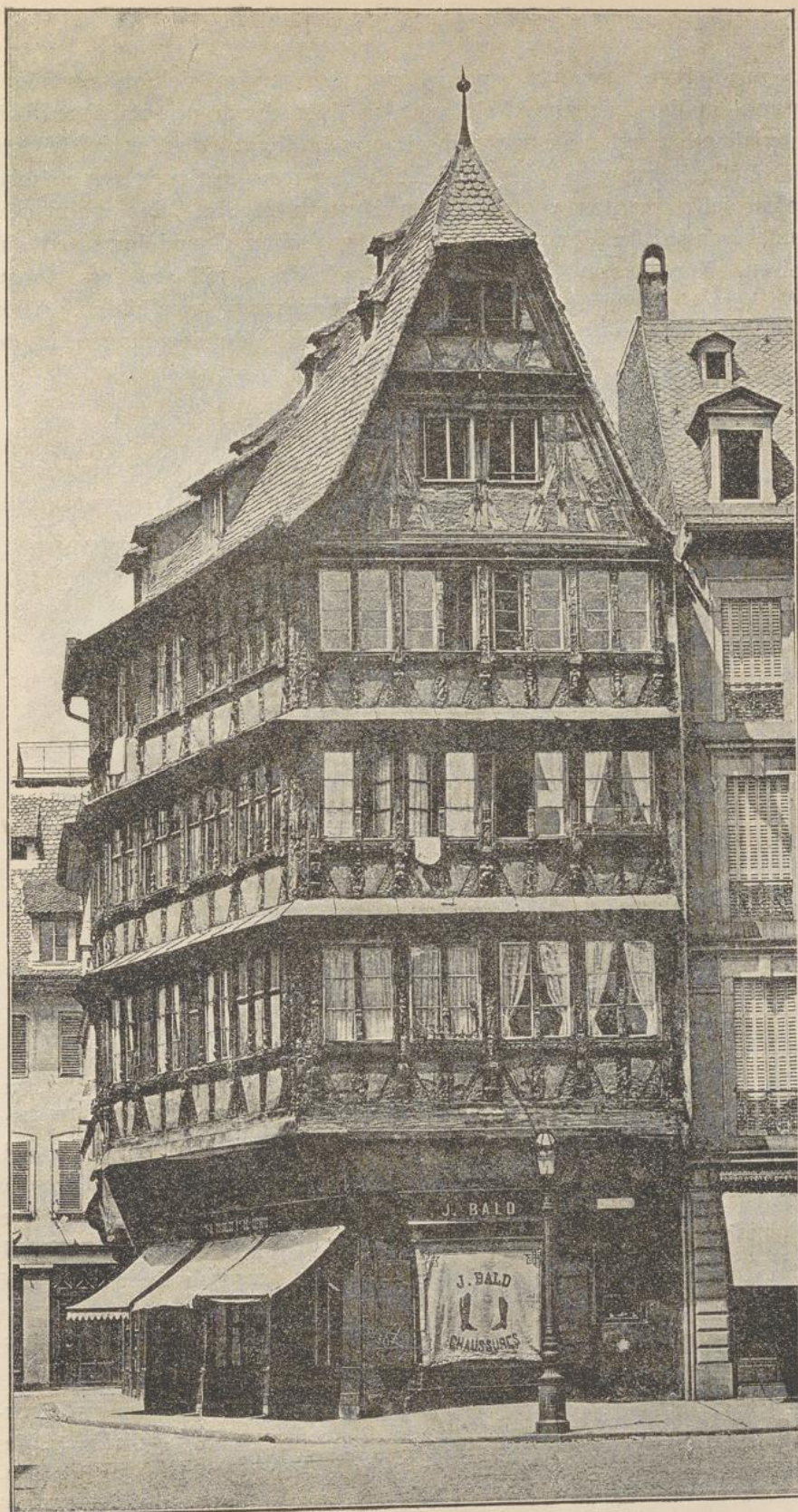


Fig. 89.

9\*



das zu Gebote stehende Material nur schwer zu sichten vermögen. Sowohl in der Zeichnung, als auch in dem durch verschiedene Rohmaterialien bedingten Farbenwechsel herrscht die grösste Mannigfaltigkeit, wobei alle Formen, wie es schliesslich den meisten durch symmetrisches Linienspiel erzeugten geometrischen Mustern ergeht, eine mehr oder minder scheinbare Verwandtschaft mit gotischen Grundelementen aufweisen. Nur diesem Umstande leitet sich das Urteil ab, dass sie aus gotischer Zeit stammen und eine ältere Verzierungsweise bilden. Allerdings kommen, wie wir gesehen, geschweifte Verriegelungen in der

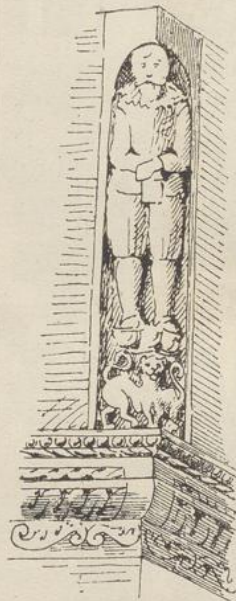


Fig. 90.

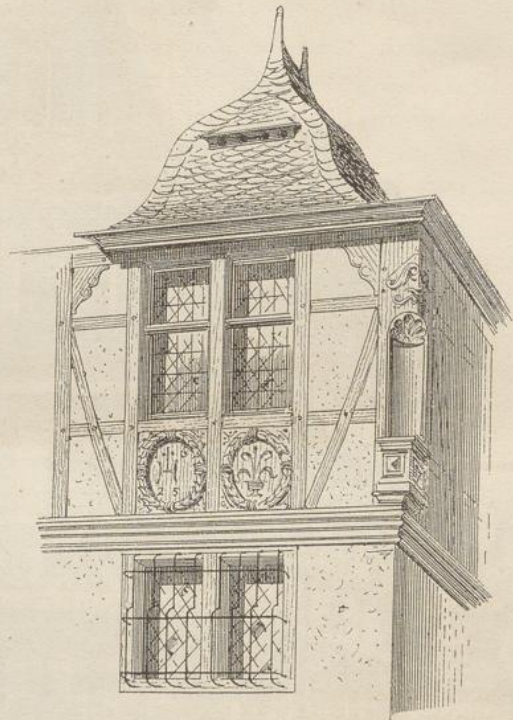


Fig. 91.

gotischen Periode vor, allein sparsam und in einfacher Gestalt; ihre reichere Gruppierung, ihre Zusammenfügung zu vielgestaltigen Figuren ist ein Werk der Renaissanceperiode, vermittelt deren sie dem süddeutschen Ständerbau eine wirksame stilgerechte Wanddekoration einerseits, ein lokales Gepräge andererseits verleiht. Wir stehen daher auch nicht an, diesen der Natur des Holzes herausgewachsenen Riegelbandmotiven eine selbständige Entwicklung zuzuschreiben, die mit bewusster Nachahmung spätgotischen Masswerks nichts zu thun hat, vielmehr ebensogut ohne irgend welche Kenntnis gotischer Stilformen entstanden sein kann.



Fig. 92.

Behufs Bildung ihrer Muster wählte man vorzugsweise folgende Elemente: 1. das gerade, 2. das viertelkreisgrosse, 3. das halbkreisgrosse, 4. das doppeltgeschweifte / förmige Riegelholz und 5. zur Ausfüllung



rechten Winkelecken ein geschweiftes dreieckiges Riegelband (s. Fig. 92). Durch Kombination dieser Elemente, durch ihre Verzierung mittelst kleinerer geschweiften Ansätze, Astauswüchsen, durch veränderte Maßverhältnisse, sowie durch Ausschneidungen von Herz-, Blatt- und Kelchlinien wird der Formenreichtum geschaffen, der als Flächendekoration

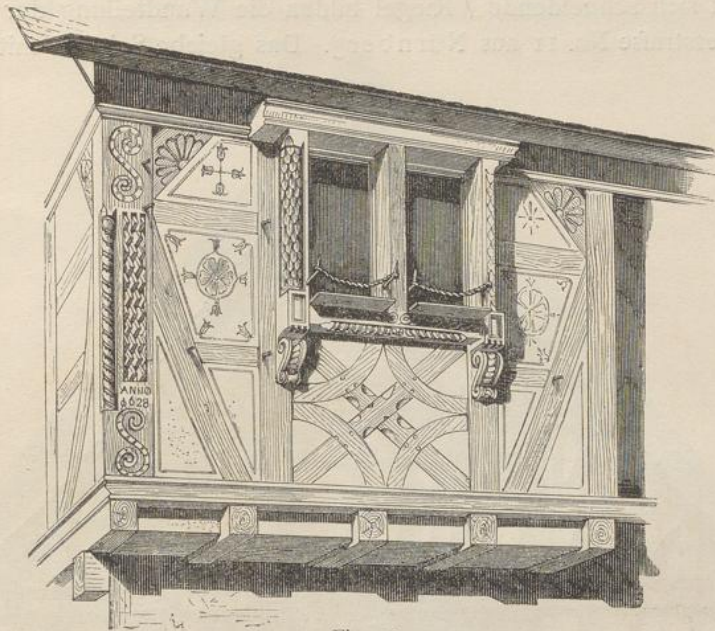


Fig. 93

seine Wirkung auf den Beschauer nie verfehlt, wohl aber sich noch verstärkt, wenn, wie es nicht selten der Fall, das Linienspiel des Holz-

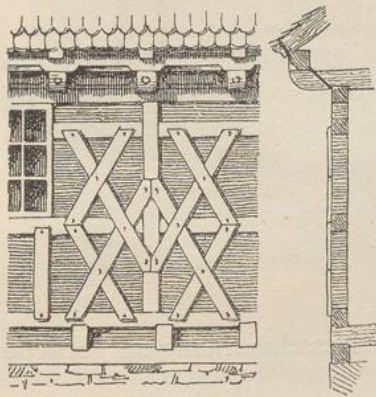


Fig. 94.

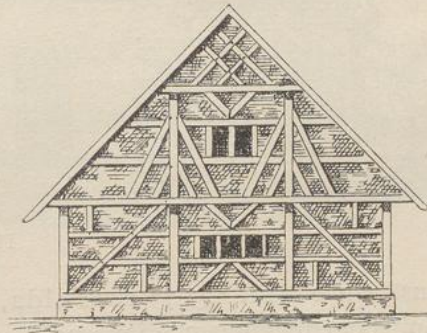


Fig. 95.

gerüsts durch buntfarbige, gemusterte Ziegel- und Bausteine oder von verputzten mit Schablonenmustern belebten Gefachen unterstützt wird (s. Fig. 93).

In ihrem einfachsten Gewande, als geradlinige sich kreuzende und schräg gestellte Riegel, stellt sich die Wandverzierung in der Fig. 94, am



Gasthause zum Riesengebirge in Krummhübel dar; ähnlich wird sie noch heute im Riesengebirge vielfach ausgeführt. Die nämlichen geradlinigen Überschneidungen sind auch dem fränkischen Bauernhause eigen, für welches Fig. 95 ein Schema aus der oberen Maingegend wiedergibt. Man trifft sie aber auch in Thüringen und Hessen und anderen Gauen.

Zwei sich schneidende / Riegel bilden die Wandteilung der Fig. 29, Augustinerstrafse No. 11 aus Nürnberg. Das gleiche Schema mit Nasen-



Fig. 96.

ansätzen enthält Fig. 73 aus Fulda, in dieser Ausschmückung an gotische Spitzbogenbildungen erinnernd.

Verschiedenerlei Zusammensetzungen von geraden, viertelkreisgekrümmten und doppelt geschweiften Riegeln besitzen mehrere Häuser in Rhense am Rhein\*); insbesondere bietet das Haus No. 135 vom Jahre 1571 gefällige Muster mit gespaltenen Nasenansätzen.

In kleineren Gefachen beleben die Verriegelungen die Fenster-

\*) S. Ortweins Deutsche Renaissance, Lieferung 158 bis 160, Blatt No. 11.



brüstungen der Giebfelder am Saalhof in Frankfurt a. M. (s. Fig. 14), nehmen aber hier schon teilweise den Charakter von geschlossenen Füllungsbrettern an.

Die Hofseite des Wohngebäudes No. 343 in Rothenburg a. d. Tauber\*), wie auch jene der Coburger Veste, enthält zahlreiche aus geraden, runden und doppelt geschweiften Riegeln zusammengefügte Motive,

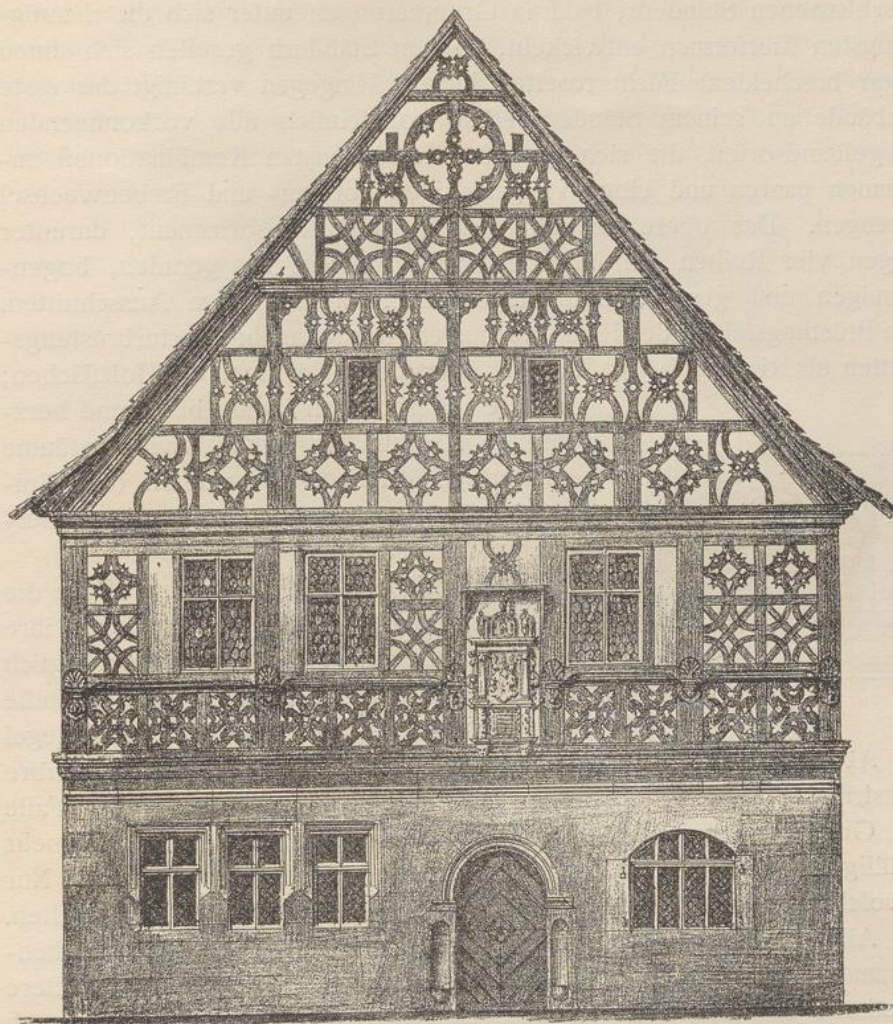


Fig. 97.

welche in diesem Falle unverkennbar die mit gotischem Malswerk bekleideten Galleriebrüstungen anderer Hofanlagen nachzuahmen suchen.

Am deutschen Hause zu Dinkelsbühl vom Jahre 1543 (s. Fig. 80) verband man die gegenüberliegenden Ebenen mit flach geschweiften Krummriegeln und stellte mit ihrer Hilfe Drei- und Vierpassfiguren her.

Ihre reichste Ausbildung erlangen indes ohne Frage die Riegel-

\*) S. Ortweins Deutsche Renaissance, Lieferung 8, Blatt 15.



musterbauten in Thüringen, wie sich unsere Leser aus den Fig. 96 und 97 überzeugen können. Das eine dieser beiden Gebäude (Fig. 97) stammt vom Jahre 1605, das andere aus etwas früherer Zeit, beide befinden sich in Heldburg. An letzterem, Fig. 96, gegenwärtig das dortige Gerichtsgebäude, fiel die Ausstattung der Gefache vornehmlich dreieckigen Riegelbändern zu, die bald im Verein mit den von ihnen eingeschlossenen Ständern, bald in Gruppierungen unter sich die mannigfaltigsten Zierformen entwickeln, an den Ständern gesellen sich ihnen sogar bescheidene Fächerrosetten hinzu. Hingegen vereinigt das erste Gebäude an seinem Ständeroberbau so ziemlich alle vorkommenden Riegelbandsorten, die sich in den verschiedensten Kombinationen zusammen paaren und einen vielgestaltigen Formen- und Farbenwechsel erzeugen. Das obere Giebfeld krönt ein Kreisornament, darunter folgen vier Reihen von abwechselnden Mustern aus geraden, bogenförmigen und geschweiften Riegeln nebst herzförmigen Ausschnitten. Die Brüstungsfelder des Hauptgeschosses gleichen mehr Fensterbrüstungsplatten als Riegelgefachen, so sehr überwiegen an ihnen die Holzflächen;

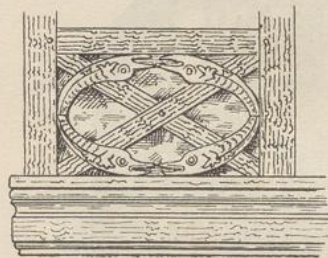


Fig. 98.

letztere unterbrechen kleine blatt- und herzförmige Ausschnitte, deren Zwischenräume buntfarbige Terrakotten ausfüllen (das Epitaphium in der Mitte besteht wie der Unterbau aus Sandstein).

Unstreitig erreichte an diesem Hause die Wanddekoration mittelst Krummhölzer ihre höchste Vollendung. Sahen wir ursprünglich an der süddeutschen Holzarchitektur an Stelle von geradlinigen Riegelbändern Krummriegel zur Absteifung von Wandständern verwendet, welche wie jene ihre konstruktive Aufgabe klar erkennen lassen, so bezweckt in diesem Falle ihr Gebrauch nur die Befriedigung dekorativer Gelüste, dem mehr zufällig nebenher auch eine konstruktive Bedeutung innewohnt. Nur in solchem Sinne können sie als Ziermittel der Renaissanceperiode gelten.

Alle diese Musterbildungen bezwecken, buntgestaltige Flächenornamente herzustellen und schlossen daher für gewöhnlich weitere plastische Zuthaten aus. In wenigen Fällen wich man indessen auch von dieser Regel ab und schnitt den Riegelbändern kleinere Zierformen ein. Das erste Beispiel gibt hierfür Fig. 29 aus Nürnberg, woselbst Rosetten und Rankenwerk die Krummhölzer bedecken. Ein anderes höchst originelles Beispiel, das in seiner Art einzig in der Holzornamentik dasteht, stellt Fig. 98 in einem Brüstungsfelde des Eckgebäudes aus Boppard, Marktplatz No. 6 vom Jahre 1579, dar. Hier verlieh man den gebogenen Riegelhölzern die Gestalt von Fischen, und gruppierte je vier derselben zu einem geschlossenen Ellipsenbogen.

Als letztes Beispiel führen wir das durch Fig. 89 wiedergegebene Straßburger Domplatzgebäude auf, an welchem dreieckige Riegelbänder



mit selbständigem Ornamentenschmuck vorkommen, wie sie sonst nur den Braunschweiger Bauten jener Zeit eigen waren.

An Fensterbrüstungen mit vorgesetzten Platten kann man hinsichtlich ihrer dekorativen Behandlung zwei verschiedene Gattungen unterscheiden: 1. Platten mit ausgesägten Zierformen und 2. Vollplatten mit Schnitzschmuck. Die ersteren sind die Endprodukte in dem Entwicklungsprozesse des allmählig überhand genommenen Riegelwerks, welches man der Einfachheit halber nicht mehr aus einer gröfseren Zahl sich überplattender und kreuzender Hölzer herzustellen beliebte, sondern durch Aussägen entsprechender Lücken aus einer Platte verfertigte. Als natürliche Folge dieses Verfahrens ergab sich, dass reichere Zeichnungen

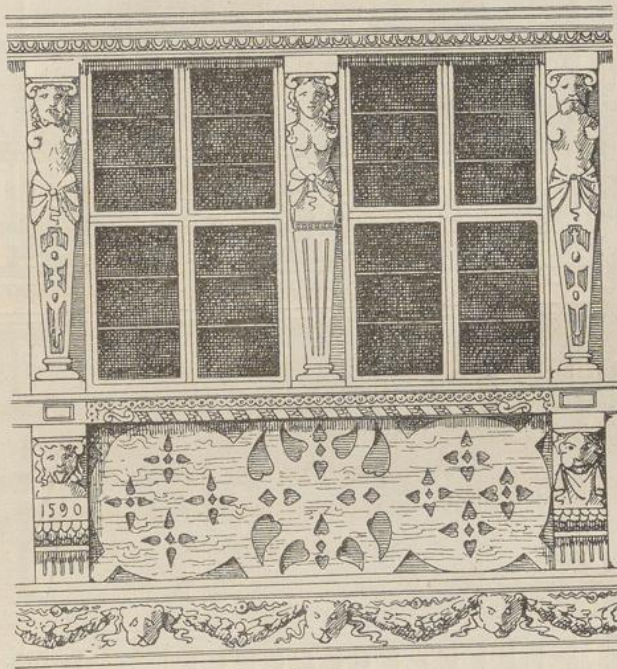


Fig. 99.

gewählt wurden und die Ausschnittöffnungen sich mehrten; wofür vorstehendes Beispiel, Fig. 99, hinreichenden Beleg liefert\*). Der Linienzug der gedachten Riegelübersetzungen lässt sich in diesem Falle leicht erkennen und bedarf keiner weiteren Erörterung. Der Zeit nach beschränkt sich ihr Vorkommen auf das Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts.

Dieser Kategorie haben wir auch alle jene Platten einzureihen, welche wie in Nürnberg gotische Passbildungen bekleiden und zum Schmuck von Fenster- und Galleriebrüstungen dienen. Von der vorigen Gruppe unterscheiden sie sich dadurch, dass sie nicht wie jene Krummhölzer nachzuahmen suchen, sondern sich einzig und allein in ermüdenden Wiederholungen gotischen Maßwerks, sowie Drei- und Rundpässen ergehen, also eine bewusste Nachbildung von Steinformen erstreben,

\*) Siehe auch Lübke, Deutsche Renaissance, 2. Aufl. II. Band Fig. 373 aus Boppard.  
Lachner, Holzarchitektur II.



die nichts weniger als den Charakter des Holzes zum Ausdruck bringen will; zur näheren Veranschaulichung des Gesagten dienen die Fig.

Ein anderes hierhergehörendes Beispiel enthält Fig. 100, die Gallerie einer der Pegnitz zugewandten Gebäuderückseite in Nürnberg; man

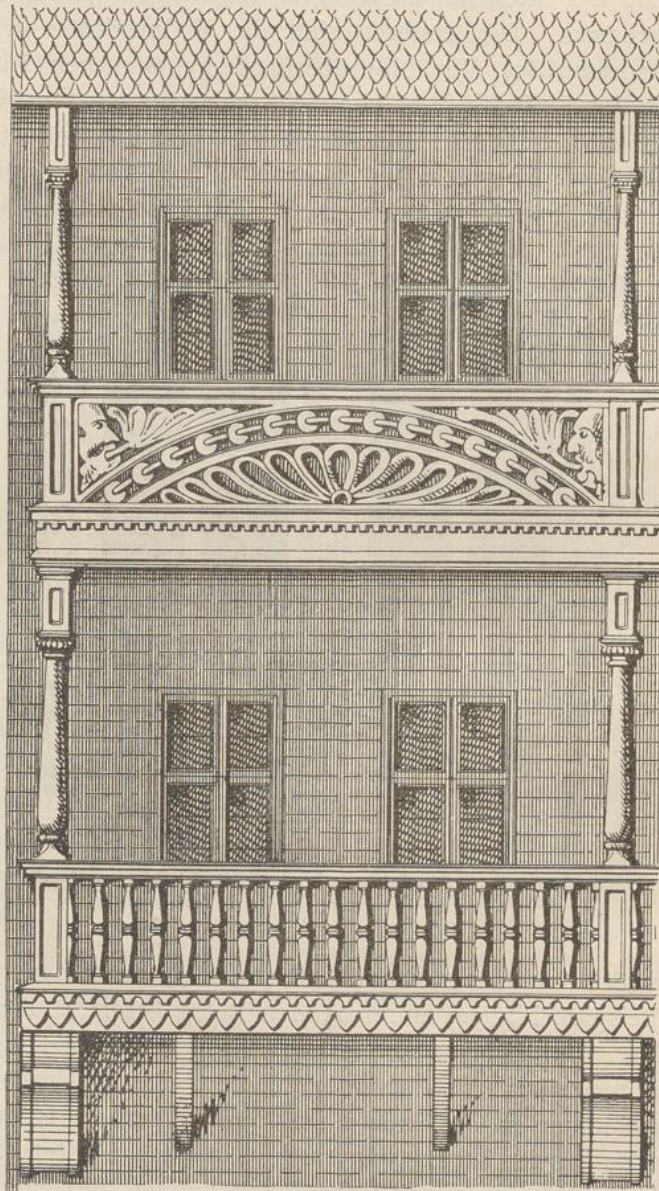


Fig. 100.

bediente sich hier zwar auch durchsägter Brüstungsplatten, vermied aber gotische Motive, an ihrer Stelle ordnete man Stichbögen mit großen Perlenschnüren an und füllte die Bogenfläche mit einer Art Fächerrosette, die oberen dreieckigen Zwickelfelder hingegen mit geschnitzten figürlichen Motiven.



Die zweite Gattung, die der geschnitzten Vollplatten, dient selten zum Aufputz ganzer Brüstungsreihen, sondern beschränkt sich für gewöhnlich auf einige bevorzugte Stellen. Hauptsächlich wenn es sich darum handelte, das Wappen des Hausherrn anzubringen, oder die Erbauungsjahreszahl anzugeben, fügte man sie einzelnen Gefachen ein; im übrigen kennen wir nur zwei Fälle, wo sie in größerer Zahl den Schmuck oder Schutz ganzer Hausfacaden zu bilden hatten.

Zeitlich geordnet führen wir nachstehend einige Beispiele an. Je zwei Platten besitzen die Wohnhäuser No. 135 und 136 in Rhense; an ersterem enthält die eine Tafel einen lateinischen Spruch und gibt als Jahreszahl der Erbauung 1571 an, die andere weist auf das in dem Hause ursprünglich betriebene Gewerbe hin und stellt zwei Böttcher, ein Fass zimmernd, dar; an dem Nachbarhause füllen figürliche und Rankenornamente die Flächen.

In Idstein, Obergasse No. 30, schnitzte man ihnen nach Art der norddeutschen Fensterbrüstungsplatten figürliche Motive ein, in unserer Figur einen Adler, umgeben von Deutsch-Renaissanceornamenten (s. Figur 101). Als Muschelnischen bildete man sie an einem Erker der Klingengasse in Rothenburg a. d. T. aus (s. Fig. 100). Ein Beispiel vom Moselthal gibt Fig. 91 aus Cochem vom Jahre 1625.



Fig. 101.

Die ausgedehnteste Verwendung erfuhren sie aber an dem ganz von Brettern eingeschalteten Salzhaus zu Frankfurt a. M., hier, um reicheres Schnitzwerk an sich aufzunehmen (s. Fig. 102 und Fig. 78.) Die figürlichen Bilder an dem ersten Holzgeschosse bestehen auf den beiden mittelsten Feldern aus Blumen und Bänder tragenden Engeln, auf den außen gelegenen Tafeln, aus den Vertretern der Jahreszeiten als vier in verschiedenen Lebensaltern stehenden mit Attributen versehenen männlichen Figuren. An den oberen Platten erlangt das Ornament das Übergewicht; ihren Mitten sind stark vortretende Menschen und Tierköpfe vorgehängt und diese von Kartuschen und Metallornamenten umrahmt. Jenes hochinteressante Gebäude, das dem Anfang des 17. Jahrhunderts angehört mag, besitzt aber nicht allein unter den Fensterriegeln geschnitzte Platten, sondern ebenfalls an allen anderen Feldern, desgleichen aber auch geschnitzte Verschalbretter vor den Balkenlagen und Rahmhölzern. Sie alle tragen üppiges Rankenwerk, untermischt mit figürlichen Motiven und Formen, welche sich schon stark dem Barockgeschmack zuneigen. (Fig. 100 enthält nur den Holzaufbau des Salzhauses, ein aus Quadern ausgeführtes Erdgeschoss befindet sich darunter).



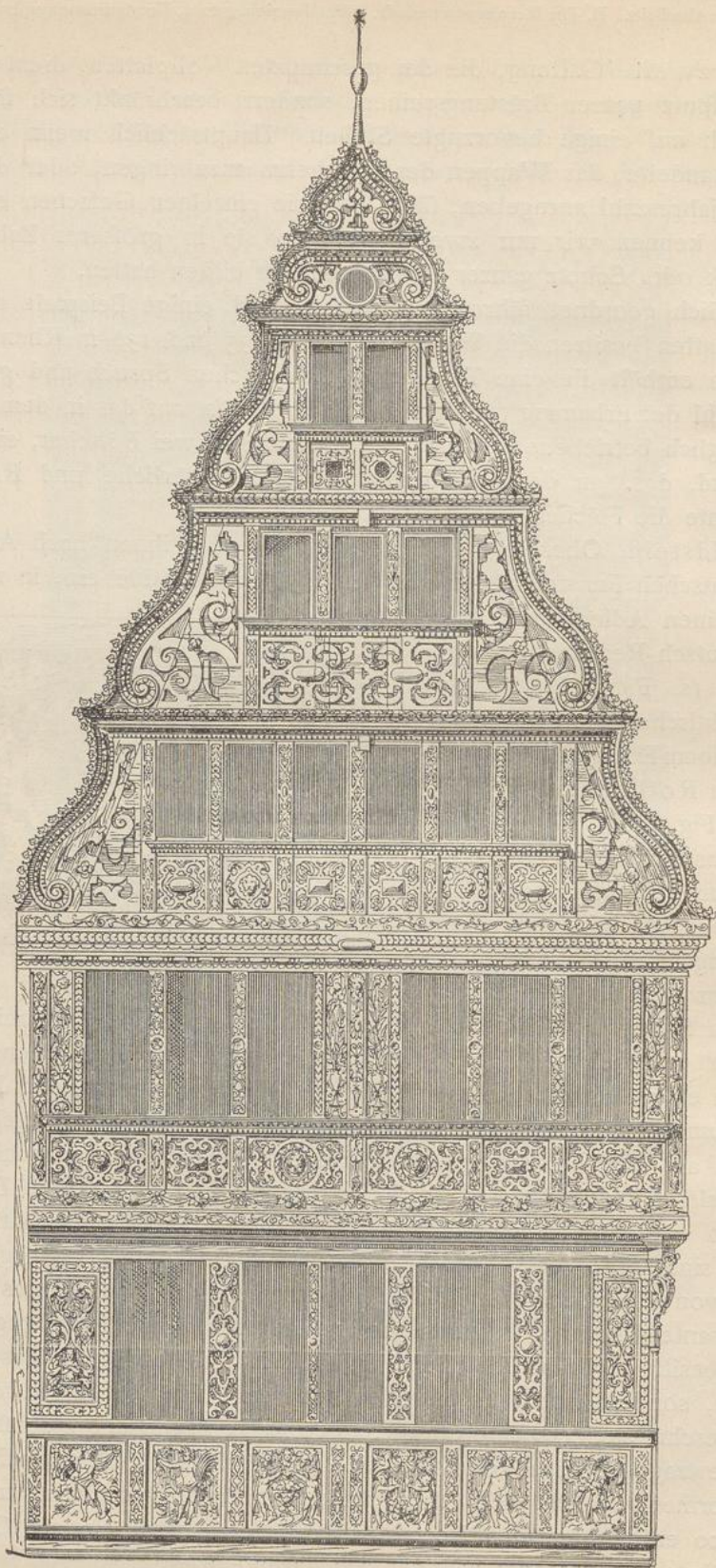


Fig. 102.



Ein zweiter Fall mit Fensterbrüstungsverkleidungen findet sich in Mainz, Augustinerstraße No. 75, der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts angehörig (s. Fig. 81). Dem herrschenden Zeitgeschmack entsprechend, bedeckt ein spärliches Relief mit naturalistischen Blumenguirlanden in kümmerlicher Einfachheit seine Felder. Das ganze Haus, ein Spätling süddeutscher Holzbaukunst, trägt so sehr den ausgesprochenen Charakter eines Steinbaues an sich, dass das Holz schwer an ihm zu erkennen ist.

Fügen wir schliesslich noch eine Platte eines Erkerbaues in Rhense, No. 154, vom Jahre 1734 (s. Fig. 39), hinzu, deren dürftiger Schmuck aus zwei flachgestellten Giebelvoluten und Blumentöpfen besteht, so besitzen wir in diesem Bilde nicht nur ein Beispiel von dem Verfall des Geschmacks, sondern auch ein solches von dem Verfall der Technik.

#### 6. Fenster-, Licht- und Thüröffnungen.

Die weitaus grössere Mehrzahl der Fenster verwendete sowohl im 16. Jahrhundert als auch in späterer Zeit zur Einführung des Lichtes rechteckige Öffnungen. Vorhangbögen, wie sie der Norden während der Mischstilperiode liebte, treten nur vereinzelt auf. Beispiele hierfür finden sich in Frankfurt a. M., Römerberg No. 28 und Dinkelsbühl, Deutsches Haus (s. Fig. 80). Ebenso lassen sich andere spätgotische Bogenlinien höchstens ab und zu einmal und dann nur in dekorativem Zuschnitt auffinden. Einen Beleg gibt hierfür das Wohngebäude in Frankfurt a. M., Markt No. 28 (s. Fig. 12), wo den Sturzriegeln zwar Kielbogen eingeschnitten, ihre wagerechten Abschlusslinien aber nicht angetastet wurden; das hierbei entstandene Sturzbogenfeld füllt eine ornamentierte Gesichtsmaske.

Desto grössere Sorgfalt wandte man der dekorativen Ausstattung rechteckiger Fensterumrahmungen zu. Wir haben bereits wiederholt darauf hingewiesen, dass sie vermöge ihrer Auskragung als selbständige Glieder der Holzarchitektur auftreten; aus diesem Grunde reihen wir daher auch alle jene Konstruktionsstücke, welche als Teile von ihr aufzufassen sind und in das Bereich unserer Erörterungen noch nicht gezogen wurden, ihrer Beschreibung ein. Unabhängig von den auf Seite 22 angeführten Konstruktionsarten gelangt an ihnen stets der Gedanke dekorativen Ausdruck, dass die untere Fensterbankschwelle aus einem Stück bestehe und von darunter gestellten Konsolen getragen werde. Demgemäss bleiben jene oben vollkantig und werden nur an ihrer unteren Seite, inzwischen den Konsolen abgeschrägt oder abgerundet, um daselbst einem Schnitzornament Raum zu schaffen. Der den Gewändepfosten verliehene Schnitzschmuck kommt im Grossen und Ganzen den schon früher beschriebenen Ständerformen gleich; an der äusseren Kante abgerundet, stellt er häufig eine Dreiviertelsäule vor (s. Fig. 104), manchmal nimmt er jedoch auch die Gestalt einer gewundenen Säule (s. Fig. 103) oder wie an einem Hause in Ediger (s. Fig. 93), die eines runden mit



Blättern bedeckten Pfosten an. Liegen mehrere vorgekragte Fensteröffnungen neben einander, so unterliefs man es für gewöhnlich, ihre Zwischenständer auch zu dekorieren (s. Fig. 103). Ausnahmen von letzterer Regel besitzen wir in den zierlichen Haupt- und Zwischenpfosten des in Fig. 89 dargestellten Strafsburger Hauses, in den des deutschen Hauses in Dinkelsbühl, sowie in jenen eines Hauses in Boppard\*); letztere mit Blätterschuppen, erstere mit ganzen Figuren und Hermen bekleidet.

An der Langseite des Strafsburger Hauses werden uns auf den vorspringenden Teilen der Hauptständerflächen am ersten Stockwerk drei christliche Helden: Kaiser Carolus, König Artus und Herzog Gottfried, sowie drei christliche Frauen: St. Helena, St. Brigitta und St. Elisabetha vorgeführt; am zweiten Geschoss finden wir drei heidnische Helden: Hektor, Alexander und Julius Caesar in Begleitung dreier namhafter Heidinen: Lukretia, Veturia und Virginia, während uns am dritten

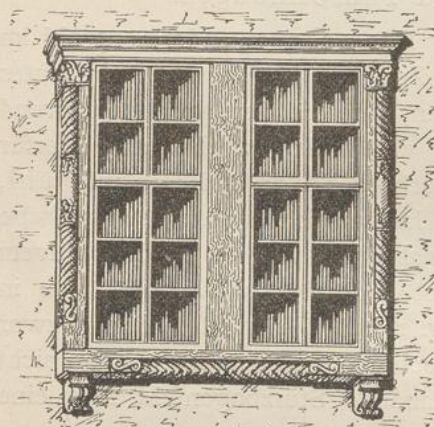


Fig. 103.

Geschosse drei jüdische Helden: Josua, David Rex und Judas Maccabäus neben drei guten Jüdinen: Hester, Jael und Judith begegnen. Wir wiesen schon früher darauf hin, dass die Darstellung der neun starken Helden an Rathhäusern vielfach anzutreffen sei; die Zusammenstellung von je drei hervorragenden Männern oder Frauen verwandter Geistesrichtung oder ähnlicher Bedeutung geht aber im Mittelalter, wie ja auch hier, über diesen engeren Rahmen hinaus. In einem Wappenbuch des

germanischen Museums kommen nicht nur jene oben angeführten Personen in der nämlichen Reihenfolge vor, es schliessen sich ihnen auch noch drei milde Fürsten und drei gesalbte Könige an; desgleichen findet man hin und wieder auch die Tugenden und Untugenden zu je drei gepaart veranschaulicht.

In das Gebiet allegorischer und sinnbildlicher Darstellungen führen uns die Ständer des Giebelfeldes; die fünf Ständer des ersten Stockwerks sind von weiblichen Figuren, den Vertreterinnen der fünf Sinne besetzt, die zehn der beiden oberen Geschosse hingegen, dienen einem zusammenhängenden Bilderzyklus, welcher eine drastische Illustration des noch heute im Volksmunde beliebten Spruches: Zehn Jahr ein Kind, zwanzig Jahr ein Jüngling u. s. w. wiedergibt. Da er an dieser Stelle als interessanter Beleg für sein hohes Alter gelten kann, führen wir ihn wörtlich auf: X Jor. ein Kind, XX Jor. ein Jüngling, XXX Jor. ein Mann, XL Jor. wolgetan, L Jor. Stillestan, LX Jor. gets Alter an, LXX

\*) S. Lübke, Deutsche Renaissance.



Jor. ein Greis, LXXX Jor. mer weis, XC Jor. dr Kinder Spott, C Jor. Gnad dir Got.

Die Figuren befinden sich in flachen Nischen, oben ist ihnen der entsprechende Vers auf einem Schilde beigegeben, unten sind passende Symbole hinzugefügt; so ist das Kind mit einer keimenden Pflanze verglichen, dem Jüngling sind Flöten und Geigen beigegeben (der Himmel hängt ihm voller Geigen), dem Manne ein Rüstzeug u. s. w. Den Übergang der vorspringenden Ständerteile zur Wandfläche vermitteln Konsolen, mit Köpfen und Masken garniert; auch sie nehmen in ihrer Formbildung Bezug auf die über ihnen befindlichen figürlichen Darstellungen und fügen sich dem Gesamtbilde als zugehörige Glieder ein. Auch die schmälere Fensterständer sind auf das prächtigste heraufgestaffelt und in langgestreckte Hermen und Atlanten verwandelt. Das gesamte Schnitzwerk ist von außerordentlicher Schönheit; bedenkt man, welche Schwierigkeiten der Künstler in der Behandlung der langen und schmalen Ständerflächen zu überwinden hatte, und wie trotzdem sich seine lebendige Fantasie keine Fesseln auferlegen liefs, so darf man in ihm ohne Frage einen hervorragenden Meister erblicken. Leider ist auch sein Name, wie jener des Hildesheimer Meisters vom Knochenhaueramthause, mit dem er auf gleicher Stufe steht, verloren gegangen.

Das deutsche Haus in Dinkelsbühl (s. Fig. 80) besitzt hingegen nur an dem Eckständer der vorkragenden Fensterreihen ganze Figuren, während die Flächen der Mittelständer Ornamente überziehen. Originell sind an diesem Hause die aus nackten Figuren bestehenden unteren Ständerteile. Mit ihren Händen stützen sie die vorspringenden Fensterständer und scheinen unter ihrer Last fast zusammenzubrechen. Da die Fenster nicht bis zur Balkenlage reichen, nimmt eine Friesfläche, voll der üppigsten Flachornamente, diesen Raum ein.

Zu Ornamentenmotiven für Fensterbrüstungsschwellen verwendete man mit Vorliebe gedrehte Schnüre, die man auf beiden Seiten mit der charakteristischen süddeutschen Endigung, der *Volute* abschloss, um mit ihrer Hilfe die abgerundete Form in die Kante überzuleiten. An reicher ausgeführten Schnitzereien (s. Fig. 99) gesellt sich ihnen wohl auch noch ein Flechtband als Umrahmung hinzu.

In Kiedrich am Rhein nimmt das Ornament an einem Hause von etwa 1620 eine palmettenähnliche Gestalt an (s. Fig. 104). Mit vielverschlungenen Ranken und eingeflochtenen Voluten untermengt mit Tierköpfen begegnen wir sie schliesslich an dem oben näher geschilderten Strafsburger Hause und in Boppard.

Geringe Abwechslung bieten die Bekrönungselemente; ihrer Mehrzahl nach bestehen sie aus schlichten Gesimsplatten, nur hin und wieder fügt sich ihnen eine Eierstabwelle ein. Dass eine vorgekragte Rahmholzschwelle den selbständigen Sturzabschluss ersetze, trifft sich selten.

Den rundbogigen Öffnungen der Erkertürmchen und der Galleriearkaden verlieh man für gewöhnlich Steinformen (s. Fig. 105). An



unserem Beispiel, eine Arkadengallerie der Dachfenster mit ausgebautem Dacherkertürmchen aus Nürnberg, Tucherstraße No. 21, schließt den profilierten Bogen ein horizontales Gesimsstück in Kämpferhöhe ab, während den Scheitel ein nachgeahmter Schlussstein als Konsole andeutet. Zur weiteren Belebung der Öffnungen garnierte man außerdem die Bogenlaibung mit vierkantigen Zacken.

Rundbogige Öffnungen, deren Dekoration zu dem Holzmaterial in näherer Beziehung steht, enthalten die Figuren 29 u. 116 aus Nürnberg und Cochem; an ihnen sind die Sturzbalken als solche erkennbar, die Bogenzwickel füllt Rankenornament.

Zur Dekoration von Hausthüren hielt man noch lange den Gebrauch des Spitzbogens fest. Zwei Belege hierfür liefern uns die Figuren 27 und 28; die erste aus Homberg in Niederhessen, vom Jahre 1581, erinnert an norddeutsche Vorbilder, und lenkt die Aufmerksamkeit durch die Anwendung des Fächerrosettenmotivs zur Ausfüllung der sonst leeren Bogenfelder auf sich. Die andere, aus Treysa, vom Jahre 1685, verwendete außer dem Spitzbogen nur Renaissance-Elemente und schließt, um gleichsam dessen Bedeutung aufzuheben, mit rechteckiger Umrahmung ab; an letzterer übernimmt eine gewundene Schnur im Verein mit flachen Kehlungen die Formgebung. Die Thüre, der Höhe nach zweiteilig, besitzt sechs schlichte Füllungen und wird in der Mitte von einer Zahnschnittplatte gegliedert.

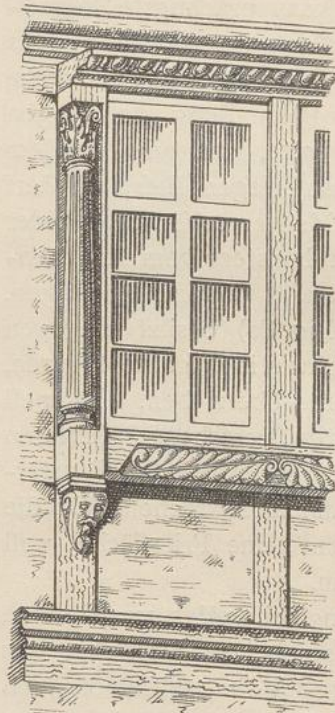


Fig. 104.

Andere Hausthüren aus dem 16. Jahrhundert, welche einer besonderen Beschreibung bedürfen, sind nur wenige erhalten; einesteils haben sie modernen Anforderungen

weichen müssen, andernteils ließen die meist steinernen Erdgeschosse solche in hölzernem Kleide nicht zu. Ein Beispiel aus dem 17. Jahrhundert finden wir an einem Hause in Homberg vom Jahre 1688, das an äußerem Reichtum und wirkungsvollem Aufbau nichts zu wünschen übrig läßt. Der rundbogigen Thüröffnung setzt sich ein Säulenanbau vor; zwei Halbsäulen, jonischen Stils, sind den Thürständern ange-schnitzt und tragen ein Gebälk, das mit schiefergedecktem Flugdach abschließt. Die Thüre selbst überzieht ein so fein durchgeführtes Barockornament, wie es schöner und formvollendeter kaum ein anderer Stil geschaffen hat. Die Ornamentenmasken auf den Thürfüllungen, die reizenden Engelsköpfchen, das Ebenmaß der Hermenpilaster auf den Schlagleisten und die anderen köstlichen Verzierungen bilden in hohem



Grade formschöne Motive, denen wir nur aufrichtige Bewunderung zollen können. Sie entfalten auf dem Gebiete des Schnitzornaments mit das beste, was der Barockstil je hervorgebracht hat.

Steinumrahmte Thorfahrten mit architektonisch gegliederten Thürflügeln sind noch allerwärts anzutreffen, wenn schon auch sie vielfach modernen Ansprüchen weichen mussten. In der Regel schliessen sie oben mit Korbbögen, ausgefüllt durch schmiedeeiserne Vergitterungen, ab; ihre Kämpferleisten ahmen steinerne Gebälke nach, ihre Schlagleisten tragen die Form von Säulen oder Anten. Die eigentlichen Thürflügel teilen entweder Felder oder Nischen mit Halbbogenfüllungen und Quadernachbildungen (s. Fig. 106).

An Innenthüren steht uns eine grössere Ausbeute offen, wozu

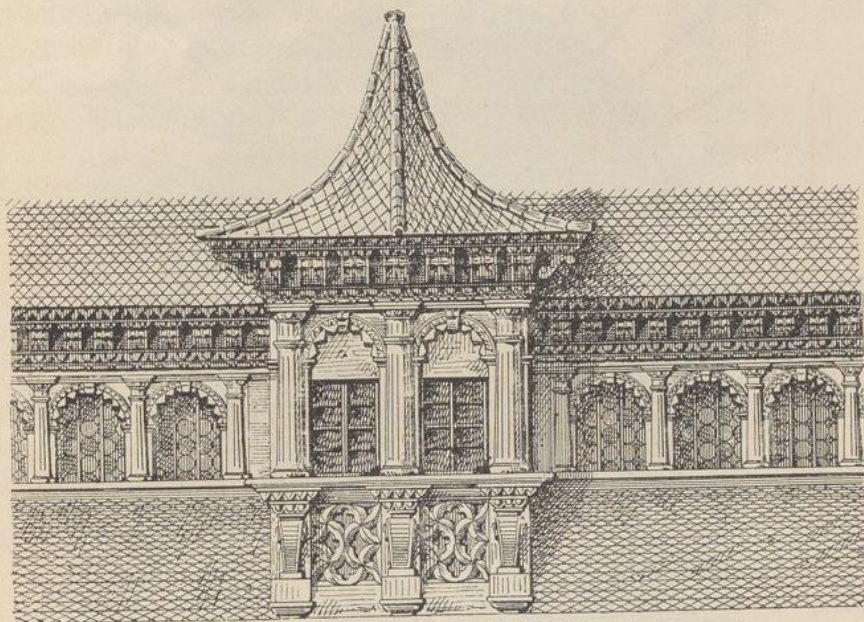


Fig. 105.

sowohl Rathäuser und Paläste, als auch Gilde- und Patrizierhäuser zahlreiche Vertreter stellen. Wir wählen aus ihrer Reihe eine Thüre der Schlossbibliothek zu Tübingen, eine aus dem Petersen'schen und eine aus dem v. Bibra'schen Hause in Nürnberg. Mit geringen Veränderungen finden wir an ihnen das Aufbauschema der norddeutschen Prachtthüre wieder. Ein vorgesetzter Säulenaufbau scheidet die Architektur in zwei Teile, in eine innere und eine äussere Umrahmung; während letztere einen für sich abgeschlossenen Vorbau bildet, tritt erstere mit der Wandtäfelung in direkte Verbindung.

Unser erstes Beispiel, die Tübinger Thüre (Fig. 107) ist insofern von besonderer Eigenart, als sein Säulenvorbau nicht wie gewöhnlich mit einem Architrav und Fries, sondern mit einer Archivolt abschliesst, also das Äussere eines Rundbogenportals annimmt. Aus den Einzelformen der Thüre spricht der Zeitgeschmack der Mitte des 16. Jahrhunderts. Die

Lachner, Holzarchitektur II.



frei vom Grunde sich abhebenden Stützen des Vorderbaues besitzen die Gestalt von Kandelabersäulen und sind vorspringenden Postamenten aufgesetzt. Ihr Sockel ist mit Ornamentenwerk dicht besetzt und birgt in kleinen Nischenfeldern zusammengekauerte Figuren. Der Säulenschaft entspringt tulpenförmig gebogenen Akanthusblättern, sein Kapitäl setzt sich aus drei ornamentierten Kopfmasken zusammen. Mit einem weit ausladenden Profile schließt sich der über die Säulen verkröpfte Wandfries ab, von welchem sich die Archivolte erhebt; letztere ist innen

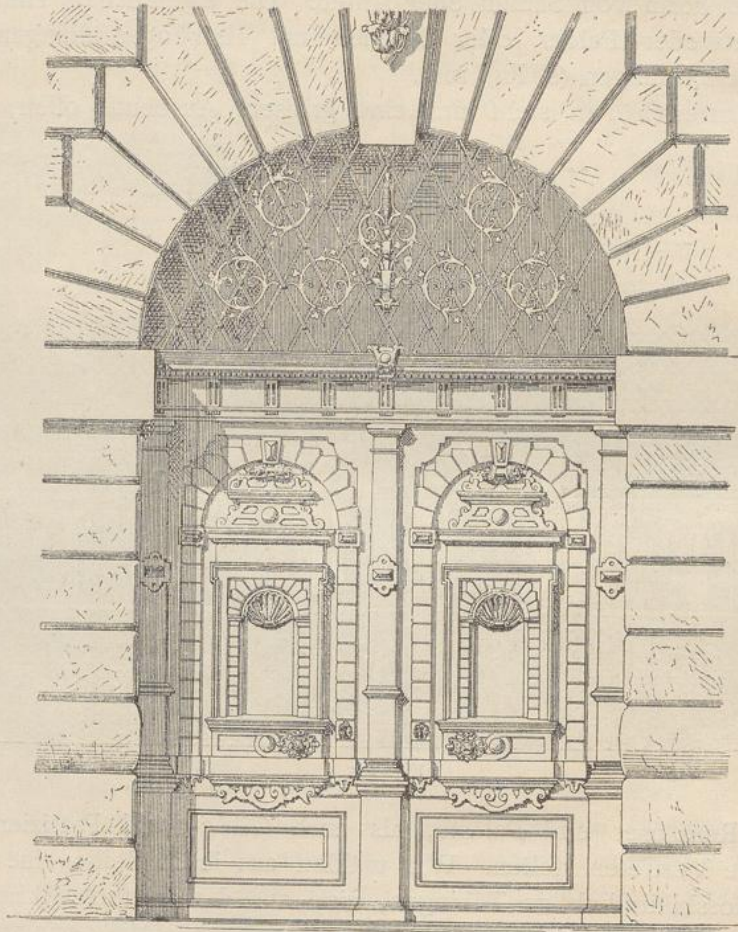


Fig. 106.

kassettiert und mit Gold und Blau bemalt. Den Aufbau über dem Bogen krönt ein Konsolengesimse, worunter zwei Portraitsköpfe aus runden Öffnungen hervorschauen. Dieser prunkvollen Umrahmung schmiegt sich die Thür rechteckig ein und führt den Wandfries als Thürsturz durch; über ihm vermittelt ein Bogenfeld mit dem Wappen der Herzöge von Württemberg den Anschluss zur Archivolte. Im übrigen trägt die Thür ein prächtiges Farbenkleid, welches seine anmutigen Formen noch lebendiger zum Ausdruck bringen hilft.

Das zweite Beispiel (Fig. 108) gehört dem Ende des 16. Jahrhunderts an,



mehr als seine Vorgänger nähert es sich dem auf S. 116, I, besprochenen norddeutschen Typus. Wie dort zerfällt die Umrahmung der Thüre in zwei Geschosse; den Unterbau beschließt ein Triglyphenfries nebst Hauptgesimse, von zwei kannelierten Säulen, toskanischer Ordnung, und runden Postamenten getragen; der Oberbau tritt mehr zurück und gliedert sich seitlich in drei rundbogige Öffnungen, deren mittlere die beiden anderen überragt; seine Formen befeilsigen sich, möglichst ge-

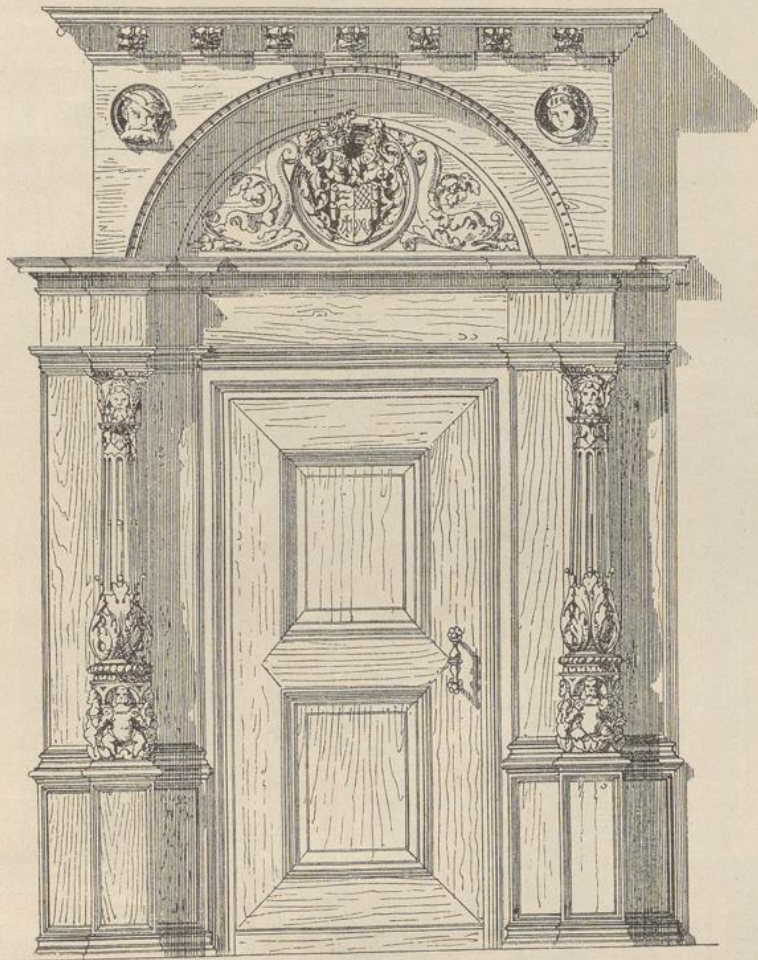


Fig. 107.

treu die Steinarchitektur nachzuahmen und geben behufs dessen sogar den Fugenschnitt des Bogens durch eingeritzte Linien an. Sehr einfach erscheint im Vergleich hierzu der Thürflügel selbst, dessen einziger Schmuck ein schmiedeeiserner Beschlag mit Schloss und Thürklopfer ausmacht.

An der dritten Thüre (Fig. 109) die ebenfalls der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts angehören mag, schließt ein Giebel den unteren Säulenvorbau ab. Darüber erhebt sich eine kleinere Säulengallerie, deren Bekrönungsgesimse der Wandtäfelung Hauptprofil weiterführt. Die Gal-



leriefelder füllen Wappen und Bilder und an Stelle der Portraitsbüsten schauen Gемsköpfe aus runden Öffnungen hervor.

Mit der Thüre tritt die Täfelung der Wand in organische Verbindung. In unserem Beispiel erreicht sie die Zimmerdecke und gliedert sich der Höhe nach in drei gleiche Teile, in eine untere Brüstung, eine eigentliche Wandfläche und eine Gallerie mit dem Hauptgesimse. Die Brüstung bezeichnet die Höhe der Tisch- und Kommodenflächen

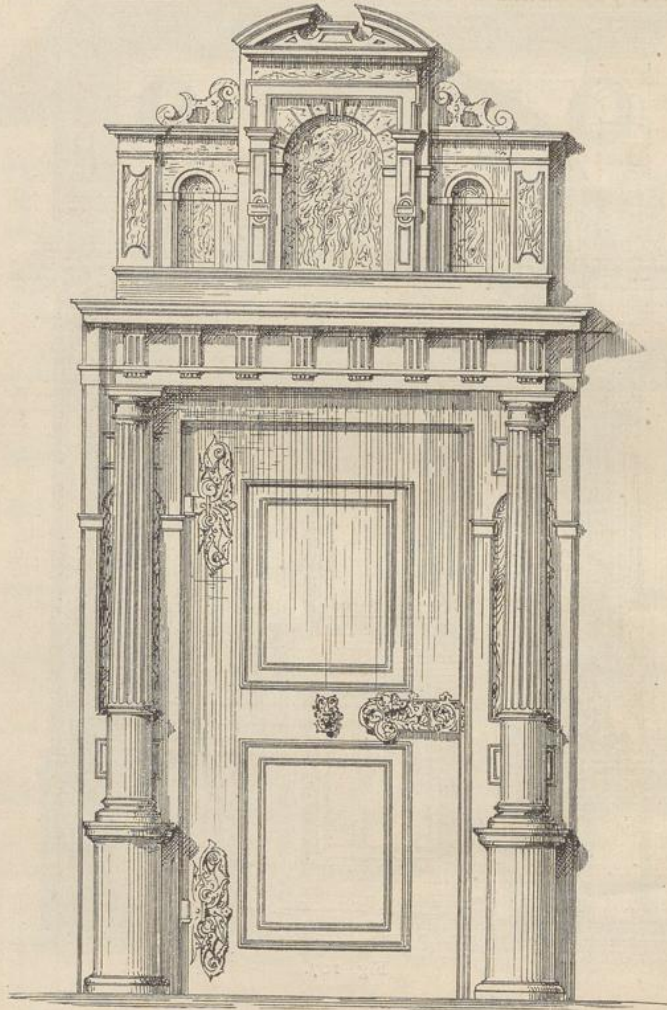


Fig. 108.

ihr Sockelprofil kehrt an allen Möbeln und Wandschränken wieder. Aus einer hinter die Brüstung gerückten Fläche mit eingelegten Fournieren besteht die Wand; um den weit vorspringenden Architrav zu stützen, sind ihr Säulen vorgesetzt, während ihr anderseits Muschelnischen ein wirksames Relief verleihen. Darüber baut sich eine Gallerie aus Pilastern, Hauptgebälk und einem stark ausladenden Bekrönungsgesimse auf.



Obige Schilderung kann mehr oder weniger als Schema für sämtliche Wandtäfelungen gelten; vorweg ist die untere Brüstung allen solchen Anlagen gemein, auch kommt an ihnen, wenngleich die reichere Ausstattung durch Säulen und Nischen oft ganz unterbleibt und einer einfacheren Gliederung von profilierten rechteckigen Füllungen weicht, die Wand mit einem vorspringenden Gebälk oder auch nur mit einem

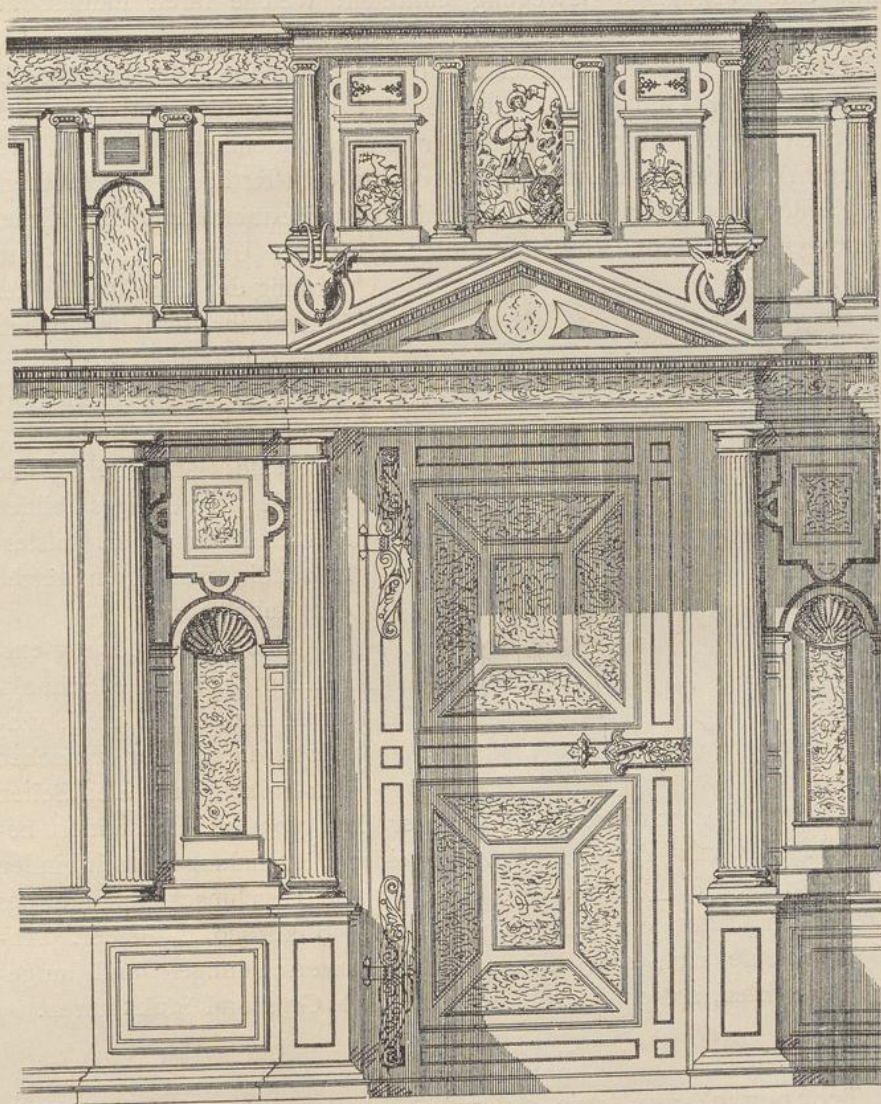


Fig. 109.

einfachen Wandbrett, um Schmuckgeräte aufstellen zu können, bis Ende des 17. Jahrhunderts durchgängig zur Ausführung. Dagegen verwendete man nicht selten statt des Oberbaues Ledertapeten, auch wohl buntgestickte Gobelins, oder aber man ließ jenen Teil der Wand überhaupt schlicht. Wie dem auch sei, zu prunkvollen oder heimischen Ausstattungen der Innenräume nahm die Holzarchitektur stets eine hervor-



ragende Stellung ein; und in Wahrheit sind unsere Tapetensurogate eigentlich nichts mehr und nichts weniger als kümmerliche Ersatzmittel, die sofort wieder schwinden müssen, wenn nicht allein Billigkeitsrück-sichten in Frage kommen. An dieser Stelle hat denn auch mit dem Wiedererwachen des Kunstsinnes die Holzarchitektur aufs neue Wurzel geschlagen, und wenn nicht alle Zeichen trügen, dürfte von hier aus in Bälde eine rückläufige Bewegung eintreten, welche ihren Einfluss auf die Außenarchitektur auszudehnen verspricht.

Eine dekorative Wandbekleidung erfordert auch eine architektonische Ausbildung der Decke und diese erfolgt an der Mehrzahl der süd-deutschen Bauten durch Abfasen der Balkenkanten und Bemalen der Felder. An unserem Beispiel, Fig. 110, aus dem Rathause von Rothenburg a. d. Tauber, dient den Deckenbalken zur Verminderung ihrer freien Spannweiten ein von Volutenkonsolen gestützter Unterzug. Die Ent-

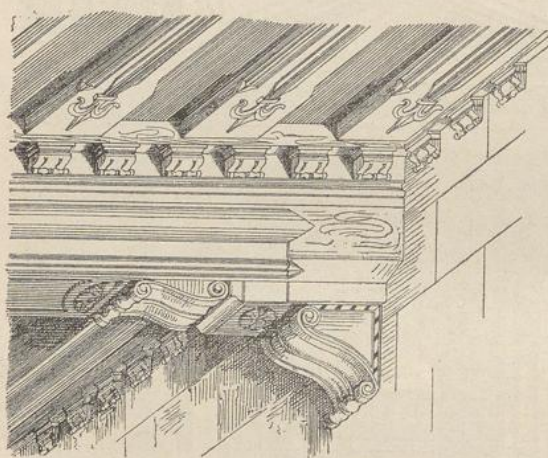


Fig. 110.

fernung der einzelnen Balken kommt ihren Breiten gleich, ihre Unterseiten deckt ein Stabornament, während ihre Kanten abgefast und profiliert sind; längs der Wand und des Unterzuges bilden kleinere Konsolen als Polsterhölzer die scheinbaren Stützen des Gebälks.

Eine andere Lösung enthält Fig. 111 aus dem Schunk-schen Hause zu Bruttig, wo-selbst die Felder zwischen den Balken zu beiden Seiten

halbkreisförmig abschließen. In späterer Zeit, vom 18. Jahrhundert be-ginnend, ließ man die Balken hinter einer Verschalung verschwinden und teilte nun die Decke, wie es eben die Geschmacksrichtung des betreffenden Dekorateurs mit sich brachte, willkürlich in Felder. An-fangs bediente man sich hierzu noch Holzverschalungen und aufge-nagelter Leisten, später ersetzte man sie durch Gips und Stukkaturen.

#### Treppenanlagen.

Treppenanlagen, wie sie auf Seite 38 bereits eingehender er-örtert wurden, bewahren ihre Gestalt bis tief in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts. Man behielt die balkenähnlichen Handläufer, ver-tauschte dafür aber häufig genug das gotische Mafswerk der Geländer-füllungen gegen gedrehte Docken. Im 17. Jahrhundert gelangen die Formen der Spätrenaissance zu ihrem Rechte, die Wangen werden von solchen überzogen und die Handläufer minder stark ausgekehlt.

Als ein hervorragend schönes Beispiel dieser Art bringen wir in



Fig. 111 die Treppenanlage des Schunk'schen Hauses zu Bruttig im Moselthale vom Jahre 1659. Einem in das erhöhte Erdgeschoss führenden

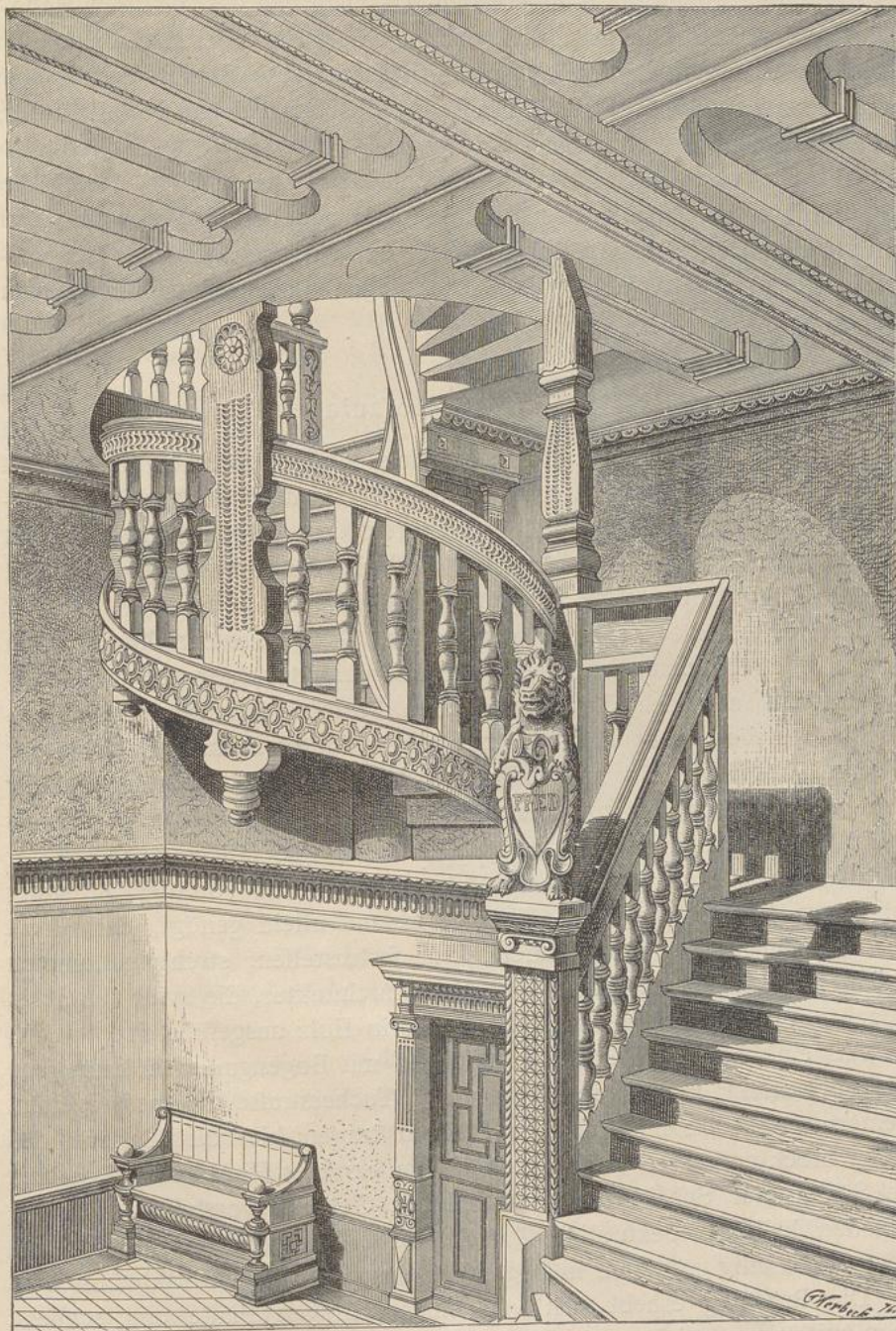


Fig. 111.

geraden Treppenarm folgt eine offene Wendelfreitrepppe. Ihr Antrittsposten trägt einen Löwen nebst Wappenschild, wie er in ähnlicher Verwendung auch in Nürnberg noch häufig angetroffen wird. Als



Abschluss des unteren und als Anfänger des oberen Treppenlaufes dient ein kantiger Ständer, der bis zur Balkendecke reicht. Zum besseren Halt der freischwebenden äußeren Wange, wie auch der geschweiften Handleiste verwendete man außerdem noch zwei an der oberen Balkendecke befestigte Hängesäulen, welche in zierlich gedrehte Zapfen enden und mit Rosetten geschmückt sind. Die Wangenflächen beleben Metallbänder, die Handleiste Scheibenornamente.

Mit der verputzten Balkendecke und dem breiten Flur bietet die ganze Anlage ein lebendiges malerisches Bild und beweist, dass selbst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts übereinander gebaute Treppenläufe, wie sie unseren modernen Häusern eigen sind, noch nicht allgemein gängig waren.

### Galerien und Hofanlagen.

Wenn zwar wiederholt architektonische Einzelheiten von Hofanlagen zur Besprechung gelangten, mangelt uns für sie doch noch eine einheitliche Übersicht. Hinsichtlich ihres konstruktiven Aufbaues unterscheidet man nach Seite 38 zwei Gruppen: 1. Gallerien mit steinernem Unterbau, 2. Gallerien mit oder ohne Ständerunterstützungen.

Der dekorative Zuschnitt der ersten Gruppe entspricht in allen seinen Teilen durchaus jenem einer Steinarchitektur; sowohl die architektonischen, als auch die ornamentalen Formen der hölzernen Obergeschosse stehen so im Einklang mit dem steinernen Unterbau, dass der Wechsel des Materials nur da kenntlich wird, wo die ursprüngliche Bemalung geschwunden und die tiefbraunen Holztöne der grauen Sandsteinfarbe gegenübertreten. Geschieht dies nicht, so fällt es auch schwer zu bestimmen, ob der Holzbau von der Sohle oder von der Brüstung der ersten Gallerie beginnt. Dieser Umstand allein genügt, den Wert jener Bauanlagen für die Holzarchitektur festzustellen; streng genommen bedeuten sie weiter nichts als eine Scheinarchitektur, die zwar für Stein erdacht, aus Sparsamkeitsrücksichten aber in Holz ausgeführt ist.

Als eine der prächtigsten Hofanlagen mit Bogengalerien kann jene des Funk'schen Hauses in Nürnberg, Tucherstraße No. 21\*) gelten. Steinerne Arkaden mit kantigen Pfeilern tragen hier die Gallerie des ersten Stockwerks; es bedarf wohl kaum erst des Hinweises, dass hier die Säulen nur Scheinstützen des oberen Gebälks vorstellen, wie die Arkaden lediglich dekorative Zwecke zu erfüllen haben und nur aus einer hochkantig gestellten in Bogenform ausgeschnittenen Bohle bestehen.

Die Brüstung erhebt sich von einer schrägen Platte und schließt oben mit einer solchen ab; Volutenkonsolen, als Träger der oberen Halbsäulen, teilen sie in rechteckige Felder, und gotische Rundpässe nebst Maßwerk füllen sie aus. Toskanischer Ordnung gehören die

\*) Vergl. Ortweins Deutsche Renaissance, Nürnberg, Blatt 13.



kanelierten Halbsäulen an, der nämlichen Stilrichtung entspricht auch die Gliederung der tiefer liegenden Arkadenfelder mit ihrer schattenreichen Bogenprofilierung; hingegen entsprechen die Rosetten auf den dreieckigen Bogenzwickeln mehr gotischen Vorbildern. Fügen wir noch hinzu, dass das Konsolenpostament Träger einer reichen Ornamentik aus Blätterwerk, Perlenschnüre und Eierstabwellen ist, so haben wir damit auch zugleich die Galleriedekoration des zweiten Stockwerks beschrieben, die mit jener des ersten Geschosses (s. Fig. 112) genau übereinstimmt. Auch die Galerie des dritten Stocks weist, bis auf ihren unteren Abschluss, das nämliche Schema auf, obgleich ihre Bogen infolge der niedrigen Geschosshöhe gedrücktere Verhältnisse annehmen. Von den anderen Gallerien unterscheidet sie sich vornehmlich dadurch, dass sie um Balkendicke über jene vorkragt, infolgedessen eine schräge Sockelplatte nicht benötigt, hierfür aber zwei Blätterwellen von hervorragender Schönheit verwendet. Mit der nämlichen Blätterwelle, einem weit ausladenden Hauptgesimse und einem schmalen Pultdache schließt der Gallerieaufbau oben ab.

Haben wir diese Schilderung etwas breiter angelegt, so geschah dies, weil sie als Typus für eine ganze Serie von Gallerien gelten kann. Lassen auch manche unter ihnen sowohl in dem Gesamtaufbau als auch in den Einzelformen den Holzbau als solchen erkennen, wären auch viele von ihren Arkadengängen in Stein schlechterdings nicht ausführbar, ihre Fesseln, die Steinarchitektur, vermögen sie ebenso wenig abzustreifen, wie sie ihre Abhängigkeit von jener zu verläugnen suchen.

Trotzdem bleiben sie denkwürdige Schöpfungen der deutschen Holzbaukunst, und stehen in ihrer Geschichte nicht ohne Bedeutung da; so entfalten sie beispielsweise ohne Frage an den Nürnberger Bauten den vornehmsten Schmuck und belehren uns, welch hohen Wert man jenen der Strafe entlegenen Wohnräumen für das Familienleben zumafs; schlossen

Lachner, Holzarchitektur II.

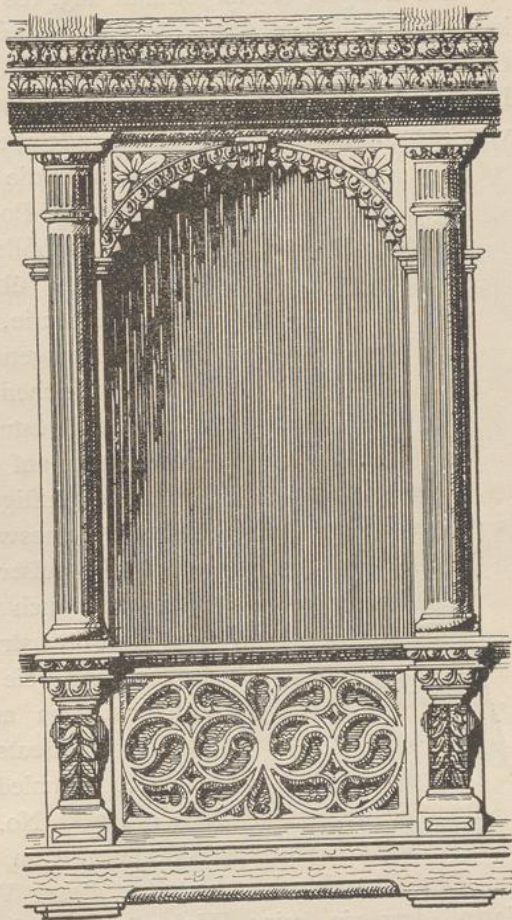


Fig. 112.



das Gebäude nach außen schlichte düstere Mauern, so lacht uns aus den inneren Gallerien üppige Pracht und malerische Architektur entgegen.

Von den vielen ähnlichen Hofanlagen führen wir als die hervorragendsten Vertreter die Gebäude: Tucherstraße No. 20 und 25 vom Jahre 1624, Winklerstraße No. 38, Weinmarkt No. 4 in Nürnberg, an.

An jenen Hofseiten, woselbst die Gallerien in Gestalt schmaler Gänge durch Gebälkervorkragungen entstanden, verfielen sie weniger der lästigen Steinschablonenherrschaft anheim.

Ein Beispiel hierfür enthält Fig. 100 aus Nürnberg. Hier wird man keinen Augenblick über die Natur des Rohmaterials im Zweifel sein. Geschweifte Schubstreben unterstützen die untere Gallerie und gedrehte Docken bilden ihr Geländer. Auch bewahren die Ständer, obgleich sie von der Brüstungshöhe ab Kandelabersäulen vorstellen, im großen

und ganzen die Gestalt von Holzpfosten, unten als viereckige Postamente, oben als kantige Ständerteile. Profileisten, Schrägplatten und Zahnschnittreihen überziehen die Satzschwelle der oberen Gallerie, wohingegen die als Stützen für das vorspringende Dach dienenden Ständer den unteren gleichen; über die originellen Schnitzereien der Brüstungsfelder haben wir uns schon eingehender auf Seite 174 geäußert.

Solch luftige Vor- und Anbauten blieben übrigens keineswegs Alleingut Nürnbergs, woselbst sie außer an der Pegnitz zugewandten Hausseiten auch in den Höfen: Dürerplatz No. 10 und Karolinenstraße No. 7 besonders reich anzutreffen sind, sie kommen nach dem nämlichen Aufbauschema auch in den meisten größeren Städten Süddeutschlands vor, so in Rothenburg a. d. T., Schmiedgasse No. 343; Frankfurt a. M., Alter Markt No. 30; Rebstock, Haus Limpurg; Würzburg, Ulm und andere mehr.



Fig. 113.

Das Charakteristische aller dieser Vorbauten besteht vorzugsweise darin, dass sie keine Wohnräume enthalten; der Kern des Gebäudes kann aus massivem Mauerwerk bestehen und die Gallerien ihm nur vorgesetzt sein. Außer ihrer konstruktiven Bedeutung als Verbindungsgänge, bilden sie gleichzeitig Hallen zum Aufenthalt in warmen Tagen des Jahres. Jedenfalls haben wir in ihnen eine hervorragende Eigentümlichkeit des süddeutschen Patrizier- oder Kaufmannshauses zu erblicken, das in mancher Beziehung den Vergleich mit italienischen Palastanlagen herausfordert und nicht unwahrscheinlich mit jenen in gewisser Wechselbeziehung steht. Im allgemeinen kann man für ihre Dauer die Zeit der Renaissanceperiode annehmen, mit dem 17. Jahrhundert weichen sie dürftigeren und schmucklosen Verbindungsgängen.



## Giebelabschlüsse, Erker und andere Anbauten.

Es erübrigt uns nunmehr noch der Dekoration aller jener Gebäudeteile zu gedenken, deren Architektur eine Zergliederung nach einzelnen Konstruktionsstücken nicht zulässt. So haben wir der Abhandlung über Giebelabschlüsse noch hinzuzufügen, dass man mit Vorliebe die



Fig. 114.

unteren Flächen der kleinen Giebelbaldachine durch Schnitz- und Bildwerk zu schmücken beliebte; an einem Wohngebäude in Ediger a. d. Mosel fällt sie zum Beispiel ein vollständiges Gemälde (s. Fig. 113), die Kreuzigung Christi darstellend; sehr häufig dienen sie aber auch zur Aufnahme der Erbauungsjahreszahl oder buntfarbiger Schablonenmuster;



Fig. 115.

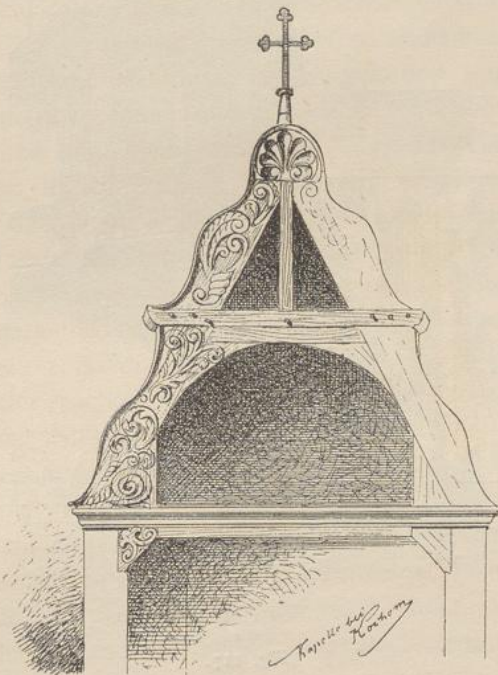


Fig. 116.

(s. Fig. 114), als spitzzulaufende Konsole schließt der Giebelbaldachin am deutschen Haus in Dinkelsbühl (s. Fig. 80) ab.

An den älteren Vertretern der geschweiften Giebelfelder bilden die Abschlusslinien gleichzeitig die Konturen der ihre Fläche zierenden Ornamente und werden gewissermaßen durch die Form der letzteren bedingt (s. Fig. 14); nicht mit Unrecht kann daher auch ihre Konstruktion als eine Folge der Dekoration aufgefasst werden. An den jüngeren Ver-



treten dieser Giebelgattung fügt sich hingegen das Ornament nur lose der äußeren Wellenform der Giebellinien an; letztere werden hier zum Selbstzweck, während die Ornamentik nur widerwillig ihren unregelmäßigen, unschönen Flächen folgt. Im 17. Jahrhundert besteht sie, dem Zeitgeschmack entsprechend, aus barocken Schnörkeln, Kartuschen und Spirallinien, im 16. Jahrhundert aus einandergefügtten Voluten und anderen Deutschrenaissance-Elementen. Hin und wieder treten wohl

auch, wie aus dem reizenden Beispiel aus Idstein (s. Fig. 115) oder wie an dem 1587 erbauten Dacherker in Frankfurt am Main, Rotekreuzstraße No. 1, figürliche Motive hinzu. Nicht selten verlieh man auch dem oberen Giebelabschluss eine Art Fächerrosette, um ihr bald die Gestalt einer Muschel (s. Fig. 116), bald jene einer Kreisscheibe (s. Fig. 14) zu verleihen.

Die Dekoration von Dacherkern und Windenlukern besteht für gewöhnlich aus verkleinerten Nachbildungen von Giebelfeldern. Was hingegen jene der Dacherkertürmchen betrifft, so steht sie meist in so enger Wahlverwandtschaft zu der Architektur der Hofanlagen, dass das dort Gesagte im allgemeinen auch für sie zutrifft. Ihr Aufbau ergeht sich in Nachahmungen von Steinformen und gliedert sich aus Postamenten, Säulen, Architraven und Gesimsen aller Art.



Fig. 117.

Zu ihrer prächtig malerischen Wirkung gehören die keck aufsteigenden Zeltdächer und die durch Hohlziegel scharf betonten Rippen jener.

Man beileistete sich aber auch an den Chörlein und Erkern einer möglichst getreuen Nachbildung von Steinformen; in solcher Gestalt z. B. begegnen wir einem Erkertürmchen aus Rothenburg a. d. T. in der Klingergasse (s. Fig. 117), sein unterer Teil scheint aus einer profilierten vorgekrachten Steinplatte zu bestehen, während der Aufbau sich aus Quaderpostamenten, Muschelnischen, Pilasterhermen und Architravplatten nebst



Bekrönungsgesimsen zusammenfügt. Indes verleiht den Erkern das 17. Jahrhundert mittelst üppiger Barockformen einen wesentlich anderen Charakter. An dem durch Fig. 41 dargestellten Balkonerker aus Nürnberg, Karolinenstrasse No. 49, sind sowohl die Seitenflächen des Unterbaues als auch jene der Bekrönung geschweift, allerwärts herrscht die krumme Linie vor und bietet der Architektur die mannigfaltigsten Motive, nicht minder tragen aber auch noch verkröpfte Profile und angeheftete Ranken mit Zweigen das ihrige dazu bei, der ganzen Anlage einen malerischen Anstrich zu verleihen.

Zwischen obigen beiden Erkerantipoden vermitteln eine Menge Verbindungsglieder den Übergang des einen Stils in den anderen; allen ist eine strenge Abgeschlossenheit eigen, welche jeden Zusammenhang mit der übrigen Gebäudearchitektur aufhebt. Mögen sie nun aber im 16. oder im 17. Jahrhundert entstanden sein, niemals verraten sie das Material, aus dem sie gefertigt, immer tragen sie den Stempel einer ausgeprägten Steinarchitektur an sich.

Wir wollen vorstehende Geschichte der süddeutschen Holzarchitektur nicht schließen, ohne noch ihres Aufgehens in den Putzbau zu gedenken. Ohne Stütze eines gesetzmässigen Aufbausystems, dazu umgeben von einem wohlgeordneten Ständerbau im Norden, einem Blockbau im Osten, sowie einem reizvollen Gebirgsstil im Süden, — alles Gruppen von scharf ausgeprägter urwüchsiger Eigenart und konsequent durchgebildeter Dekorierungsweise, — konnte sich der süddeutsche Holzbau ihrer ausstrahlenden Kräfte nicht erwehren; er unterlag insbesondere in den Grenzgebieten ihrem Einfluss und machte sich ihre konstruktiven und dekorativen Vorzüge zu eigen. Wie wir wiederholt nachzuweisen die Gelegenheit fanden, entfaltet er daher auch eine grössere Freiheit und Ungebundenheit. Die charakteristischen Merkmale der norddeutschen Verfallperiode, die Auflösung der Ständerordnung und Einfügung von Riegelwerk aller Art, beherrschen den süddeutschen Ständerbau, soweit er überhaupt zurückverfolgt werden kann. Ebenso bestand der Verputz von Mauerflächen hier schon länger zu Rechte. Die unregelmässigen Gefache mit den sie einschliessenden geschweiften Riegelhölzern liessen eine Bemusterung der Wand durch geradlinige Kunststeine nicht zu, ganz abgesehen davon, dass der steinreiche Süden den Backsteinbau überhaupt nur in beschränktem Umfange pflegte.

In diesem Umstande erblicken wir daher auch die Erklärung, weshalb man im Norden den Gebrauch geschweiften Riegelhölzer verschmähte; dort konnte man sie des Füllmaterials, der Backsteine halber nicht gebrauchen; wohingegen der Süden, wo man weniger mit ihm umzugehen verstand, Bruchsteinmauerwerk oder noch häufiger Flechtwerk mit Lehm Schlag verwendet und dessen unregelmässiges Gefüge durch Verputz verdeckt.

Der Übergang zur gänzlichen Verputzung der Wandflächen fällt



daher auch minder scharf als im Norden aus; hier zu Lande fehlten eben die dortigen schroffen Gegensätze. An ländlichen Ständerbauten besteht aber selbst heute noch die ältere Zierweise; wie ehemals werden ihre Gefache verputzt und ihre Holzflächen rotbraun angestrichen.

An hervorragenden Ständerbauten und Hofanlagen besitzt Süddeutschland:

Straßburg: Kammerzellsches Haus und verschiedene Häuser am Fischmarkt.

Oberehnheim: Kornhalle vom Jahre 1554.

Weissenburg: Wohnhaus vom Jahre 1599 (Lübke S. 279).

Dinkelsbühl: Deutsches Haus vom Jahre 1543.

Nürnberg: Tucherstraße No. 15, Hofseite vom Jahre 1543, Meyhof; Karolinenstraße No. 4 vom Jahre 1519 und No. 7; Augustinerstraße No. 11 vom Jahre 1551; Winklerstraße No. 5 und No. 38; Tucherstraße No. 20 vom Jahre 1624; No. 21 und No. 25; Weinmarkt No. 4; Dürerplatz No. 10.

Würzburg: Neubaugasse No. 2.

Rothenburg a. d. Tauber: Schmiedegasse No. 343 vom Jahre 1596; Eckgebäude der Klingergasse; Weißer Turm.

Heldburg: Gerichtsgebäude; Bürgerhaus vom Jahre 1605.

Coburg: Der Fürstenbau.

Frankfurt a. M.: Kl. Engel vom Jahre 1562; Altes Kaufhaus, alter Markt No. 30; Rotkreuzgasse No. 1, Hofgebäude vom Jahre 1587; Saalhofgiebel; Unter den Tuchgaden No. 2 vom Jahre 1548; Salzhaus.

Ober-Lahnstein: Haus vom Jahre 1663 (s. Lübke).

Rhense: Das deutsche Haus; Haus No. 138 vom Jahre 1571; No. 136, No. 137 und No. 154 vom Jahre 1734.

Oberspatz: Wohnhaus vom Jahre 1621.

Bacharach: Hofmann'sches Haus vom Jahre 1568; Wohnhaus vom Jahre 1619.

Boppard: Markt No. 6 vom Jahre 1579; No. 34 vom Jahre 1615; Bürgerstraße No. 6.

Kiedrich: Wohnhaus mit Erker vom Jahre 1672. Das ganze Dörfchen hat den Charakter seiner Fachwerkbauten gut erhalten.

An der Mosel verdienen nach Everbeck insbesondere die Ortschaften: Bernkastel, Cuns, Ürzig, Enkirch, Pünderich, Zell, Aldegund, Bremm, Ediger, Fankel, Bruttig, Cochem, Clotten, Treiss, Karden, Burgen, Münstermayfeld und Alken genannt zu werden.

Fulda: Eckgebäude in der Nähe des Marktes vom Ende des 16. Jahrhunderts.

Alsfeld: Eckhaus am Marktplatz vom Jahre 1609 und No. 192 vom Jahre 1688.

Homberg: Eckhaus am Marktplatz vom Jahre 1612.

Marburg: Markt No. 19 vom Jahre 1566.



# Der Blockbau.

---



Der Blockbau



## Vorbemerkung.

**A**lle Holzbauten, deren Wände aus übereinander geschichteten Holzblöcken bestehen, bezeichnen wir mit Blockbauten. Manche schätzenswerte Eigenschaften des Holzes, insbesondere seine Tragfähigkeit, bleiben an ihnen unbenützt, wogegen andere, wie seine schlechte Wärmeleitung, voll zur Geltung kommen. Soll das Holz im Ständerbau vorzugsweise konstruktive Aufgaben erfüllen, so dient es im Blockbau mehr zur Wandbildung.

Bei der Beantwortung der naheliegenden Frage, welche Bauweise wohl die ältere sein mag, der Ständer- oder der Blockbau, ist es unserer Meinung nach gänzlich verkehrt, die Beweisführung für die eine oder die andere Behauptung nur auf Grund einzelner Baureste oder überkommener plastischer Darstellungen führen zu wollen. Erstere wie letztere setzen schon bemerkenswerte Kunstfertigkeiten voraus und können wohl Binde-, keinesfalls aber Anfangsglieder für den Holzbau vorstellen. Dass Pfahlbauten schon lange vor unserer Zeitrechnung bestanden, dass die alten lykischen Felsgräber den Ständerbau nachahmen, ist für sein höheres Alter nicht entscheidend; sicheren Aufschluss könnte hierüber nur die vorangegangene Kulturperiode geben, von der uns aber naturgemäß keinerlei Reste überkommen sind.

Sehen wir von der einfachen, aus schräg gegen einander gestellten und aus zusammengebundenen Stangen errichteten Zelthütte — neben der Höhlenwohnung wohl die primitivste menschliche Behausung — ab, so erscheint die aus Blockwänden eingefriedigte Bude sehr viel einfacher, als die einem künstlichen Verbande entwachsene Fachwerkshütte. Kurz-sichtig wäre es, bei Gegenüberstellung nur an die Blockbauten unserer Zeit denken zu wollen; sie verdanken ihre kunstreichen Zusammenfügungen und ihre oft schwierig auszuführenden Überplattungsverbände ebenso gut den Versuchen und Bemühungen einer längeren Entwicklungsperiode — deren Endglieder sie vorstellen — wie auch das mehrgeschossige Ständerhaus; beide sind auf einfachere Urformen zurückzuführen.



Wohl aber liegt es nahe, dass die rohe Blockwand, welche eine oberflächliche Bearbeitung — eine künstliche Vertiefung — ihrer Stämme nur an den Ecken kennt, sehr viel einfacher auszuführen ist, als die aus wagerechten, lotrechten und schrägen Holzteilen zusammengefügte Ständerwand; nicht nur weil die Stofsstellen der letzteren sorgfältiger in Gestalt von Verzapfungen und Verknüpfungen bearbeitet werden müssen, was immerhin schon eine gewisse Ausbildung der Handwerksgeräte bedingt, sondern auch weil die Technik der Verkleidung oder der Gefachausfüllungen erworbene Erfahrungen voraussetzt.

Wir glauben daher, ohne unserer Meinung, wie überhaupt der Bedeutung dieser Frage allzu grofsen Wert beizulegen, dass in nördlichen Breiten der Blockbau dem Ständerbau vorangegangen ist. Alle weiteren Mutmafsungen, wie sich die Technik des Blockbaues schrittweise entwickelt haben mag, welche Ursachen sie ihre Vervollkommnung an den uns überlieferten Bauwerken zu verdanken hat, sind hingegen gänzlich müssig und würden den Wert unserer Forschungen nicht erhöhen. Wir beschränken uns deshalb, wie in den vorangegangenen Abschnitten, den gegebenen Boden nicht zu verlassen und beginnen unsere Untersuchungen mit den ältesten noch vorhandenen Bauresten.

Der Blockbau ist vorzugsweise in den Gebirgsgegenden und in den östlichen Provinzen Deutschlands heimisch, in der Schweiz, in Tirol, in dem bayrischen Hochgebirge und im Riesengebirge bildet er neben dem Ständerbau die noch heute gebräuchliche Bauweise; man trifft ihn auch vereinzelt im Schwarzwald, bayrischen Wald und im sächsischen Erzgebirge. Unumschränkte Herrschaft übt er allein in Oberschlesien, Posen, Ostpreussen und Pommern aus, woselbst er ohne Begleitung des Ständerbaues namentlich auf dem flachen Lande die allein in Übung stehende Bauart repräsentiert.

Die Schweizer und Tiroler Bauten bilden Gruppen für sich und stellen die höchste Stufe der Entwicklung des Blockbaues vor. Sie stehen nicht in dem engeren Rahmen unserer Aufgabe und haben zudem — insbesondere die ersteren — in dem vortrefflichen Gladbach'schen Werke: »Die Holzarchitektur der Schweiz« eine so mustergiltige Behandlung erfahren, dass wir nur auf jenes verweisen können. Ebenso verzichten wir, den unbedeutenden Blockbauten des Schwarzwalds, des sächsischen Erzgebirges und des Harzes nachzuspüren; sie bestehen fast nur aus Stallungen und Scheunen. Hingegen eröffnet uns das bayrische Hochgebirge, das Riesengebirge und Oberschlesien ein ergiebiges Feld zu fruchtbaren Forschungen. Dort ist es das bäuerliche Wohnhaus, im Riesengebirge das städtische Wohngebäude und in Oberschlesien neben der bäuerlichen Hütte oder Bude in hervorragender Weise der Kirchenbau, welcher unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

Im Riesengebirge ist namentlich der südliche Abfall bis nach Glatz mit bürgerlichen Blockhäusern dicht besetzt. Der gröfsere Teil liegt allerdings in Nordböhmen; da er aber nicht von der deutschen Riesen-



gebirgsgruppe zu trennen ist und zudem die hervorragendsten Vertreter jener Bauflora stellt, können wir an dieser Stelle die Landesgrenzen nicht inne halten.

Den ersten Rang im Blockbauggebiet Deutschlands nimmt Oberschlesien ein, haben sich hier doch allein gegen zweihundert Gotteshäuser erhalten; sie bilden im Verein mit den österreichisch-schlesischen, böhmischen und mährischen Holzkirchen eine zusammengehörige Gruppe. Wohl sind sie, wie auch die Bürgerhäuser in den tschechischen Städten Nordböhmens, von Slaven erbaut und können in dieser Beziehung als Repräsentanten slavischer Baukunst gelten; allein es lassen sich an ihnen auch so vielerlei germanische Einflüsse nachweisen, sie stehen in so engen Beziehungen zu den skandinavischen Blockbauten und Holzkirchen, dass man sie richtiger als germanische Kinder in slavischem Kleide ansehen muss. Ja selbst an den ungarischen Holzkirchen, soweit sie den nordwestlichen und nördlichen Karpathen angehören, können die nämlichen Grundformen nachgewiesen werden, so dass in gewisser Beziehung sogar diese in das Grenzgebiet der südöstlich-germanischen Holzkirchengruppe herein gehören.

Im allgemeinen sind die in Frage kommenden Bauten mit Blockwänden gegenüber jenen des Ständerbaues durchweg schlichter; nur in bescheidenem Umfange bedienen sie sich geschnittener oder ausgesägender Zierformen, welche aber in den allerwenigsten Fällen auf das Alter ihrer Träger hinweisen. Den vorliegenden Stoff nach zeitlich getrennten Perioden zu scheiden, liegt mithin kein Anlass vor, dagegen ergibt sich seine Einteilung nach der Bedeutung, resp. nach der Art der Bauwerke von selbst. Mit Rücksicht hierauf gliedern wir diesen Abschnitt nach kirchlichen und profanen Gebäuden, wollen aber, ehe wir uns mit ihren besonderen Eigentümlichkeiten beschäftigen, wieder wie in den früheren Abschnitten, die Besprechung des konstruktiven Kerns, soweit er allen Blockbauten gemeinsam ist, voranstellen.

Die Blockwand setzt sich aus geraden, entweder baumkantig belassenen oder scharfkantig ausgesägten Holzstämmen zusammen, die in horizontaler Lage genau aufeinander passen und für gewöhnlich so gelagert werden, dass Wipfel und Stammende über einander abwechseln.

Die Höhe der einzelnen Blöcke schwankt zwischen 15 und 40 zm, ihre Breite beträgt 12 bis 15 zm. Scharfkantig geschnittene Stämme werden nach der Wandmitte leicht ausgehöhlt und auf Flechtenmoos gelagert; infolgedessen schließten ihre Fugen oft so hart zusammen, dass sie kaum mehr zu erkennen sind und weder Wind noch Feuchtigkeit durchlassen. Baumkantige Holzblöcke pressen sich hingegen in der Wandmitte zusammen; ihre nach außen klaffenden Fugen werden mit Lehm und Moos gefüllt und, um Witterungseinflüssen besser Trotz bieten zu können, mit Kalkanstrich überzogen. Erscheint die erste Gattung



Blockwand als glatte ununterbrochene Fläche in meist einem Farbenton, so gliedert sich jene in horizontale Schichten, welche häufig durch verschiedenartige Farben — wie weiß und schwarz, braun und blau, grün und weiß — noch weiter hervorgehoben werden.

Zu ihrer regelrechten Ausführung bedarf es vor allem geradgewachsener Hölzer, weshalb Laubholzarten seltener an ihnen vorkommen; das für sie geeignetste Baumaterial bildet Tannen- und Lärchenholz.

Die Blockwand benötigt zu ihrer Dauerhaftigkeit und Unverschiebbarkeit eines festen Verbandes, entweder müssen ihre Enden mit jenen

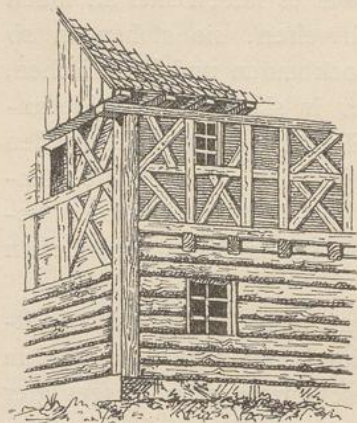


Fig. 118.

benachbarter Blockwände ein festes Gefüge eingehen, oder Ständer und lotrechte Bohlen halten sie zusammen. In letzterem Falle werden die Blockhölzer den Ständern eingetutet (s. Fig. 118), auch wohl mit den sie von beiden Seiten einspannenden Bohlen verschraubt (s. Fig. 119); im ersteren Falle erfolgt die Verknüpfung in den verschiedensten mitunter kunstgerechtesten Formen.

Die einfachste Technik entspringt hierbei der Regel, die beiderseitigen Stammenden abwechselnd über die Wandfluchten hinausragen und an den Kreuzungen überplatten zu lassen (s. Fig. 120). Auf diese

Weise wird eine gegenseitige Verschiebung der zangenförmig eingespannten einzelnen Balken verhindert. Die Gefahr, dass Blockbalken bei allzu großen Wandlängen sich verbiegen könnten, heben eingezogene

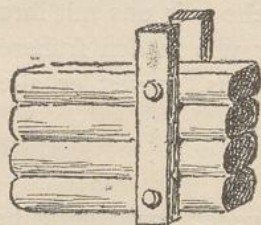


Fig. 119.



Fig. 120.



Fig. 121.



Fig. 122.



Fig. 123.

Zwischenwände auf. Fehlen solche, so spannen lotrechte Bohlen die Wände ein.

Um den nachteiligen Folgen eines solchen Verbandes, welcher die Kopfsenden der Wandhölzer allen Einflüssen der Witterung preis gibt, vorzubeugen, sowie auch um dem Gebäude scharfe Kanten zu verleihen, verlängert man bei einer zweiten Art von Ecklösung die Blockbalken nicht über die Eckkante hinaus. Die hierbei befolgten Verbandarten bestehen entweder aus einer Schwalbenschwanzüberplattung (s. Fig. 121), oder besonders häufig aus einer Hakenverplattung (s. Fig. 122), deren Ausführung minder große Schwierigkeiten als die erst genannte Verknüpfung bereitet.



Mancherorts begnügt man sich aber nicht allein, die Balken an den Ecken zu beschneiden, sondern nagelt ihnen außerdem noch lotrechtstehende Bohlen vor (s. Fig. 123), wodurch gleichzeitig den Hirnholzflächen der wirksamste Schutz geboten und eine gefällige Ecklösung erzielt wird. Hin und wieder entzieht man wohl auch die ganze Blockwand den zerstörenden Einwirkungen von Wind und Wetter und verschalt sie teils ganz, teils nur an den Wetterseiten mit senkrechten Bretterlagen oder Holzschindeln. Einige oberschlesische Kirchen tragen selbst einen Mörtelverputz, so dass sie Massivbauten gleichen.

Licht- und Thüröffnungen unterbrechen die Blockwand mittelst Pfosten, welche den sie oben und unten abschließenden Balken eingezapft, den Zwischenbalken aber seitwärtz eingenutet werden. Fehlen die Gewandpfosten, so ersetzen Bohlen ihre Stelle.



## Erster Abschnitt. Der Blockbau an Kirchen.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass der älteste Kirchenbau in dem germanischen Norden sich ursprünglich der heimischen Bauweise bediente; glaubwürdige Überlieferungen wissen uns viel von kleineren und größeren Holzkirchen zu erzählen und lange Jahre mögen erst dahingeschwunden sein, ehe man an eine allgemeine Verwendung des Massivbaues für sie dachte. Wie wir schon in der Einleitung des ersten Teils bemerkten, waren sie auch in jenen Gegenden, welche schon frühzeitig den Ständerbau pflegten, also im nordwestlichen und südlichen Deutschland, heimisch. Jede weitere Kunde von ihnen ging aber verloren; denn die wenigen Vertreter, wie die Braunauer Kirche und die Stadthagener Kapelle, überliefern uns zwar noch einige interessante Aufklärungen und Andeutungen über ihre Bauweise, berechtigen uns indessen noch nicht zu allgemein giltigen Schlüssen, die auf beliebig große Bauten auszudehnen wären. Wir unterließen es daher im Ständerbau der Frage näher zu treten und beschränkten uns auf die nackte Beschreibung der wenigen uns bekannten Beispiele. In dem umfangreichen Blockbauggebiet des östlichen Deutschlands hingegen hat sich der Holzkirchenbau bis auf unsere Zeit in einer solchen Ausdehnung erhalten, dass wir ihm eine größere Beachtung zuwenden und versuchen müssen, seiner Geschichte nachzuspüren.

Das sehr beträchtliche Material, was uns behufs dessen zur Verfügung steht, lässt sich nach wenigen Gruppen schichten und bis auf verschwindende Ausnahmen einer gemeinsamen Grundform, der germanischen Halle, zurückführen.

In seinen Untersuchungen über die Geschichte des deutschen Hauses beschreibt uns Rudolph Hennig diese Halle als ein oblonges Gebäude mit nach Ost und West zugewandten Giebeln. Sie bildete ein vergrößertes Wohnhaus, diente als Gastsaal oder Versammlungslokal und maß infolgedessen oft beträchtliche Dimensionen. Ein Eingang befand sich an der östlichen Giebelseite, ein zweiter an der westlichen; man trat aber nicht unmittelbar in die Halle, sondern zunächst in einen



für sich abgeschlossenen Vorbau, den eine Innenthür von jener trennte; ihre Fußbodenhöhe war dem Erdboden gleich. Diese Beschreibung stimmt auch im allgemeinen mit den älteren Holzkirchen, welche uns Oberschlesien, insbesondere die Gegend um Ratibor, erhalten hat.

Schon dass der Grundriss der älteren schlesischen Kirchen weder Seiten- noch Querschiffe aufzuweisen vermag, führt darauf, dass die Wurzeln ihrer Abstammung anderswo als in dem altchristlichen Basilikenbau, wie uns Italien ihn übermittelte, zu suchen seien. Noch mehr aber weist der naturgemäße Entwicklungsprozess darauf hin, dass man sich mit der ersten Ausbreitung des Christentums gegebenen lokalen Verhältnissen anschloss und die kirchliche Andacht in die vorhandenen größeren Hallen verlegte, nicht aber von vornherein fremdartige Bauten hierzu auführte. Die ihr Gotteshaus

errichtende Bevölkerung nahm das Vorbild für jenes aus dem Kreise ihrer Anschauung und passte es, so gut es ging, den Bedürfnissen des Gottesdienstes an. Gelingt es daher, in unseren weiteren Ausführungen den Zusammenhang der oberschlesischen mit den norwegischen Holzkirchen nachzuweisen, so liegt es nahe genug, ihre Urform in der geräumigen nordischen Halle zu vermuten, und das um so mehr, als, wie im zweiten Kapitel nachgewiesen wird, auch die übrige Bauweise für profane Zwecke in auffallender Verwandtschaft zu jener der skandinavischen Bauten steht. Die ehemals von ostgermanischen und vandalischen Völkerstämmen, die nächsten

Verwandten der Skandinavier, innegehabten Wohnsitze nahmen nach der Völkerwanderung die nachrückenden Slaven ein und behielten die vorgefundene Bauart bei. Nur so lässt es sich erklären, wie Hennig richtig betont, dass die schlesischen und andere ostdeutsche Blockbauten ja selbst ein Teil der ungarischen Holzkirchen in ihrer Anlage den nordischen näher stehen, als den benachbarten russischen.

Wir beginnen unsere Beschreibung mit jener der zwei ältesten Blockbaukirchen Oberschlesiens, den Gotteshäusern von Syrin und Lubom, die beide nach Angabe der schlesischen Provinzialblätter dem Jahre 1305 entstammen. Sie stellen die beiden Haupttypen vor, auf welche sich fast alle anderen Holzkirchen zurückführen lassen, besitzen aber selbst so viele gemeinsame Hauptzüge, dass wir ihre Schilderung zweckmäßig in die Form eines Vergleichs einkleiden.

Ihr Grundriss besteht aus einem größeren quadratischen und

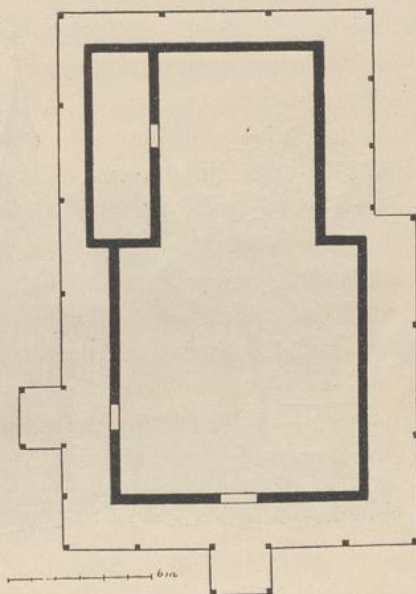


Fig. 124.



einem schmälere rechteckigen Raum. Ersterer — der Aufenthaltsort der Gemeinde — liegt nach Westen, letzterer — der Chor — nach Osten; seiner Nordseite schließt sich die Sakristei, ein rechteckig abgeschlossener Raum an (beistehender Grundriss, Fig. 124, gibt jenen der Lubomer Kirche wieder). Der Haupteingang liegt an der Westseite und wird an beiden Kirchen durch einen umschlossenen Vorraum geschützt. Letzterer besitzt an der Syriner Kirche (s. Fig. 125) nur an der Westseite einen offenen Eingang, an der Lubomer Kirche steht er außerdem noch mit einem offenen Gang, der die ganze Kirche umgibt, in Verbindung. Ein zweiter Eingang liegt an der Nordseite des Hauptraumes und wird gleichfalls von einem angebauten Vorhäuschen geschützt; an der Syriner Kirche ist er vollständig geschlossen und nur an der Ostseite durch eine Thür

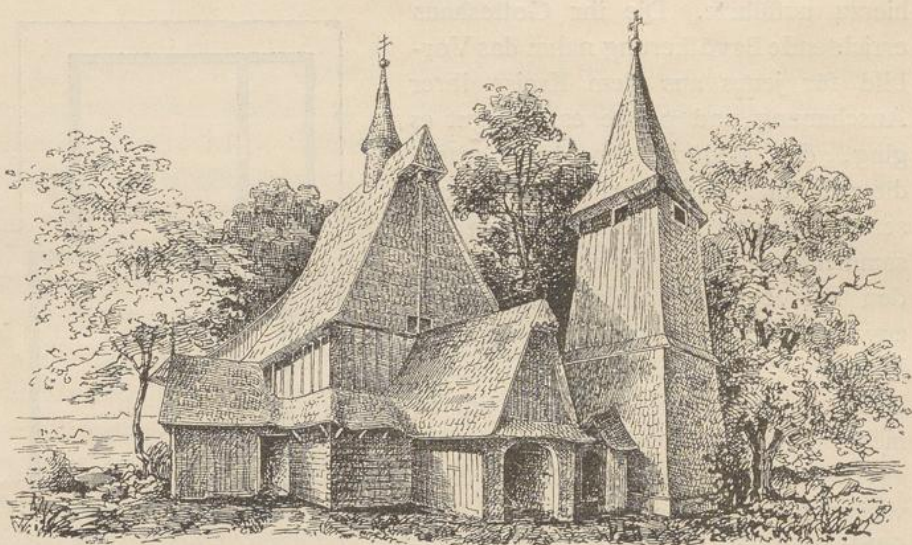


Fig. 125.

zugänglich, an der Lubomer steht er heute offen, war aber höchst wahrscheinlich ehemals, ebenso gut wie jener, den Beschädigungen durch Wetter mittelst einer Verschalung entzogen.

Im Aufbau sind die einzelnen Abteilungen ungleich hoch; am höchsten erhebt sich der quadratische Hauptraum, und schließt derselbe nach Westen und Osten mit einem Giebelfelde ab. Sein Satteldach ist ziemlich steil. Nicht ganz die gleiche Höhe erreicht der Chor; auch er endet an seiner Ostseite mit einem dreieckigen Giebelfelde, nach Westen lehnt er sich jenem des Hauptbaues an. Erheblich niedriger bleiben dagegen die gleichfalls mit Giebelfeldern versehenen Vorräume, welche kaum bis zur Dachbalkenlage des Hauptbaues reichen; wie jener werden ihre Wände von Schindeln oder senkrechten Bretterverschalungen überzogen. Charakteristisch sind beiden Bauten die Dachnasen, womit ihre Giebelfelder oben abschließen. An der Kirche zu Syrin besitzen sie an den beiden Eingangshäuschen eine runde Form (s. Fig. 125), an dem



Hauptdache hat der malerische Anbau eine viereckige Gestalt und dient hier als Schutzdach für die Mittags- und Betglocke, die frei unter ihm hängt. Auch an der Lubomer Kirche findet der reizende Schmuck in polygonaler Gestalt die gleiche Verwendung, nur ist die Betglocke und mit ihr die Dachnase an der Ostseite des Hauptdaches untergebracht.

Soweit herrscht zwischen beiden Bauwerken die größte Ähnlichkeit, erst ihre Hülle mit den äußerlich hinzugefügten Umgängen und Schutzdächern beginnt von einander abzuweichen.

Die Lubomer Kirche (s. Fig. 126) umzieht ein durchschnittlich 2 m breiter nach aufsen offener Hallen- oder Laufgang; seine Pultdächer fügen sich der oberen senkrechten Bretterverschalung der Kirchenräume an und ruhen aufsen auf freistehenden Pfosten. Es lässt sich nicht leugnen, dass sie dem Gebäude eine scheinbare Ähnlichkeit mit der christlichen Basilika verleihen, welche Vorstellung die höher gelegenen Fensteröffnungen der Haupträume noch bestärken; allein man darf nicht



Fig. 126.

vergessen, dass hier die Hallengänge keine integrierenden Bestandteile der eigentlichen Kirche bilden, sondern nur in losem Zusammenhange mit ihr stehen. Wir haben in ihnen keine Seitenschiffe, sondern ausschließlich offene Schutzhallen zu erblicken.

An dem Syringer Gotteshause nehmen ihre Stelle minder große Schutzdächer ein, die durch schräge Stützen ihren Halt an der Hauptwand finden. Sie schließen, wie an der Schwesterkirche, die Grenze der oberen senkrechten Bretterverschalung ab und dienen augenscheinlich als Schutz der unteren nicht verschalten Blockwand. Die Höhen ihrer Trauflinien korrespondiren, so auch an der Lubomer Kirche, mit jenen der Eingangshäuschen, woselbst sie sogar an den Giebelfeldern als kleinere Flugdächer ihre Fortsetzung finden. Da sie ihre Verbindung mit den anschließenden Satteldächern in geschweiften Flächen herbeizuführen suchen, geben sie Anlass zur Herstellung malerischer Übergänge.

Streng genommen schrumpft also auch dieser Unterschied in der äußeren Gestalt beider Kirchen auf untergeordnete Bedeutung zusammen.



Ob ein breiter Hallenumgang, wie ihn die Lubomer Kirche besitzt, oder ein kleineres Schutzdach, wie es der Syriener Kirche eigen, das Bauwerk umzieht, ist nebensächlich; der gemeinsame Zweck ist, die untere Wand vor Schlagregen zu schützen und Gelegenheit zu schaffen, Gedenktafeln oder andere Kultusgegenstände anbringen zu können.

Fügen wir noch hinzu, dass die Syriener Kirche ein runder Dachreiter mit konisch verjüngtem Schafte ziert, sowie dass die Dachnase des Lubomer Gotteshauses in eine Spitze ausläuft, so haben wir damit die Beschreibung des äußeren Aufbaues der beiden Bauwerke erschöpft.

Die Innenräume sind sowohl seitwärts als auch an der flachen Decke verschalt und jedes Schmuckes bar; wohl belebte noch vor wenigen Jahren Figuren- und Schablonenmalerei ihre Wände und Decken, heute starren uns frische, weiß gestrichene Flächen an und überzeugen



Fig. 127.

uns von der Zart- und Kunstsinnigkeit der jetzigen Bevölkerung. Nur ein Balken am Chorschluss der Lubomer Kirche (s. Fig. 127) gibt uns noch die sichere Kunde, dass auch das Schnitzmesser zur Herstellung von Zierformen an der Decke vereinzelt im Gebrauch stand. Den Übergang zur Deckenfläche vermittelt hierselbst eine Bretterwölbung.

Die Fensteröffnungen besitzen in Syrin nur bescheidene Dimensionen, in Lubom schliessen sie mit flachen Stichbogen ab und scheinen

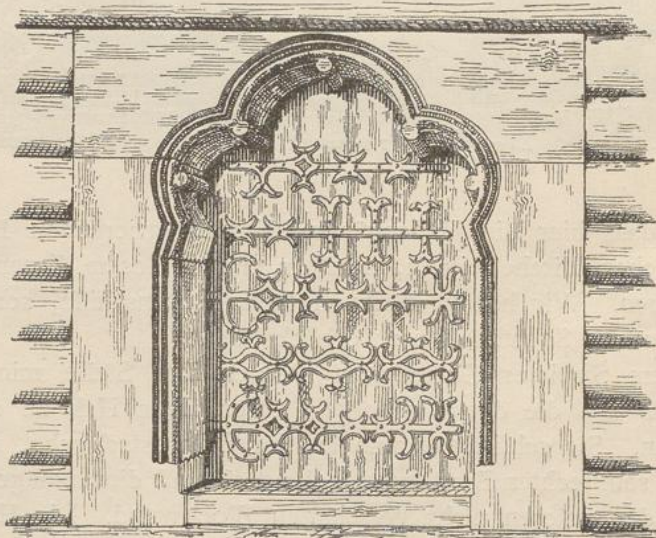


Fig. 128.

erst in einer späteren Zeit zu ihrer jetzigen Gröfse erweitert worden zu sein.

Mehr Interesse zwingen uns die Thüröffnungen an dem Lubomer Bauwerk ab. Fig. 128 stellt ihre westliche Eingangspforte dar; an ihr vereinigt sich ein seltsames Gemisch von gotischen und orientalischen



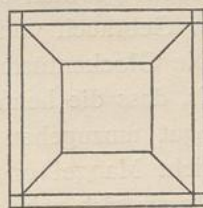
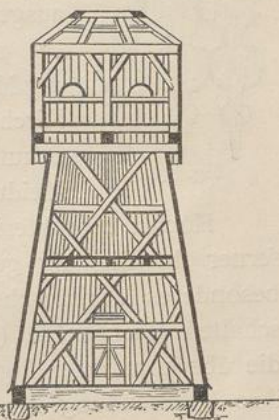
Einflüssen. Die Kleeblattlinie ist ein Produkt des Übergangsstils, die sie unterbrechenden Rundstäbe wie auch die übrige Profilierung deuten auf gotischen Formgeschmack, dagegen erinnern die schräg zulaufenden Kämpfer an Hufeisenbögen; alles zusammen genommen bestätigt sie die angegebene Erbauungszeit, die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts.

Die den Bogenlinien und den Kleeblattecken eingefügten Rundstäbe können übrigens nicht als Spezialität einzelner oberschlesischen Holzkirchen gelten, sie finden sich bis tief in Ungarn an den Holzbau gebunden; auch die Zickzacklinie am Kämpferabschluss ist ein holztechnischer Gebrauch, der ab und zu an anderen Bauten wiederkehrt. Hingegen ist die ganze Form der Thürumrahmung der Steinarchitektur entnommen, was klar aus ihrer Konstruktion hervorgeht. Um den Kleeblattbogen herausschneiden zu können, bedurfte es eines 60 zm hohen Sturzbalkens und 55 zm breiter Thürpfosten, für den Holzbau ganz ungeheuerliche Dimensionen.

Ungewöhnliche Formen besitzen auch die schmiedeeisernen Beschläge der Thürfläche; ihre Elemente sind zwar höchst primitiver Natur, entsprechen aber dem slavischen Stilgefühl jener Zeit.

Die nördliche Eingangsthüre verwertet den Spitzbogen, wozu gleichfalls ein einziger Sturzbalken erhalten musste; ihre Kämpferpunkte und die Scheitelspitze markieren Rundstäbe.

Seitwärts von dem Gotteshause, in Lubom in nordwestlicher, in Syrin in südwestlicher Richtung erheben sich quadratische Glockentürme, welche, abweichend von der sonst gebräuchlichen Bauweise, im Ständerbau errichtet sind. Vier schräg gestellte mächtige Ständer stützen sich auf 45 zm im Quadrat messende Schwellen (nebenstehende Figur gibt den Glockenturm der Kirche in Brzezic wieder, das nämliche Schema gilt auch für das Lubomer Gotteshaus). Spannriegel verbinden sie in drei verschiedenen Höhen, oben halten sie Rahmhölzer zusammen; in der halben Höhe dient ein Zwischengeschoss aus einer Bretterlage als Ruhepunkt für die steilen Treppenleitern; außerdem verleihen diagonal sich kreuzende Schrägstreben dem obeliskensähnlichen Unterbau genügende Widerstandsfähigkeit gegen die ihn umtosenden Wind- und Schneestürme. Nach außen verschalt das Turmgerüst eine doppelte Bretterlage, deren äußere Fugen an der Lubomer Kirche noch schmale Lattenstreifen decken. Bis dahin gleicht sich die Konstruktion beider Glockentürme; während nun aber an dem Syriner Turm dem oberen Querverbande die Balken-



6 m

Fig. 129.



lage und hierauf sofort das steile, nach unten geschweifte Zeltdach aufgesetzt wird, trägt der Lubomer Glockenturm erst noch einen würfelförmlichen auskragenden Aufbau; an ersterem befinden sich die Schalllöcher an dem Obeliskstumpf, an letzterem über jenem in der aufgesetzten Glockenkammer. Diese wird von acht Ständern mit eingespannten Riegeln und Winkelbändern eingeschlossen, endet mit einem zweiten Schwellenkranz und stützt das künstliche Dachgespärre der mit einer Zwiebelkuppel und Durchsicht gekrönten Turmspitze. Sowohl an der Glockenstube als auch an der höher gelegenen Durchsicht besitzen die Schall- und Lichtöffnungen die Gestalt kleiner Rundbogen; auch die senkrechten Verschalbretter der Glockenstube sind mit Zierformen be-

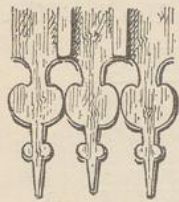


Fig. 130.

dacht und enden unten in frei herabhängende gefällig ausgesägte Zacken (s. Fig. 130). Desgleichen schmückt ein zinnenartiger Abschluss die Bretterverkleidung in der Mitte des Turmschaftes, wogegen sich an der Syriener Kirche an derselben Stelle ein schmales Flug- oder Schutzdach befindet, dem sich unten eine Schindelbekleidung anreihet.

Höchst charakteristisch für die oberschlesischen Glockentürme kann ferner ihr Eingang gelten. Wie jenen an der Kirche schützt ihn ein besonderes Vorhäuschen mit dem bekannten Satteldach und dem verschalten Giebelfelde (s. Fig. 125 und 126). Also auch hier hielt man die überkommenen Eigentümlichkeiten der älteren Bauweise fest; obwohl ihre Verwendung für den Glockenturm — ein unbewohnter Raum — nicht direkt geboten erscheint. Dass es trotzdem geschah, beweist, wie tief der Gebrauch von Vorhallen wurzelte.

Die Glockentürme bilden in ihrem kunstvollen Aufbau ein beredtes Zeugnis, dass die heimischen slavischen Zimmerleute mit dem Ständerbau ebensogut umzugehen verstanden, wie ihre deutschen Nachbarn, dass also nicht Mangel an Kenntnis und Übung den Grund abgeben kann, weshalb sie sich seiner an dem Kirchenbau und an ihren Wohnhäusern nicht bedienten. Für sie scheint nur der eine Umstand entscheidend gewesen zu sein, dass die Blockwand wärmere Wohnräume schafft; deshalb verliehen sie auch ihren Kirchen jenen Schutz, den der Glockenturm nicht benötigte.

Mit der Beschreibung der Lubomer und Syriener Kirche sind auch die Grundzüge für alle anderen oberschlesischen Holzkirchen, soweit sie nicht den beiden letzten Jahrhunderten angehören, gegeben. Wir fügen zur Bestätigung dessen Abbildungen von einigen anderen Bauwerken hinzu, verweisen aber außerdem noch auf die im »Rübezahl« erfolgten Publikationen der Kirchen in Ponischowitz vom Jahre 1499 (s. Fig. 133), Pniav vom Jahre 1506, Mikulschütz vom Jahre 1530 (s. Fig. 132), Groß-Strehlitz vom Jahre 1641 und Zawada, vormals in Ostrop vom Jahre 1649, welche alle mehr oder weniger mit den hier dargestellten Beispielen übereinstimmen, so dass wir auf ihre vollständige Wiedergabe verzichten können.



Die Kirche von Brzezie, unweit Ratibor, vom Jahre 1331, ist allerdings mit einem Mörtelverputz überzogen und besitzt daher ein anderes Kleid als ihre Schwestern, auch sind ihr auf drei Seiten die Flugdächer benommen und ihrem Hauptraum an der südlichen Seite ein kleiner Anbau beigefügt; allein diese Zuthaten resp. Änderungen entstammen einer jüngeren Zeit. Ihr Grundriss ist identisch jenem von Lubom; nur darin weicht er von ihm ab, dass sich die Turmanlage hierselbst direkt dem westlichen Eingang anschließt und hier das gewohnte Vorhäuschen ersetzt. Die Zwiebelhaube des Turmes, wie auch der ähnlich geartete Dachreiter dürften gleichfalls spätere Ergänzungen sein.

Auf das hohe Alter des Bauwerks verweisen neben einigen gekuppelten Fensteröffnungen in romanischer Geschmacksrichtung insbesondere die Thüren und ihre Beschläge. Fig. 131 stellt die nördliche

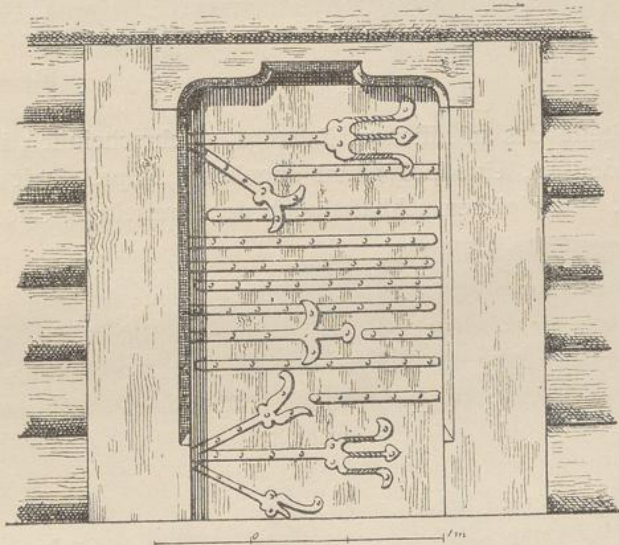


Fig. 131.

Kirchenthüre hinter dem Vorhäuschen dar und lässt in dem oberen kielbogenartigen Abschluss deutlich gotisierende Einflüsse erkennen. Ihre Konstruktion weicht insofern von jener in Lubom ab, als der Sturzriegel nicht ganz über die 55 cm breiten Pfosten hinwegragt. Höchst unbeholfene Formen tragen die schmiedeeisernen Beschläge und verraten weder Geschmack noch technisches Können; womöglich noch ungelenker sind die Schlosserarbeiten an der westlichen Thüre, die hier aus im Zickzack sich bewegenden Flachbändern mit dürrtigen Kelchspitzen bestehen.

Nach dem nämlichen Schema sind die Kirchen in Mikulschütz, (s. Fig. 132) Pniow und Ostrop aufgeführt. An den beiden letzteren umzieht der niedrige Sakristeiraum die nördliche und westliche Chorseite; die Kirche von Mikulschütz schließt im Chore dreiseitig ab, besitzt aber sonst die größte Ähnlichkeit mit der Lubomer Kirche und wird wie jene von einem offenen Hallenumgang eingerahmt.



Auch an der Kirche von Ponischowitz (s. Fig. 133) endet der Chor dreiseitig, besonders weicht aber ihre äußere Gestalt dadurch von den anderen Kirchen ab, dass die Sakristei höher als der andere Raum liegt und von auferhalb durch eine freiliegende Treppe erreicht wird; zudem



Fig. 132.

nimmt die Stelle des nördlichen Eingangs, wahrscheinlich infolge einer späteren Änderung, eine polygonal angebaute Kapelle mit achteckigem Zeltdach ein. Desgleichen schließt auch der dreiseitige Chor mit einem

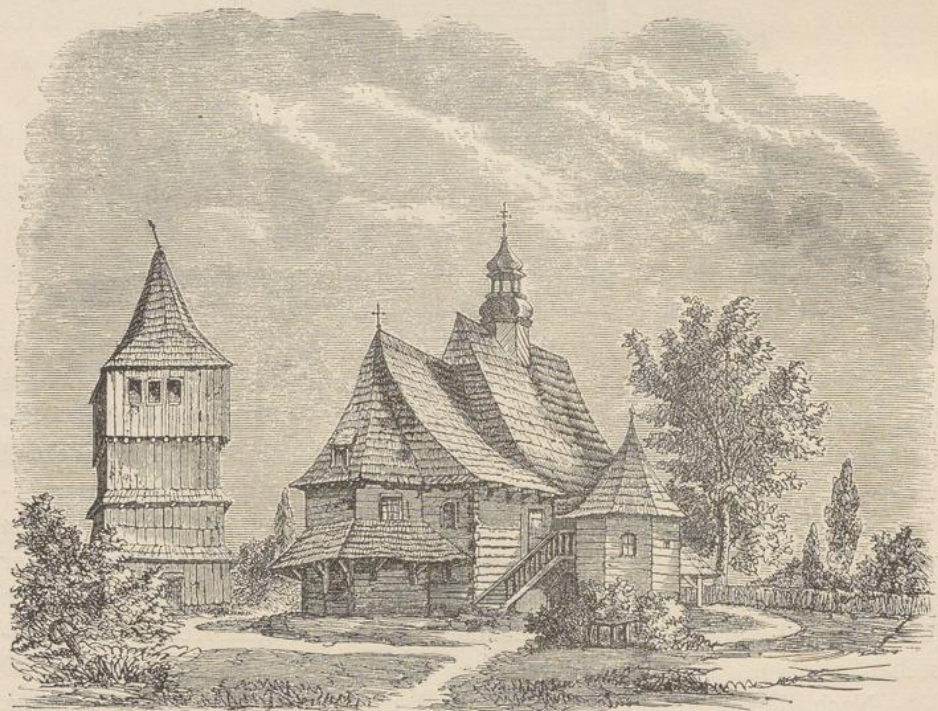


Fig. 133.

Walmdach ab, während die viereckige Sakristei ein weit vorspringendes Schleppdach überzieht. Das ganze Bauwerk hat zwar durch diese Zu-  
thaten ein eigenes Gepräge angenommen, lässt aber noch die ursprüngliche Anlage, welche mit jener von Lubom übereinstimmt, klar erkennen.



Die Dachreiter der oben angeführten Holzkirchen gleichen jenen der Brzezier Kirche, was auch für die Ostroper Turmanlage gilt; in Mikulschütz kommt sie mehr auf die Lubomer heraus, schließt indessen oben mit einem flachen achteckigen Zeltdach. Der Glockenturm von Ponischowitz besitzt an seinem Obeliskstumpf zwei Flugdächer und endet über der rechteckigen auskragenden Glockenstube wie der Syriener Bruder mit einem achteckig zulaufenden Zeltdach.

Die einfachste Form der oberschlesischen Holzkirchen vertritt das Gotteshaus von Rudnik. Ihr Grundriss bildet ein längliches Rechteck mit dreiseitigem Chor und abgewalmten Dachflächen; große Fenster sind der Blockwand eingefügt und diese selbst durch vertikale Pfosten zusammengehalten. Vorhäuschen schützen in der bekannten Weise die



Fig. 134.

Eingänge, welche hier aber gegen alle Regel sowohl auf der nördlichen als auch auf der südlichen Seite liegen; ein viereckiger schlichter Dachreiter krönt das Gebäude. Ebenso einfach ist auch der Glockenturm, unterscheidet sich aber insofern von anderen ähnlichen Anlagen, als sein

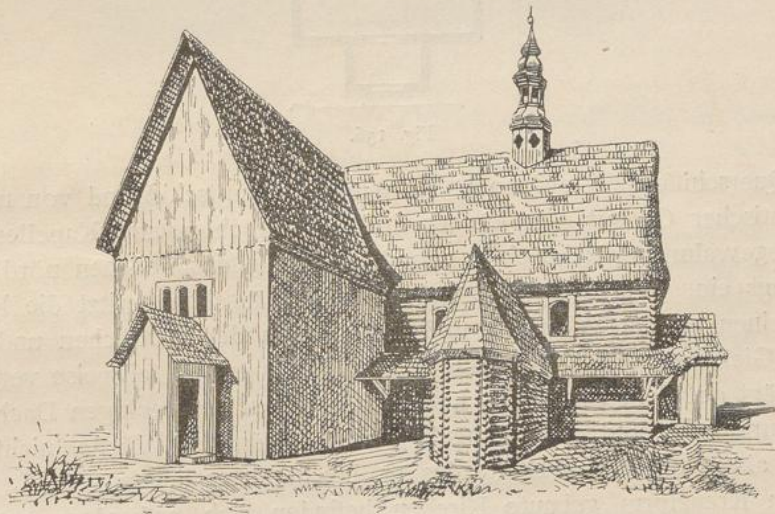


Fig. 135.

achteckiges Zeltdach ohne weitere Vermittlung dem viereckigen Unterbau aufgesetzt ist. Mit der Kirche steht er — wie jener in Brzezie — in loser Verbindung.

Ohne Frage haben wir in diesem Bauwerk eine jüngere Abart zu



erblicken, die sich nicht streng an das ältere Schema bindet und nur mit wenigen anderen Holzkirchen und Begräbniskapellen des 17. und 18. Jahrhunderts übereinstimmt.

Es erübrigt nunmehr noch die Besprechung einer Gruppe von Holzkirchen, wie sie die Kirche von Grofs-Hammer (s. Fig. 135) vertritt. Mit den bisherigen Typen hat sie nur den Blockverband, die Eingangshäuschen und das Flugdach gemein; sonst kommt ihre Anlage auf den jenerzeit im übrigen Deutschland gebräuchlichen Kirchenbau hinaus. Ihr Grundriss besteht aus einem lateinischen Kreuz mit rechteckigem Choranatz; die sich jenem anschmiegenden Sakristeiräume (in der Fig. 136 schraffiert angegeben) scheinen erst später hinzugefügt worden zu sein.

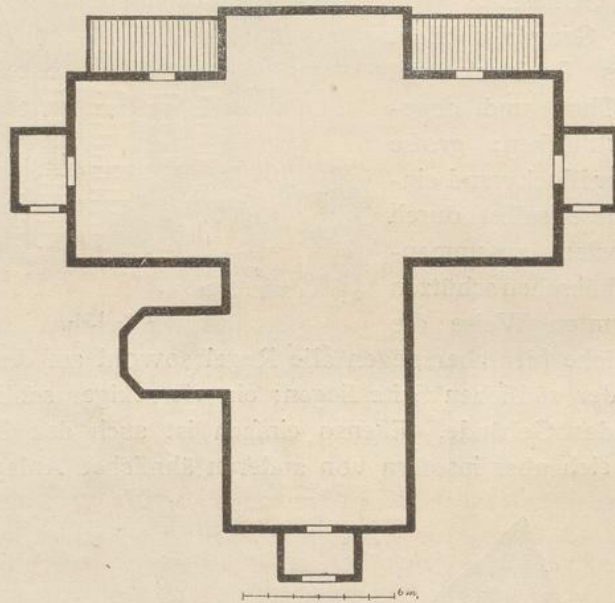


Fig. 136.

Ihre Querschiffe sind ebenso breit, wie das Hauptschiff und von nahezu quadratischer Gestalt; ein kleiner dreiseitig geschlossener Kapellenraum mit abgewalmten Dachflächen nimmt die Stelle des üblichen nördlichen Eingangs ein. Zugänge mit angebauten Vorhäuschen besitzt die Kirche drei, einen an der Westseite und je einen an der nördlichen und südlichen Giebelwand des Querschiffes. Das Bauwerk ist teilweise verschalt und trägt auf dem Dache des Langschiffes einen sechseckigen Dachreiter mit Durchsicht und Zwiebelhaube; seine Gründung dürfte nicht viel früher als in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts liegen.

In Kreuzform gebaute Kirchen befinden sich außerdem noch in Lissau (vom Jahre 1618) und Boronow. An ihnen hat der Umwandlungsprozess der nordischen Halle bereits solche Fortschritte aufzuweisen, dass, fehlten jene älteren Gruppen, ihr Zusammenhang mit der Urform gänzlich verwischt wäre. Für unsere Untersuchungen bedeuten sie die Endglieder des ostdeutschen Holzkirchenbaues; zwischen ihnen und dem



christlichen Kirchenbau der germanischen und lateinischen Länder liegt nur ein Schritt, der Umtausch von Stein und Holz.

Als ein höchst interessantes, in seiner Art gänzlich vereinzelt dastehendes kirchliches Bauwerk haben wir schliesslich noch unserer Besprechung der oberschlesischen Holzkirchen die Nepomuk-Kapelle bei Lubom anzureihen (s. Fig. 137). Sie bildet ein regelmässiges Achteck und endet oben mit einem geschweiften Zwiebeldach. Ihr hohes Alter verbürgt die Eingangsthüre, welche, zweiflügelig, dieselben Formen aufweist,



Fig. 137.

wie die westliche Hauptthüre der Ortskirche; auch ihre Konstruktion stimmt mit jener überein, so dass ihre Erbauungszeit wohl gleichfalls in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts zu suchen sein dürfte. Nach außen ist ihre Wand verschalt; Lichtöffnungen besitzt nur die Wand über dem Eingang, weshalb an dieser Stelle das sonst übliche Vorhäuschen fehlt. Im Innern ersetzt eine netzartige Kuppel die Decke.

An äusseren und inneren Zierformen oder an Farbenschmuck vermögen die oberschlesischen Kirchen nur wenig aufzuweisen. Abgesehen von den bereits beschriebenen Eingangsthüren und Fensteranlagen, denen noch einige ähnliche Beispiele aus Biskupits, Mikulschütz und Zabrze hinzugefügt werden könnten, beschränkte man sich darauf, höchstens den Schalllöchern der Glockentürme (s. Fig. 138) und Dachreitern oder den frei endenden Verschalbrettern der Glockenstuben zierliche Formen zu verleihen (neben dem Lubomer Beispiel — s. Fig. 130 — enthält Fig. 139 noch eine solche Endigung von der Brzeziner Kirche);



Fig. 138.



auch versah man wohl hin und wieder die Holzschindeln mit kleinen Bogenlinien (s. Fig. 140 und 141).

Schablonen- und Figurenmalerei zählt zu den Seltenheiten, und wo sie noch getroffen wird, verrät sie höchst mittelmäßige Technik.

Wenden wir uns nunmehr wieder der Beantwortung der ersthin aufgeworfenen Frage zu: in welchen Beziehungen stehen die schlesischen Holzkirchen zu der nordischen Halle, so lehrt schon ein oberflächlicher Vergleich, dass wir in ihnen gar nicht allzu ferne Abkömmlinge jener zu erblicken haben. Der große quadratische Raum bildet den Kern, der Altar mag vielleicht ursprünglich in dem Vorbau des östlichen Eingangs untergebracht gewesen sein; später führte das Bedürfnis darauf, ihm einen größeren Raum zuzuweisen. Behufs dessen erweiterte man jene Vorhäuschen, entfernte den Eingang und schuf, wie in anderen christlichen Kirchen, den Chor.

Gänzlich unverändert blieb der westliche Vorbau, der sowohl in seiner Anlage als auch in seinem Aufbau dem ursprünglichen Halleneingang entspricht; auch dürfen wir in der Wahl der nördlichen Kirchen-

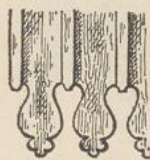


Fig. 139.



Fig. 140.

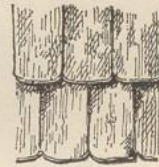


Fig. 141.

seite für einen zweiten Eingang nichts zufälliges erblicken, als Hochsitz des Hausherrn oder Thronszitz des Herrschers war diese Stelle schon in der nordischen Halle besonders bevorzugt. Ferner stimmt auch die Anlage der offenen Umgänge, wie sie der Lubomer und Mikulschützer Kirche eigen sind, mit dem altgermanischen Brauch, dem eigentlichen Wohnhaus eine gedeckte Vorhalle vorzuschieben, überein. Derselbe Brauch hat sich bis heutigen Tages vielfach an dem dortigen Wohnhause erhalten; an der Kirche erfolgte seine Verwendung nur in erweitertem Umfang, indem der Hallengang, nicht wie an jenen, sich blos der Eingangsseite, sondern allen Gebäudeteilen anschliesst. Die minder großen Schutz- oder Flugdächer des Syriener Kirchenschemas bedeuten weiter nichts, als verkleinerte Ausgaben der breiteren Hallengänge und bestätigen als solche nur die ältere allgemein befolgte Regel.

Setzen wir diesem Vergleich der oberschlesischen Kirche mit der nordischen Halle jenen mit der christlichen Basilika gegenüber, so fehlen hier alle weiteren Berührungspunkte, nicht einmal die Chorerhöhung mittelst einiger Stufen trifft zu. Eher könnte die einschiffige norddeutsche Dorfkirche eine Parallele bieten, wie es überhaupt nicht unwahrscheinlich sein dürfte, dass letztere noch ältere Einflüsse in sich birgt.

Auch die Gegenüberstellung mit den benachbarten russischen Kirchenbauten liefert nur geringe Anknüpfungspunkte; allerdings greift die ober-



schlesische Bauweise nach Polen hinüber, allein nur so weit, als ehemals germanische Völkerstämme ihre Wohnstätten dort inne hatten. In allen jenen Gegenden herrscht eine abweichende Bauart von der russischen, so dass die Annahme, sie sei ein Erbteil der west- und nordwärts ausgewanderten Germanen, nach allen Richtungen hin gerechtfertigt erscheint.

Noch deutlicher aber weist die augenscheinliche Verwandtschaft der oberschlesischen mit den norwegischen Holzkirchen auf die gemeinsame Wurzel, den nordischen Hallenbau, hin. Entkleiden wir jene ihrer dekorativen Zuthaten, so besitzen sie die gleichen Grundformen: den größeren quadratischen Raum mit dem rechteckigen Chor\*), die den Hauptbau ost- und westwärts abschließenden Giebelfelder, die mit Giebelfeldern versehenen Eingangshäuschen und den das Gotteshaus einschließenden Umgang, welcher nirgends in direkte Verbindung mit



Fig. 142.

dem eigentlichen Kirchenraum tritt. Lauter Merkmale, die sich an anderen Baustilen nicht wieder vorfinden. Zur besseren Veranschaulichung bringen wir in Fig. 142 die norwegische Holzkirche zu Wang bei Brückenberg im Riesengebirge zur Darstellung; sie stammt aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, wurde 1842 von Friedrich Wilhelm IV. in Norwegen angekauft und — abgesehen von dem steinernen Glockenturm — genau in ihrer ursprünglichen Gestalt wieder aufgebaut.

Gegenüber jenen charakteristischen Eigentümlichkeiten treten andere bemerkenswerte Unterschiede der oberschlesischen und norwegischen Kirchengruppen mehr zurück, sie sind vornehmlich technischer Natur. Die

\*) Die Mehrzahl der norwegischen Holzkirchen schließt an der Chorseite geradlinig ab; jene reicheren Anlagen, wie sie die Hitterdaler, Borgunder und Wanger Kirche vorstellen, bilden weitaus die Minderzahl.



norwegischen im Ständerbau mit senkrechten Bohlenwänden gezimmerten Kirchen vertreten eben eine höhere Entwicklungsstufe, sie wurden einer fortschreitenden organischen Ausbildung unterzogen, sind architektonisch gut gegliedert und haben ihre innere und äußere Gestalt den Bedürfnissen des Kultus besser angepasst, als ihre oberschlesischen Stammesverwandten, zu denen sie sich verhalten, wie die gewölbten romanischen Dome zu den altchristlichen flach gedeckten Basiliken. Gerade der Umstand, dass die oberschlesischen Bauten nur eine geringe Weiterentwicklung gefunden, erhöht ihren Wert für unsere Forschungen und erhebt sie zu hochbedeutsamen Denkmälern unserer frühesten Kulturgeschichte. Dass die Slaven mit ihren westlichen deutschen Nachbarn in der kulturellen Entwicklung nicht gleichen Schritt hielten, sondern die von ihnen adoptierte Bauweise in ihrer Ursprünglichkeit weiter pflegten und verhältnismäßig rein überlieferten, verdanken wir heute ihre Kenntnis. Aber nicht nur die Kirchen, auch die isolierten Glockentürme liefern höchst beachtenswerte Vergleichsobjekte der oberschlesischen und norwegischen Anlagen.

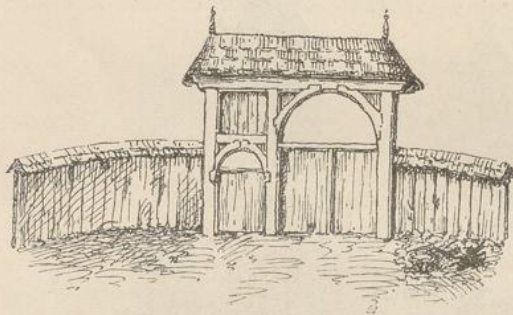


Fig. 143.

Isoliert von jenen ist ihre Lage häufig gänzlich willkürlich; bald stehen sie an der Ost-, bald an der Westseite, bald mehr nach Norden, bald mehr nach Süden, ja ihre Axe läuft nicht einmal immer parallel zur Kirchenhauptachse. In ihrer planlosen Aufstellung stimmen sie ganz mit den norwegischen

Vettern überein, was auch für den Aufbau mit dem obelikenähnlichen Unterbau gilt.

Über ihre Herleitung herrscht noch Ungewissheit, doch erscheint es nicht ganz unwahrscheinlich, dass sie gleichfalls germanischen Traditionen entspringen; jedenfalls steht so viel fest, dass sie ehemals über ganz Deutschland verbreitet waren; an der Niederelbe lassen sie sich wenigstens noch heute nachweisen. Ein Holzturm mit abgestumpftem Pyramidenuntersatz, wie wir ihn an der Rudniker Kirche kennen lernten, befindet sich in Altenbruch, ein anderer, der mit jenem in Syrin große Ähnlichkeit aufzuweisen vermag, steht auf dem Kirchplatz zu York; aber auch sonst mag noch mancher vereinzelte Holzturm anderwärts sein Dasein fristen.

Nicht unwichtig dürfte schließlich, worauf Hennig aufmerksam macht, die auffallende Ähnlichkeit der Einfriedigungen mit ihren originellen Thorbauten an den schlesischen und norwegischen Anlagen aufzufassen sein. Sie grenzen den Kirchplatz rund mit einem Zaun aus vertikal an einander gereihten Brettern ein und werden von Schindelverdachungen vor dem ärgsten Schlagregen geschützt (s. Fig. 143, Einfriedigung der



Syriner Kirche). Nur ein einziges Thor unterbricht die Einfriedigung und wird gleichfalls von einem Schindeldach überdeckt; entweder besteht es nur aus einer grösseren Thorfahrt, oder, wie an unserem Beispiel, neben jener noch aus einem besonderen Eingang für Fußgänger. Die den Verband stärkenden Riegelbänder in dieser Figur, welche die Öffnungen rundbogig abschliessen, bilden eine Spezialität der Syriener Thorfahrt, für gewöhnlich besteht letztere aus zwei einfachen Pfosten und einem Sturzbalken.

Bei so vielen gemeinschaftlichen Merkzeichen, wie solche den ober-schlesischen und norwegischen Holzkirchen eigen sind, kann unmöglich nur ein Zufall sein Spiel getrieben haben; sie bilden sichere Belege für die innige Verwandtschaft beider Gruppen und bestätigen die Richtigkeit unserer Ausführungen, für welche übrigens die ungarischen Holzkirchen auch noch weitere Beweise liefern.



Fig. 144.

Hier, wo in dem waldreichen und wildromantischen Karpathengebirge noch eine grössere Zahl solcher Bauwerke anzutreffen ist, macht sich insbesondere in seinem nördlichen Teile die Verschiedenheit der slavischen und germanischen Bauweise in der schroffsten Weise geltend. Je nachdem die einzelnen Kirchen von Ruthenen oder Deutschen — deren es in der dortigen Gegend bekanntlich heute noch viele Gemeinden giebt — errichtet wurden, zeigen sie entweder einen ausgesprochen byzantinischen oder aber den schon beschriebenen germanischen Charakter. Zwar ist ihnen die Grundeinteilung gemein — der Grundriss (s. Fig. 146) gleicht insoweit jenem der ober-schlesischen Holzkirchen, als er aus einem quadratischen Hauptraum mit angefügtem Chor von kleinerer Breite besteht; nur tritt ausserdem an den Karpathen-Gotteshäusern der Turm mit der Westseite in engere Verbindung — allein im Aufbau machen sich alle jene charakteristischen Eigentümlichkeiten bemerkbar, die beiden Stilrichtungen sonst eigen sind.

Während die eine, unter germanischem Einfluss stehenden Gruppe,



von welcher wir die Kirche Szuszkó (im Beregher Comitatz), Fig. 144, als Beispiel bringen, mit Ausnahme des Glockenturmes genau den ober-schlesischen Bauten entspricht, ist die andere nach streng byzantinischen Regeln zugeschnitten. Ihr Vertreter, Fig. 145, die griechisch katholische Kirche zu Ploszkó (gleichfalls im Beregher Comitatz), hat alles, was irgendwie an einen Langbau erinnern könnte, abgestreift und jeden einzelnen Raum ihres Grundrisses nach orientalischer Weise für sich ab-

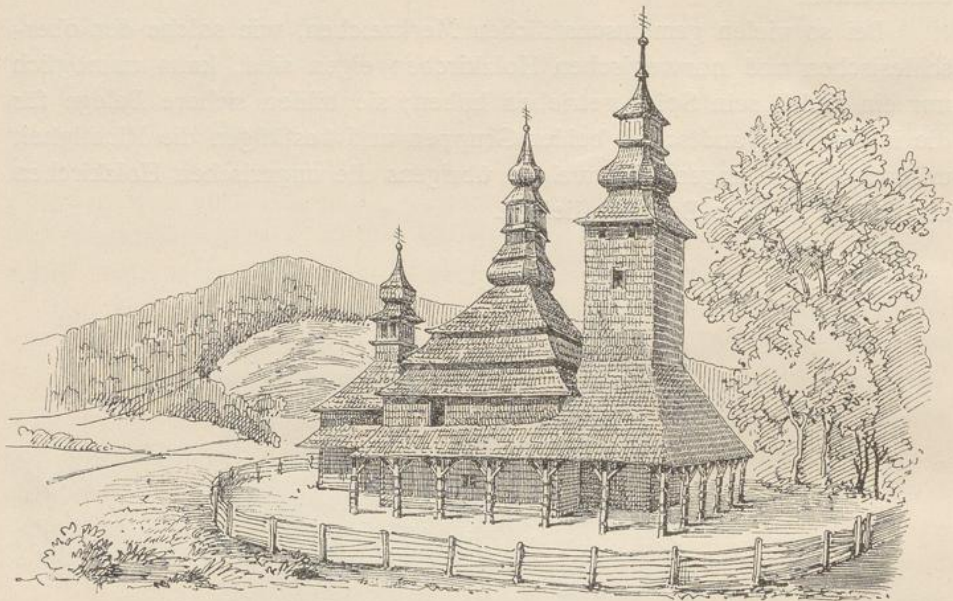


Fig. 145.

geschlossen; hier ist weder von einem Giebel noch einer Dachnase oder einem Satteldach mehr die Rede. Der Turm, wie der Mittelbau als auch der Chorraum enden in selbständigen Spitzen, deren Zusammengehörigkeit nur aus ihrem unteren Teil erhellt. Jenen umgürtet nämlich

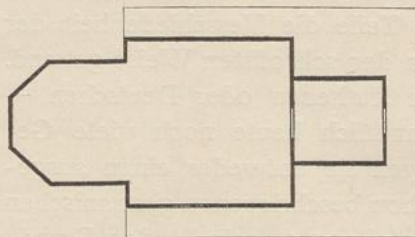


Fig. 146.

eine fortlaufende Dachfläche, welche anfangs nur in Gestalt eines Flugdaches den Chorraum umzieht, an dem Hauptraum aber so breit wird, dass sie vermöge einer vorgeschobenen Pfostenreihe die Bedeutung eines Hallenganges gewinnt; ihre grösste Breite findet sie endlich an dem Turm, dessen untere Hälfte mit dem Eingang

sie vollständig überdeckt. Dieser gemeinsamen Dachfläche entsteht jeder Teil der Kirche abgesondert für sich, was eine scharf ausgeprägte Dreiteilung veranlasst. Der Mittelbau verjüngt sich in ein stufenweise abgesetztes Zeltdach und schließt oben mit einer mehrfach durchbrochenen Zwiebelspitze; ebenso, wenn auch in kleineren Verhältnissen, erhebt sich ein selbständiges Dach über dem Chorraum, während der



Turm erst noch ein Stück geradlinig in die Höhe geht, um dann in der gleichen Weise zu enden.

An unserem Beispiel ist der Turm höher als der Hauptbau; es gibt aber auch Kirchen, wie jene zu Alsó verecke, wo das nicht der Fall ist, an denen also der byzantinische Zentralbau noch mehr zu seinem Rechte gelangt.

Beide oben genannten Kirchen, jene zu Szupzkó als auch die zu Ploszkó\*) können als Typen für eine grosse Zahl ähnlicher Bauwerke gelten, welche sowohl in Südgalizien wie in Nordungarn neben einander vorkommen. Es ist daher auch begreiflich, wenn sie manche Eigenthümlichkeiten gemein haben, die auf germanische Einflüsse an dem ruthenischen Gotteshause hinweisen; im Grunde genommen ändern sie aber so wenig an der eigentlichen Bauart, dass sie die urtümliche Verschiedenheit beider Richtungen nicht abzuschwächen vermögen. Weitere Abarten der germanischen Giebelkirchen mit hohen, schlanken und spitzigen Turmhelmen kommen auch in der ungarischen Tiefebene vor.

---

\*) Wir verdanken ihre Kenntnis der Freundlichkeit des Herrn Th. v. Lehoczky in Munkacs.



## Zweiter Abschnitt. Profanblockbauten.

---

Zur Wandbildung der ländlichen Hütte und des Bauernhofes diene im ganzen Osten Deutschlands fast ausschließlich der Blockbau; in der Lausitz, Schlesien, Posen, Preußen, Pommern und in einem großen Teile von Brandenburg ist er zu Hause. Dagegen bleibt er in Städten ein seltener Gast und wird in solchen nur in dem weiteren Umkreise des Riesengebirgs angetroffen. Dort hat er aber für seine Entwicklung günstigen Boden gefunden und einen Lokalstil gezeitigt, der den bemerkenswertesten Schöpfungen der gesamten Holzbaukunst beigesellt werden darf.

Wir haben uns in diesem Kapitel vorzugsweise mit jener Baugruppe zu beschäftigen, der gegenüber den ländlichen Blockbauten nur nebensächliche Bedeutung zugemessen werden kann.

Das ergiebigste Feld unserer Ausbeute beginnt im Westen mit Marklissa, erstreckt sich über die Umgegend von Zittau und Reichenberg, konzentriert sich insbesondere in den böhmischen Städten Eisenbrod, Semil, Hohenelbe, Arnau, Nachod und Braunau und verläuft sich allmählich nach Neurode und Trautenau; hier liegen die nennenswertesten Leistungen beisammen, deren sich der Profanblockbau im Osten rühmen kann.

Hat Rudolph Hennig in seiner Geschichte des deutschen Hauses mit vielem Geschick den Ursprung des polnischen bäuerlichen Hauses auf germanische Überlieferungen zurückverfolgt, und gelang es ihm, zwischen der Bauart unseres Ostens und jener Skandinaviens den Zusammenhang zu finden, so führt uns das bürgerliche Wohngebäude auf denselben Pfad; an ihm tritt die augenscheinliche Verwandtschaft noch schärfer zu Tage und berechtigt mindestens zu den gleichen Schlüssen.

Nach alter Sitte, die sich stellenweise in abgelegenen Thälern Norwegens noch heutigen Tages vorfindet, war ehemals jeder Wohn- und Nutzraum in einem eigenen Häuschen untergebracht. Auf allgemein



übliche Reihenfolge oder bestimmte Gruppierung dieser Einzelgebäude legte man keinen Wert und brachte ihre Zusammengehörigkeit nur durch gemeinsame Einfriedigung zum Ausdruck. Als Wohngebäude diente ein ungeteilter rechteckiger Raum mit einem Ausgang an der Giebelseite; ihn zu schützen, errichtete man eine Vorhalle, die mit der Zeit in den Aufbau des Hauses hereingezogen wurde. Der erste Versuch, dem Wohnraum ein Obergeschoss aufzusetzen, tritt uns an dem nordischen Hause in der Anlage der sogenannten Ramloftstube entgegen; einem erkerartigen, gewöhnlich der rechten Gebäudeecke aufgesetzten Dachausbau, der mittelst einer ausßen gelegenen Treppe und Galleriegang zu erreichen war. Später dehnte sich die Ramloftstube über die ganze Grundfläche aus, während die Gallerie mit der Treppe auf eine Gebäude-seite beschränkt blieb.

Stellen wir dieser Schilderung das ältere Blockwohnhaus des Riesengebirges, wie es die Fig. 153 und 156 veranschaulichen, gegenüber,

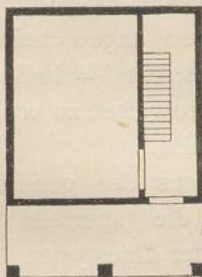


Fig. 147.



Fig. 148.

so erblicken wir in allen seinen Teilen dasselbe Schema, ja selbst die Ramloftstube existiert in vereinzelt Exemplaren.

Der Grundriss dieser älteren Gattung (s. Fig. 147) besteht für gewöhnlich im Erdgeschoss aus einem rechteckigen Raum, dem Treppengang und einer an der Giebelseite gelegenen Vorhalle. Letztere bilden freistehende Pfosten, welche an der ländlichen Hütte (s. Fig. 148) unmittelbar das Dach, an dem städtischen Wohngebäude (s. Fig. 153) ein weit vorspringendes Obergeschoss tragen. Über dem Obergeschoss erhebt sich ein mächtig steiles Satteldach mit der Straße zugekehrter Giebelseite. Selten geht jene oben in eine kurze Walmdfläche über und noch seltener springt die Dachfläche über sie hinaus. Da im Dachgeschoss keine Wohnräume liegen, hört die Blockwand an dem Giebeldreieck auf; an ihre Stelle tritt eine Bretterschalung, welche teils in senkrechter, teils in schräger Lage Anlass zu mancherlei dekorativen Lösungen gibt. Geschossvorsprünge kommen an dem Giebelfelde wohl hin und wieder vor, erreichen jedoch nie die Größe einer Wanddicke. Den Enden der Deckenbalken sind häufig zierlich ausgesägte Bretter vorgehängt. Flugdächer, wie in Fig. 148, oder wie sie die Holzkirchen begleiten, zählen hingegen am bürgerlichen Wohnhause zu den Seltenheiten. An manchen



Gebäuden trifft es sich, dass der Hallengang ganz zusammenschrumpft und seine Pfosten an die Hauptwand rücken, um mittelst Lagerhölzer und Riegelbänder das vortretende Geschossgebälk aufzunehmen (s. Fig. 157); auch etwaige Unterzüge werden in ähnlicher Weise durch sichtbare Ständer unterstützt. Dieses seltsame Gemisch von Ständer- und Blockbau gibt Anlass zu vielerlei anmutigen architektonischen Wirkungen. In einzelnen Gegenden, wie vorzugsweise um Zittau, nehmen die Ständerreihen sogar eine spezifisch lokale Färbung in Gestalt von Arkaden an,



Fig. 149.

und umziehen als solche das ganze Gebäude in gleicher Höhe; immer klingt also die Neigung zur Hallenanlage durch. Wie weit hier Wechselwirkungen mit den Laubengängen an Massivbauten herrschen, kann für unsere Untersuchungen nicht weiter in Betracht kommen; an dem Holzgebäude ist ihre Abkunft von der ländlichen Hütte so augenscheinlich, dass jeder Versuch, der Vorhalle andere Stammeltern zuweisen zu wollen, ausgeschlossen bleibt.

Treten wir aus der generellen Besprechung in die spezielle Beschreibung einzelner Haustypen über, so können wir an solchen, abgesehen von dem Rathause in Eisenbrod, drei verschiedene Gattungen unterscheiden: 1. Blockbauten mit Vorhallen, 2. Bauten aus Blockwänden mit vorgesetzter Ständerkonstruktion, 3. Blockbauten ohne Vorhallen.

Wir beginnen mit dem Rathause in Eisenbrod, ein böhmisches Städtchen unweit Reichenberg. Von den wenigen Holzprofanbauten, deren

Alter durch bestimmte Angaben bekannt sind, nimmt es die erste Stelle ein, sein Geburtsjahr fällt in die Zeit von 1568. Nach dem Marktplatz besitzt es, wie das Bürgerhaus, eine breite Vorhalle, oder wenn man so will, einen Laubengang, den Pfosten im Verein mit geschweiften Riegelbändern arkadenförmig abschließen. Über dem darauf folgenden Hauptgeschoss treten vier Unterzüge aus der Vorderwand heraus, um dem an beiden Langseiten vorgekragten Dachgebälk eine angemessene Unterstützung zu gewähren. Das auf so breiter Grundlage vorbereitete Dach schützt also nach allen Seiten die sichtbaren Blockwände und überhebt sie jeder weiteren Verschalung; nach oben wächst es zu be-



trächtlicher Höhe und schließt, dem allgemeinen Gebrauch entsprechend, mit einem Giebelfelde ohne weiteren Dachvorsprung ab. Hier war natürlich eine Verschalung nicht zu entbehren, und zwar um so weniger, als sie gleichzeitig die Wand zu ersetzen hat; dem äußersten vorge-schobenen Dachstuhl ist sie direkt in senkrechter Richtung angeheftet, ohne dass die hinter ihr liegenden Gefache ausgefüllt wären. Den eigentlichen Schmuck des Rathauses bildet ein quadratischer Turm; vorn schließt er sich der Giebelfläche eng an, rück- und seitwärts entsteigt er den Dachflächen. In seiner halben Höhe umzieht ihn ein ausgebauter offener Galleriegang, der mit in das Bereich des weit vorspringenden Turmdaches gezogen ist und jenes durch acht freistehende, zierliche Pfosten mit tragen hilft. Oben geht die Turmspitze in ein Achteck über und schließt mit einer Durchsicht und Zwiebelhaube ab. Bretterverkleidungen bilden die senkrechten Wandflächen, Holzschindeln dienen zur Dachdeckung.

An der Rückseite (siehe Fig. 150) legt sich dem Obergeschoss ein offener Galleriegang vor, der an der Langseite in die Treppe mündet. Auch er liegt im Bereich des ausladenden Dachgeschosses, dem er durch einzelne Pfosten gleichzeitig eine Unterstützung verleiht. Die Giebelfläche ist wie die vordere mit senkrechten Brettern verschalt und durch rundbogig

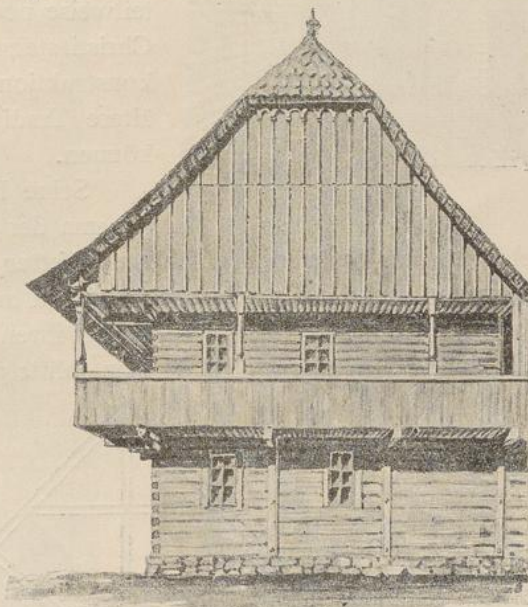


Fig. 150.

oben abschließende Lattenstreifen (als Schutz der Bretterfugen) gegliedert; ein kurzes Walmdreieck schneidet seine Spitze ab. Als Fensterschmuck schließen ausgesägte Zierbretter die rechteckigen Öffnungen an der Marktseite ein; auch ist der Thüröffnung dortselbst durch geschweifte Riegelbänder eine rundbogige Gestalt gegeben, sonst kommen keinerlei Zierformen vor.

Im Innern ist alles schlicht und die Blockwände bis Brüstungshöhe verschalt, von hier ab werden die unbehauenen Balken sichtbar und mit ockergelben Anstrich versehen, während ihre mit Lehm gefüllten Zwischenräume hellbraunen Grund tragen.

Höchst originell ist ferner die Deckenkonstruktion (s. Fig. 151). Zunächst teilt ein größerer Unterzug, welchen in der Mitte ein runder Pfosten stützt, den Raum in zwei Teile, ihm folgen in der Querrichtung die eigentlichen Balken in Entfernung von 1,50 m und darauf endlich,



wiederum quer zu jenen, eine Holzdecke aus aneinandergereihten Rundhölzern. Letztere sind im Durchschnitt 15 cm stark und ohne Zwischenräume so zusammengelegt, dass abwechselnd Wipfel- und Stammenden sich berühren, d. h. ihre ungleichen Holzdicken sich der Länge nach ausgleichen. Eine Lehmschicht mit Gipsestrich vertritt den Fußboden. Ähnliche Deckenkonstruktionen sind uns, mit Ausnahme des nördlichen Böhmens, woselbst sie noch einige mal wiederkehren, im übrigen Europa nirgends

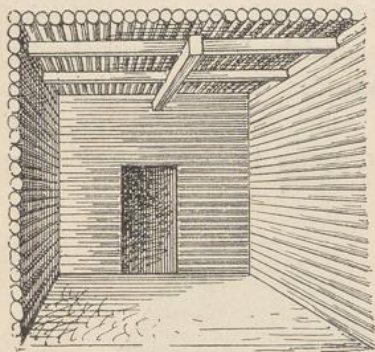


Fig. 151.

bekannt; seltsam bleibt es immerhin, ihnen hier zu begegnen, sie gelten sonst für ein Charakteristikum kleinasiatischer Bauernhäuser und der lykischen Felsengräber, an welchen sie typisch auftreten. Da letztere teilweise noch aus dem 5. Jahrhundert vor Christi stammen, dürfte auch die Deckenkonstruktion des Eisenbroder Rathauses auf ältere Traditionen zurückgeführt werden können.

Seine Dachkonstruktion kann als Schema der dortigen Bauweise gelten; sie setzt sich aus Sparren, Kehlbalken, Pfetten, Schrägstreben und Ständern zusammen, ohne einen regelrechten Stuhl aus ihnen zu bilden, denn selbst die langen unteren Kehlbalken finden ihren Halt nur in der Überplattung mit den Schrägstreben und dem Mittelpfosten, während der ganze

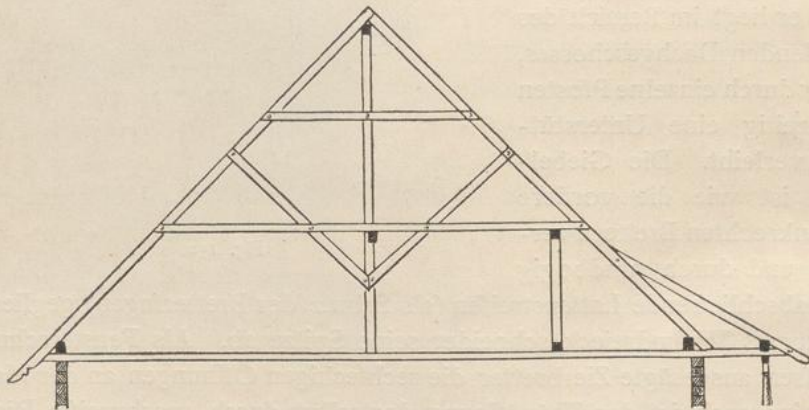


Fig. 152.

Längenverband in einer Firstpfette und zwei Wandpfetten besteht. Zur Überdachung des vorgekragten Gallerieganges dienen Vorschieblinge und zur Verstärkung der hierdurch mehr belasteten Dachhälfte Pfosten mit Schwellen und Rahmhölzern, die natürlich außerhalb des Schemas stehen und nur für diesen besonderen Fall Anwendung fanden.

Der ganze Aufbau des Eisenbroder Rathauses kann heute nur noch als ein vereinzelt Beispiel gelten; dass er aber ohne Frage als letzter Rest eines ehemals im Osten allgemein verbreiteten Typus aufgefasst werden muss, geht aus seiner auffallenden Verwandtschaft mit den



Holzkirchen des östlichen Ungarns hervor, für die er zu einem schätzbaren Bindegliede mit den Blockbauten des Riesengebirges wird\*). Schon die Vorhalle mit dem herausgeschobenen Giebfelde weist darauf hin, noch mehr aber der Turm, der sich an den ostungarischen Kirchen in Gestalt eines viereckigen Dachreiters erhebt und denselben ausgebauten Gallerieumgang wie der Eisenbroder Rathausturm besitzt. Die Ähnlichkeit ist eine so überraschende, dass man Gebäude gleicher Art, die gleichen Zwecken dienen, vor sich zu sehen vermeint. Für unsere Untersuchungen besitzt das Eisenbroder Rathaus aber insbesondere deshalb hervorragenden Wert, weil es die Zusammengehörigkeit der verschiedenen Bautypen des Riesengebirges, Oberschlesiens, Mährens und Ungarns nachweist und

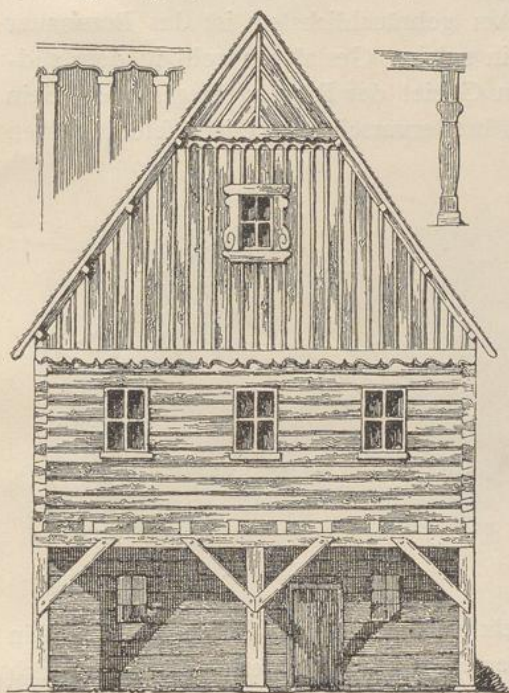


Fig. 153.



Fig. 154.

damit das früher Gesagte: zu allen Holzbauten jener Gegenden habe das germanische Haus und die Halle das Urbild geliefert, in vollem Umfang bestätigt. Dass zwei in Sitten und Gebräuchen so gänzlich von einander verschiedene Völkerschaften wie Slaven und Ungarn gemeinsames Bauschema besitzen, bekräftigt besser als alle anderen Versuche, dass sowohl die Slaven als auch die Ungarn die vorgefundenen Bauweisen nachahmten und ohne nennenswerte Umänderungen beibehielten.

Nach der anderen Seite vermittelt das Eisenbroder Rathaus den Übergang zu der ersten und älteren Gruppe der schlesisch-böhmischen Profanbauflora und widerlegt somit alle etwaigen Einreden oder Ver-

\*) Man vergleiche die Mitteilungen der k. k. Zentralkommission vom Jahre 1856.



mutungen, die an seine Zusammengehörigkeit zu dem dort heimischen Profanbau geknüpft werden könnten. Dieses ältere Bürgerhausschema, welches wir durch die Figuren 153 und 154, einem Gebäude aus Braunau vom Ende des 17. Jahrhunderts, und einem solchen aus Eisenbrod vom Jahre 1712 zur Darstellung gebracht haben, entspricht in allen seinen Teilen der oben vorausgeschickten generellen Beschreibung. Durch Vorbauen des Obergeschosses entsteht der untere Hallenraum, der in seiner äußeren Gestalt an den Laubengang erinnert; als solcher kann er jedoch hier nicht gelten, da er an benachbarten Häusern häufig ohne Anschluss bleibt oder doch mittelst offener Tropfenfallgänge unterbrochen wird; nicht selten aber ist er überhaupt ganz umzäunt und dient in solcher Abgeschlossenheit als Vorflur. Am gebräuchlichsten ist das Braunauer Schema (s. Fig. 153) und kommt in solcher Gestalt sowohl in dem südlichen als auch in dem nördlichen Gebiet des Riesengebirges vor. Sein ganzer Schmuck besteht in dem bretterschalten Giebelfelde, dessen

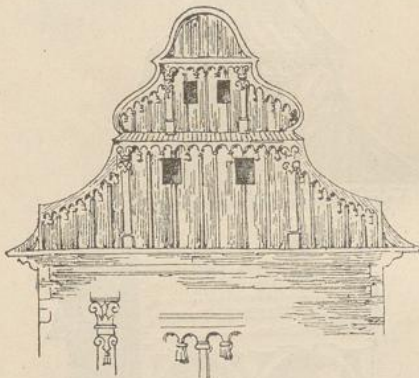


Fig. 155.

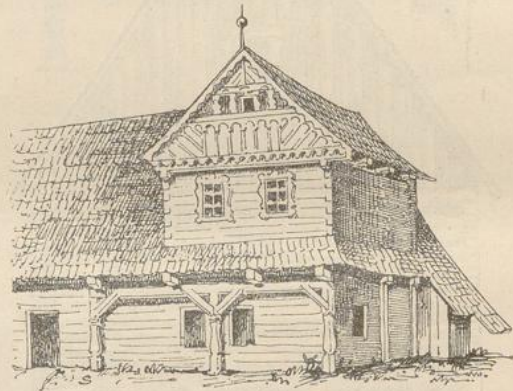


Fig. 156.

Fugen schmale Latten decken; letztere enden oben in Rundbogen, hin und wieder — wie seitwärts in derselben Figur dargestellt — wohl auch in Kielbogenlinien, die einem Querbrette angehören. Den solchermassen geschaffenen trapezförmigen Raum schliessen Zierbretter ein, während das obere Giebelfeld drittel ein anderes Verschalmuster belebt. In unserem Beispiel laufen die Bretter und Leisten parallel zur Dachneigung, ebenso gern liebte man aber auch strahlenförmige Muster. Die rechteckigen Fensteröffnungen begleiten für gewöhnlich ausgesägte Rahmleisten, ohne jedoch die Formen bestimmter Motive anzunehmen.

Reichere Spielarten vertreten die Figuren 154 und 155; am ersten Hause sind die Pfosten vor der Halle, was auch sonst an anderen Bauten zu geschehen pflegt, in der Mitte ausgebaucht, besitzen unter den Riegelbändern eine Art Kapital und enden unten mit einer Sockelbasis; auch an bemusterten Zierbrettern fehlt es an diesem Bauwerk nicht. Besondere Sorgfalt wandte man wieder dem Giebelfelde zu, das allerliebste Verschalmuster auf seinen Flächen birgt. Im übrigen begegnet man geschweiften Dachformen, wie sie vorliegendes Beispiel malerisch ausstatten, höchst selten.



Eine andere reizende Giebelverkleidung enthält Fig. 155, gleichfalls einem Eisenbroder Hause entnommen; es vertritt den einzigen uns bekannten Fall, dass eine Gliederung mit Lisenen versucht wurde. Originell ist hierbei das Formenspiel mit Quasten, die selbst an der Kapitälbildung wiederkehren. Wo die Vorbilder zu den Umrisslinien des Giebelfeldes zu suchen sind, ist unschwer zu erraten.

Weitere reiche Beispiele der gleichen Gattung finden sich in großer Zahl in Hohenelbe, Nachod, Arnau und Schatzlar; an allen macht sich das Bestreben bemerkbar, mit Hilfe von Bretterverkleidungen und Zierleisten einen architektonischen Zuschnitt zu gewinnen und letztere mit einem buntfarbigen Anstrich noch zu erhöhen. Hierzu war insbesondere für die tiefer liegenden Bretterflächen weiß, für die vortretenden Leistenrippen schwarz beliebt; jedoch laufen auch gelbe und blaue oder grüne und weiße Töne unter.

Neben jener ersten Gruppe kommt in dem fraglichen Holzbau-



Fig. 157.

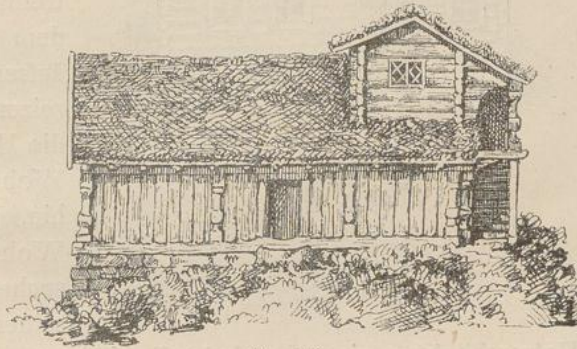


Fig. 158.

gebiet allerwärts auch die zweite Gattung vor. An ihr tritt die sonst mit der Vorhalle verknüpfte Ständerkonstruktion zurück und schmiegt sich unmittelbar der Blockwand an. Dass sie hier in erster Linie eine konstruktive Aufgabe zu erfüllen sucht, geht zur Genüge aus beistehender Fig. 156, einem Wohnhause in Eisenbrod, hervor. Sie dient direkt zur Unterstützung des Hauptgebälks und entlastet die Blockwand. Das andere Beispiel (Fig. 157), aus der Umgegend von Zittau, verbindet mit der konstruktiven Lösung dekorative Gedanken, indem es — wie bereits auf Seite 122 erwähnt — die Ständerreihen zu Arkadenbögen umgestaltet und mit ihnen das ganze Gebäude umzieht. Selbstverständlich springt in solchem Falle das Obergeschoss um das gleiche Maß vor, so dass es in der That direkt von den Ständern getragen wird, während die dahinterliegende Blockwand nur als Schutzhülle der unteren Wohnräume gelten kann. Auch trifft es sich nicht selten, dass im schlesischen Teil des Riesengebirges (wie die Fig. 118 und 157 bestätigen) das ganze Obergeschoss aus Fachwerk besteht.

Eines der interessantesten Blockhäuser bietet unser Eisenbroder Beispiel (Fig. 156), weil an ihm jene Dachstubenanlage vorkommt, die



wir an dem nordischen Wohnhause mit »Ramloftstube« kennen lernten. (Des besseren Verständnisses halber haben wir eine solche in Fig. 158 aus Gudbrandsdalen in Norwegen nach Eilert Sundt wiedergegeben und bemerken nur noch hierzu, dass die Bretterverschalung der unteren Wand eine Vorhalle abschließt.) Dem Walmdach des Eisenbroder Gebäudes entsteigt über der unteren Wohnstube ein rechteckiger Aufbau, der gerade Raum genug für eine Kammer enthält; der Strafe

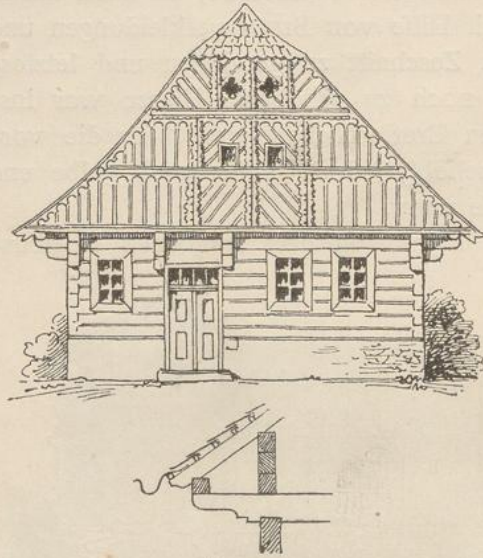


Fig. 159.

wendet er seine Giebelfläche zu, oben schließt er mit einem selbständigen Satteldache ab. Sein Giebelfeld unterbricht in der Mitte eine kleine offene Gallerie; augenscheinlich aber nur, um dekorative Wirkungen zu erzielen, denn nicht weit davon trennt sie eine Bretterwand von dem übrigen Dachraum. Der äußere Aufputz verleiht diesem reizenden turmähnlichen Aufsatz die Herrschaft über das gesamte Wohnhaus und deutet darauf hin, dass hierselbst ein besserer Wohnraum, die Gaststube, zu suchen sei. Bietet er schon in seiner ganzen Anlage für die

Holzarchitektur eine fesselnde Erscheinung, so ist seine Existenz für die Geschichte des ostdeutschen Wohnhauses geradezu von höchster Bedeutung; wie schon hervorgehoben, findet sich diese eigenartige Anlage sonst nur noch im skandinavischen Norden, und trägt

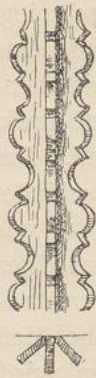


Fig. 160.

sie daher nicht wenig dazu bei, die Lücken zwischen hier und dort mit ausfüllen zu helfen. Bei solch engen Beziehungen beider Bauweisen müssen auch die letzten Bedenken gegen Stammesverwandtschaft schwinden.

Als dritte und jüngste Gruppe, deren hervorragendste Vertreter in Semil zu Hause sind, haben wir eine Gattung eingeschossiger Blockhäuser ohne Vorhallen anzuführen, wie sie ein solches Fig. 159 zur Anschauung bringt. Nach Schweizer Art krägt das Dachgeschoss nach allen Seiten vor und wird durch mehrere einander überragenden Wandbalken getragen. Die Sparrenenden ruhen auf weit vorgeschobenen Pfetten und da ihren Zwischenraum von der unteren Hauptwand Blockbalken ausfüllen, wird man versucht, hier die Anlage eines Kniestockes zu vermuten. Horizontale Leisten teilen das Giebelfeld der Höhe nach in drei Felder, im übrigen trägt es in allen erdenklichen Kombinationen die schon mehrfach beschriebenen Brettmuster; ihr oberes Viertel ist



abgewalmt und mit Schindeln gedeckt, stern- und rosettenartige Lichtöffnungen unterbrechen und beleben ihre Flächen. Soweit macht sich also an den Zierformen kein merklicher Unterschied zu jenen an den älteren Gruppen geltend; hingegen tritt als neues dekoratives Element ein eigentümlicher Schmuck an der Giebelfläche hinzu, dem ein malerischer Reiz nicht abgesprochen werden kann, wem schon er sonst keinerlei architektonische Bedeutung in sich birgt. Es ist dies eine Zusammenstellung von je drei, resp. je fünf winklig sich schneidenden Zierlatten (s. Fig. 160), welche in runden und geschweiften Linien ausgesägt, eine senkrechte Gliederung der Giebfelder bewirken. Sie verleihen den von ihnen besetzten Gebäuden nebst einem spezifisch-lokalen Gepräge ein anmutiges Äußere und rufen mannigfaltiges Schattenspiel hervor.

Die Bauten dieser Gruppe reichen nicht über die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück und stehen der germanischen Urform ferner. In



Fig. 161.

mancher Beziehung bilden sie recht schätzenswerte Leistungen und verdienen mehr als bisher bekannt und in gewissen Grenzen auch nachgeahmt zu werden. Bedenkt man, dass zu derselben Zeit, in der sie entstanden, der nord- und süddeutsche Fachwerksbau bereits gänzlich verflacht und versumpft war und sich schon mit einem Mörtelkleide einzuhüllen bemühte, so gewinnen sie noch mehr an Bedeutung. Als allwärts die deutsche Holzarchitektur im Absterben begriffen war, begann hier ein neuer Zweig zu grünen, der bis heutigen Tages seine Lebensfrische bewahrt hat.

Neben den ostdeutschen Bauwerken stehen alle anderen deutschen Blockbaugruppen weit zurück; mag auch ihre malerische Anlage vielerlei Reize bieten, sie erreichen doch nirgends jenen Grad von Urwüchsigkeit, der den schlesisch-böhmischen Bauten innewohnt.

Häufig wird ihr Untergeschoss ganz massiv gehalten und der Blockbau auf das obere Stockwerk beschränkt; mitunter schrumpft seine Anwendung aber auch hier auf einzelne Wandteile — die Umrahmung der Wohnstuben zusammen und überlässt die Einkleidung der übrigen Räume



dem Ständer- oder Massivbau. Ihr Dach liegt durchweg flacher, weshalb ihr Giebelfeld nur winzige Flächen einnimmt.

Von den wenigen uns bekannten Bautypen, welche unsere Aufmerksamkeit noch auf sich zu lenken verdienen, geben wir in nebenstehender Fig. 161 ein Beispiel aus Niederbaiern. Mit geringen Modifikationen kann es auch als Schema für den grössten Teil Oberbaierns gelten, bis es im Hochgebirge in die Tyroler Stilart übergeht.

Von einem flachen, weit ausladendem Dach beschirmt, krönt den massiven Unterbau ein schlichtes Blockwandgeschoss; die Giebelseite liegt nach dem Hofe und wird von lotrecht gestellten Brettern dürftig verschalt. Vor der Hauptgiebelwand befinden sich an beiden Geschossen offene Galleriegänge, deren unterer sich der Freitreppe anschliesst, deren oberer auf der einen Langseite noch ein Stück Wand umspannt.

Die Unterstützung der Galleriegänge erfolgt mittelst Pfosten, welche teilweise bis zu den Dachsparren hinanreichen und jene mit tragen helfen. Steine beschweren den Bretterbeleg des flachen Daches und erinnern an Alpenbauten.

Wir sind am Ende unserer Untersuchungen, wenn wir uns auch keineswegs verhehlen, dass die Forschungen lokaler Eigentümlichkeiten noch bei weitem nicht erschöpft sind und noch viele Lücken in vorliegender Beschreibung der deutschen Holzarchitektur offen stehen. Gleichwohl glauben wir nachgewiesen zu haben, welch dankbare Aufgaben Studien in unserem Vaterlande bieten können, und welch herrliche Blätter in unserer Kunstgeschichte die Holzarchitektur auszufüllen berufen ist. Gleich malerischen Volkstrachten wechselt sie nach Provinzen und Thälern ihr Kleid und besitzt wie jene gewisse Eigenartigkeiten und örtlich beschränkte Merkmale.

Vorstehende Blätter entrollen uns ein Bild der Vergangenheit; es wäre aber gänzlich verkehrt, die gesamte Holzarchitektur als eine abgeschlossene oder überwundene Periode zu erachten. Neben ihrem nationalen Grundzuge birgt sie so hervorragende Bildungsfähigkeit, dass auch der Baumeister unserer Zeit sich eingehender mit ihr befreunden und viel häufiger sich ihrer bedienen sollte.





## INHALT.

	Seite
Süddeutscher Ständerbau . . . . .	I
Einleitung . . . . .	3
I. Abschnitt. Die Konstruktion . . . . .	9
II. Abschnitt. Die Dekoration und Ornamentik des süddeutschen Ständerhauses . . . . .	40
1. Die gotische Periode . . . . .	41
2. Die Renaissanceperiode . . . . .	51
Der Blockbau . . . . .	95
I. Abschnitt. Der Blockbau an Kirchen . . . . .	102
II. Abschnitt. Profanblockbauten . . . . .	120

## Verzeichnis der Abbildungen.

Fig.	Fig.
1. Aufbaueschema des süddeutschen Ständerhauses.	37. Limburg, Haus am Dom.
2. Marburg, altes Ständerhaus.	38. Münstermayfeld, Haus.
3, 4 u. 5. Teile des alten Marburger Ständerhauses.	39. Rhense, Erker.
6. Wandbildung.	40. Nürnberg, Chörlein.
7. Gefachausfüllung.	41. Nürnberg, Chörlein.
8. Balkenlage.	42. Nürnberg, Dächerkertürmchen.
9 u. 10. Vorkragung der Geschosse.	43. Nürnberg, Dächerkerturm.
11. Dachkonstruktion.	44. Ediger, Häusergruppe.
12. Frankfurt a. M., Giebelbildung.	45. Grundrisschema des fränkischen Bauernhauses.
13. Pommern, Giebelbildung.	46. Frankfurt a. M., Marktstr. Nr. 30, Grundriss.
14. Frankfurt a. M., Giebel des Saalhofes.	47. Nürnberg, Funksches Haus, Grundrisse.
15. Edinger, Giebel.	48. Alsfeld, Rathausgrundriss.
16. Carden, Giebel.	49. Homberg i. H., Kopfband.
17. Marburg, Fischersches Haus.	50. Marburg, Kopfbänder.
18. Frankfurt a. M., Eckständer am Hause »zum Nyde«.	51 u. 52. Frankfurt a. M., Kopfbänder.
19. Alsfeld, Eckbildung.	53. Limburg, Rundchörlein.
20. Alsfeld, Eckbildung.	54. Limburg, Plötzerstr. Nr. 17, Kopfband.
21. Alsfeld, Eckbildung am Rathause.	55. Nürnberg, Winklerstr. Nr. 15, Fenster.
22. Nürnberg, Waaggasse Nr. 11, Vorgekragte Fensterreihe.	56. Frankfurt a. M., Hausthüre.
23 u. 24. Konstruktion vorgekrager Fenster.	57. Homberg i. H., Thüre im Rathause.
25. Alsfeld, Fenster vom Rathaus.	58—64. Frankfurt a. M., Kopfbänder.
26. Fensterkonstruktion.	65. Nürnberg, Kopfband.
27. Homberg, Hausthüre.	66. Frankenberg a. d. Eder, Kopfband.
28. Treysa, Hausthüre.	67. Boppard, Kopfband.
29. Nürnberg, Augustinerstrasse Nr. 11, Windenluke.	68. Kronberg, Kopfband.
30. Rhense, Windenluke.	69 u. 70. Limburg, Balkenköpfe.
31. Alken, Windenluke.	71 u. 72. Regensburg, Balkenköpfe.
32. Vinningen, Windenluke.	73. Fulda, Schwelle.
33. Frankfurt a. M., Haus am Römerberg.	74. Alsfeld, Schwelle.
34. Homberg i. H., Gasthaus zur Sonne.	75. Nürnberg, Karolinenstr. 4, Wand.
35. Alsfeld, Rathaus.	76. Nürnberg, Tucherstr. Nr. 15, Schwelle.
36. Alsfeld, Grundriss vom Chörlein.	77. Marburg, Schwelle.
	78. Frankfurt a. M., Ecke vom Salzhaus.
	79. Basel, Eckpfosten.
	80. Dinkelsbühl, Deutsches Haus.
	81. Mainz, Augustinerstr. Nr. 75, Ständer.



Fig.

82. Idstein, Eckständer.
- 83—87. Alsfeld, Eckständer.
88. Frankfurt a. M., Eckständer am Klein-Engelis.
89. Straßburg, Kammerzellsches Haus am Domplatz.
90. Alsfeld, Eckständer am Marktplatz.
91. Cochem, Gebäudeecke.
92. Riegelbänder.
93. Ediger, Wand mit Fenster.
94. Krummhübel im Riesengebirge, Wandbildung.
95. Schema des fränkischen Bauernhauses.
96. Heldburg, Gerichtsgebäude.
97. Heldburg, Wohnhaus.
98. Boppard, Verriegelung.
99. Frankfurt a. M., Rotekreuzgasse 1, Fensterreihe.
100. Nürnberg, Galleriegang.
101. Idstein, Brüstungsplatte.
102. Frankfurt a. M., Salzhaus.
103. Mainz, Fensterbildung.
104. Kiedrich, Fensterbildung.
105. Nürnberg, Arkadengalerie.
106. Nürnberg, Hausthüre am Pellerschen Hause.
107. Tübingen, Thüre der Schlossbibliothek.
108. Nürnberg, Thüre aus dem Petersenschen Hause.
109. Nürnberg, Thüre aus dem von Bibraschen Hause.
110. Rothenburg, Rathausdecke.
111. Bruttig, Treppen im Schunkschen Hause.
112. Nürnberg, Galerieöffnung des Funkschen Hauses.
113. Ediger, Giebelendigung.
114. Ediger, Flachmuster.
115. Idstein, Giebelendigung.
116. Cochem, Giebelaufbau.
117. Rothenburg a. d. Tauber, Erkertürmchen an der Klingergasse.

Fig.

- 118—123. Blockwandkonstruktionen.
124. Lubom, Grundriss der Kirche.
125. Syrin, Kirche.
126. Lubom, Kirche.
127. Lubom, Balken.
128. Lubom, Kirchenthüre.
129. Brzezie, Glockenturm.
130. Lubom, Zierleisten am Glockenturm.
131. Brzezín, Kirchenthüre.
132. Mikulschütz, Kirche.
133. Ponischowitz, Kirche.
134. Rudnik, Kirche.
135. Hammer, Kirche.
136. Hammer, Grundriss der Kirche.
137. Lubom, Kapelle.
138. Lubom, Schallöffnungen.
- 139—141. Zierleisten und Schindeln.
142. Wang, Kirche.
143. Syrin, Thorbau.
144. Szupzkó, Kirche.
145. Ploszkó, Kirche.
146. Ploszkó, Grundriss.
147. Grundrisschema.
148. Blockhütte.
149. Eisenbrod, Rathaus.
150. Eisenbrod, Rathaus, Rückseite.
151. Eisenbrod, Rathaus, Innenkonstruktion.
152. Eisenbrod, Rathaus, Dachkonstruktion.
153. Braunau, Wohnhaus.
154. Eisenbrod, Wohnhaus.
155. Eisenbrod, Giebel.
156. Eisenbrod, Wohnhaus.
157. Zittau, Wohnhaus.
158. Gudbrandsdalen, Bauernhaus.
159. Semil, Wohnhaus.
160. Semil, Zierleisten.
161. Blockhaus aus der Gegend um Passau.

## Tafel:

## I. Häusergruppe in Treifs a. d. M. (Radierung).

Einige Illustrationen sind dem Everbeck'schen Aufsatz: »Architektonische Studien an Bauwerken des Mosellandes« und Ortweins »Deutscher Renaissance« entnommen.





HAUSERGRUPPE IN TESS \*J NOSEL

Zeichn. von K. A. Schumann in Leipzig

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig



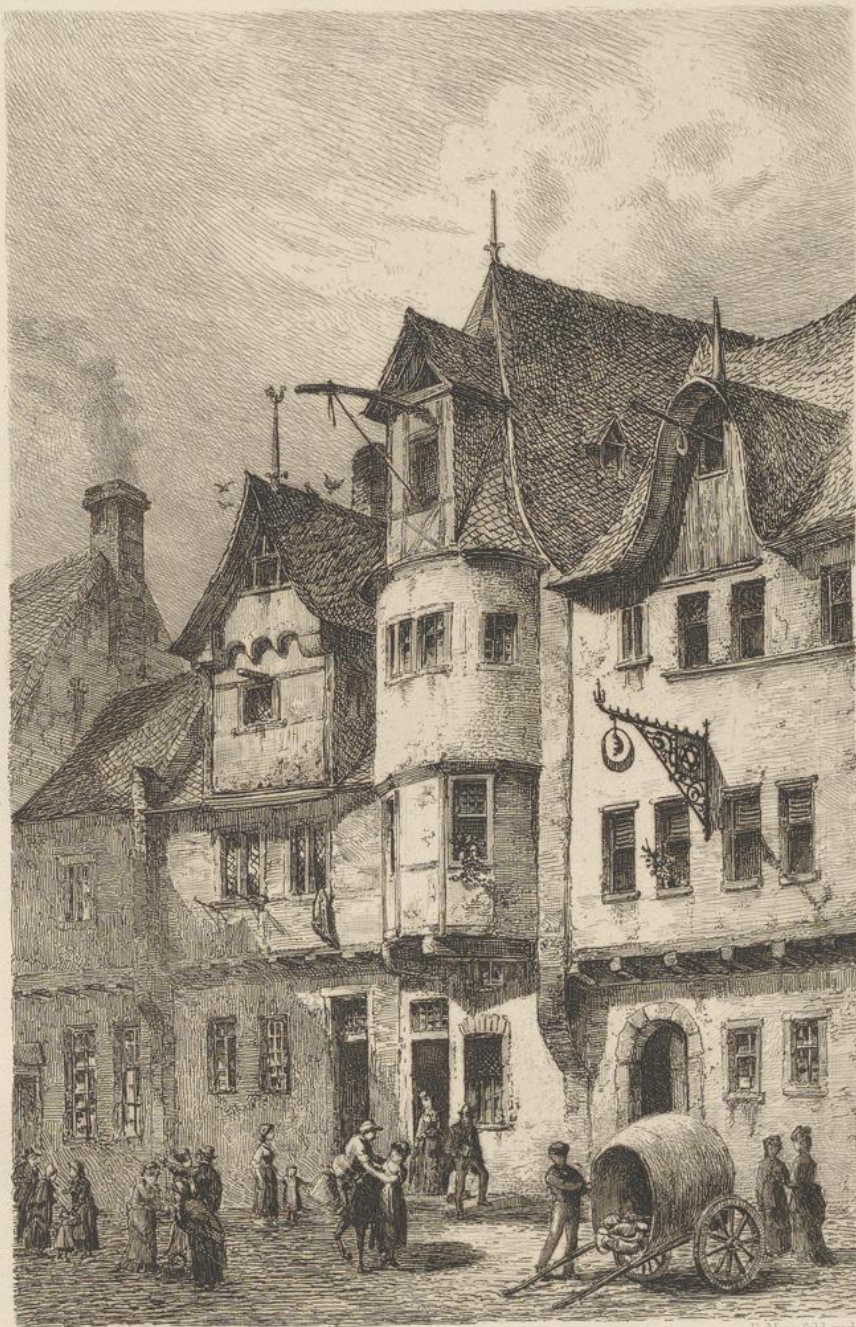
- Fig.  
82. Itstein, Eckständer.  
83–87. Alsfeld, Eckständer.  
88. Frankfurt a. M., Eckständer am Klein-Engeln.  
89. Straßburg, Keimwunderliches Haus am Domplatz.  
90. Alsfeld, Eckständer am Marktplatz.  
91. Cochem, Giebelaufsatz.  
92. Tübingen.  
93. Rothenburg, Giebelaufsatz.  
94. Kreuzschäkel im Hiesengelage, Wandbildung.  
95. Schema des Hiesengelages, Eisenhausen.  
96. Bietigheim, Gerichtgebäude.  
97. Heilbrunn, Wohnhaus.  
98. Weipert, Vordiegeung.  
99. Frankfurt a. M., Rotkeulengasse 1, Fenster.  
100. Alsfeld, Giebelaufsatz.  
101. Alsfeld, Giebelaufsatz.  
102. Rothenburg a. M., Rathaus.  
103. Alsfeld, Giebelaufsatz.  
104. Alsfeld, Giebelaufsatz.  
105. Alsfeld, Giebelaufsatz.  
106. Alsfeld, Giebelaufsatz.  
107. Alsfeld, Giebelaufsatz.  
108. Alsfeld, Giebelaufsatz.  
109. Nürnberg, Thüre aus dem von Bibraschen Hause.  
110. Rothenburg, Rathausdecke.  
111. Brüttig, Treppen im Schunkischen Hause.  
112. Nürnberg, Gallerieöffnung des Funkschen Hauses.  
113. Ediger, Giebelaufsatz.  
114. Ediger, Flachgrat.  
115. Itstein, Giebelaufsatz.  
116. Cochem, Giebelaufsatz.  
117. Rothenburg a. d. Tauber, Eckständerchen an der Klingergasse.  
118–123. Blockwandkonstruktionen.  
124. Laborn, Grundriß der Kirche.  
125. Syrin, Kirche.  
126. Laborn, Kirche.  
127. Laborn, Balken.  
128. Laborn, Kirchenthüre.  
129. Bzenze, Glockenturm.  
130. Laborn, Zierleisten am Glockenturm.  
131. Bzenze, Kirchenthüre.  
132. Mikulschütz, Kirche.  
133. Ponschowitz, Kirche.  
134. Rudnik, Kirche.  
135. Hammer, Kirche.  
136. Hammer, Grundriß der Kirche.  
137. Laborn, Kapelle.  
138. Laborn, Schallöffnungen.  
139–141. Zierleisten und Schindeln.  
142. Wang, Kirche.  
143. Syrin, Thorbau.  
144. Szupkó, Kirche.  
145. Ploszkó, Kirche.  
146. Ploszkó, Grundriß.  
147. Grundrisschema.  
148. Blockhütte.  
149. Eisenbrod, Rathaus.  
150. Eisenbrod, Rathaus, Rückseite.  
151. Eisenbrod, Rathaus, Innereckenscheit.  
152. Eisenbrod, Rathaus, Dachkonstruktion.  
153. Braunnau, Wohnhaus.  
154. Eisenbrod, Wohnhaus.  
155. Eisenbrod, Giebel.  
156. Eisenbrod, Wohnhaus.  
157. Zittan, Wohnhaus.  
158. Gudbrandsdalen, Bauernhaus.  
159. Semil, Wohnhaus.  
160. Semil, Zierleisten.  
161. Blockhaus aus der Gegend um Füssen.

## Tafel:

## I. Häusergruppe in Treß a. d. M. (Radierung).

Einige Illustrationen sind dem Kriegerischen Aufsatz: »Architektonische Studien an Bauwerken des Mosellandes und Oberrheins« (Weitscher Renaissance) entnommen.





F. Ewerbeck gez.

B. Marnfeld rad.

# HÄUSERGRUPPE IN TREISS <sup>am</sup> MOSEL.

Verlag von F.A. Seemann in Leipzig.

Druck von F.A. Brockhaus in Leipzig.















10 2. Nov. 2006





GHP: 03 MQ14267



P  
03

1994

DXII

MQ  
14 267